
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Berend: Jean Pauls Persönlichkeit



Geburtshaus in Wunsiedel

Jean Pauls Persönlichkeit

Zeitgenössische Berichte

gesammelt und herausgegeben

von

Eduard Berend

Mit 15 Bildbeigaben

1 · 9 · 1 · 3

München und Leipzig bei Georg Müller

Dem Enkel Jean Pauls,

Herrn Oberstleutnant a. D. Brix Förster,

in Verehrung gewidmet

Vorwort.

Als ich vor Jahresfrist von Herrn Dr. Petzet auf die im Besitze der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Berichte von Heinrich Voß über Jean Pauls Heidelberger Besuch aufmerksam gemacht wurde, die bei aller Überschwenglichkeit doch ein ungemein lebendiges und intimes Bild des Dichters geben, da wurde mir die schon lange gehegte Idee zum Entschluß, die zahlreichen uns erhaltenen Schilderungen der menschlichen Persönlichkeit Jean Pauls zu einem Buche zu vereinigen.

Für Sammlungen dieser Art hat sich neuerdings die Bezeichnung „Gespräche" eingebürgert. Ich habe mich zu diesem durch seine Prägnanz verlockenden Titel nicht entschließen können, obgleich die Mehrzahl der Berichte sich zur Not darunter begreifen ließe. Wenn ich auch alles, was uns an mündlichen Äußerungen des Dichters überliefert ist, in annähernder Vollständigkeit zusammengetragen zu haben hoffe, so war dies doch nicht der Hauptzweck, den ich im Auge hatte. In erster Linie kam es mir darauf an, die menschliche Persönlichkeit unsres — trotz allem — größten Humoristen möglichst lebendig und treu vor Augen zu führen. Wiederholt ist das schon von Dichtern versucht worden, indessen im ganzen mit wenig Glück und niemals auf Grund persönlicher Kenntnis*). Das frischeste und treueste Bild werden immer die Berichte von Augenzeugen geben.

*) Am besten noch von Alexis im 2. Bande von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", wo aber doch mehr das Berliner Treiben um Jean Paul

Gewiß ist es eine tiefe und schöne Wahrheit, daß das Wertvolle genialer Persönlichkeiten in ihren Werken steckt und nicht in den Zufälligkeiten ihrer Menschlichkeit. Jean Paul hat selbst das demütig-stolze Wort gesprochen: „Ich bin nicht der Mühe wert gegen das, was ich gemacht.“ Aber darum bleibt das Verlangen, den Menschen, wie er war, kennen zu lernen, selbst auf die Gefahr einer Enttäuschung hin, doch nicht nur von wissenschaftlichem Standpunkte aus berechtigt und natürlich; ja es kann sich wohl, wie in Friedrich Schlegel Lessing gegenüber, zu dem Wunsche steigern, den Genuß aller Werke für eine einzige Unterhaltung mit dem Verfasser hinzugeben. Und bei Jean Paul ist dies Verlangen um so natürlicher und stärker, als bei ihm der Mensch und der Dichter untrennbar miteinander verbunden sind; die ungeheure Subjektivität seiner Poesie drängt auch dem heutigen Leser bald die Frage auf, die zu seinen Lebzeiten so viele Hunderte antrieb, sich schriftlich oder persönlich ihm zu nähern: was war das für ein Mensch, der so fühlte, dachte und schrieb?

Befragt man nun darüber seine Zeitgenossen, so stößt man zunächst auf die größten Widersprüche; Widersprüche, die sich nicht damit abtun lassen, der Mann selber sei voller Widersprüche gewesen. Nicht nur in der allgemeinen Beurteilung lauten die Aussagen der Zeugen entgegengesetzt, indem einerseits manche Bewunderer seiner Schriften sich von seiner Persönlichkeit enttäuscht zeigen, z. B. Tieck, Le Pique, Perthes, dagegen andre, die dem

als dieser selbst geschildert ist. In dem Varnhagen-Neumann-Fouquéschen Romane „Die Versuche und Hindernisse Karls“ erscheint er, ähnlich wie in Baggesens „Vollendetem Faust“ (als St. Preux), doch nur als Karikatur. Heribert Raus kulturhistorisch-biographischer Roman „Jean Paul“ (Leipzig 1861) und Theodor Oelckers' „Jean Paul; novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters“ (Leipzig 1846) sind belanglose Machwerke. Etwas höher steht E. Klees „Mignon-Maria; historische Erzählung aus dem Leben Jean Pauls“ (Stuttgart 1877). — Neuerdings hat Herbert Eulenberg einen trotz falscher Einzelzüge im ganzen doch treuen Schattenriß des Baireuther Dichters gezeichnet.

Dichter kühl gegenüberstanden, von dem Menschen entzückt sind, z. B. Heinrich Voß, Platen, Richard Spazier, sondern auch in bestimmten Einzelheiten, wie etwa der wichtigen Frage, ob er „sprach, wie er schrieb". Wie die Bilder, die uns von Jean Pauls äußerer Erscheinung überliefert sind, so stark voneinander abweichen, daß man sie ohne Beglaubigung kaum für Darstellungen eines und desselben Menschen halten würde, fast so weit gehen auch die Schilderungen seiner Persönlichkeit auseinander. Allein je mehr Berichte man kennen lernt, desto mehr klären sich die Widersprüche; man lernt unterscheiden, was objektiver Befund, was subjektive Zutat des Berichterstatters ist. Wenn für sich allein vielleicht auch kein einziger Bericht ein ganz ungefärbtes, erschöpfendes Bild zu geben vermag, so läßt sich aus ihrer Gesamtheit ein solches doch sehr wohl gewinnen. Allerdings bedarf es dazu der schöpferischen Mitarbeit des Lesers; Phantasie und Kritik müssen ihm gleichzeitig zu Gebote stehen, um aus den widersprechenden Schilderungen sich selber eine Evangelienharmonie zu bilden. Der Herausgeber mußte sich begnügen, bei besonders unzuverlässigen Berichten in den Anmerkungen eine Warnungstafel anzubringen.

Bei der Sammlung des Materials war ich im wesentlichen auf eignes Suchen angewiesen; Goedekes Grundriß versagt hier ganz, und Nerrlichs verdienstvolles Buch „Jean Paul und seine Zeitgenossen" verfolgt andere Ziele und ist zudem in der Angabe seiner Quellen äußerst sparsam. Manches wird mir also wohl entgangen sein, für dessen Nachweis ich sehr dankbar wäre. Dafür kann ich aber zu meiner Freude eine Reihe bisher ungedruckter Berichte bringen*); und auch unter dem bereits Gedruckten wird vieles selbst dem genauen Kenner der Jean-Paul-Literatur unbekannt sein. Auf Vollständigkeit bin ich nicht ausgegangen. Be-

*) Ganz ungedruckt waren bisher Nr. 8, 27, 70, 89, 94, 96—99, 101, 104, 105, 112, 114, 129, 135, 149, 160. Nach den Handschriften berichtigt oder ergänzt wurden Nr. 4, 23, 65, 108, 111, 118, 151.

langloses, Uncharakteristisches, nachweisbar Erfundenes*) ist fortgeblieben, ebenso alle Urteile über den Dichter sowie alles nur äußerlich Biographische. Viele Berichte mußten daher stark gekürzt werden; nur bei den bisher ungedruckten bin ich etwas weitherziger gewesen. Die Auslassungen sind überall durch Punkte angedeutet und gelegentlich, um den Zusammenhang herzustellen, ein oder ein paar Worte abgeändert oder umgestellt. In zwei Fällen (Nr. 133 und 144) habe ich mir erlaubt, zwei teilweise gleichlautende, teilweise einander ergänzende Schilderungen eines und desselben Berichterstatters zu einer zu vereinigen; in andern Fällen (Nr. 89, 94), wo es sich nur um kleine Ergänzungen handelte, sind diese in Fußnoten verzeichnet. Im übrigen sind Wiederholungen nicht vermieden, da sie den besten Prüfstein der Wahrheit geben. Ungünstiges ist nirgends unterdrückt; ja, da der Haß schärfer sieht als die Liebe, die abfälligen Schilderungen daher meist charakteristischere Züge beibringen als die preisenden, ist von ersteren mehr aufgenommen, als zum Gegengewicht gegen die Übertreibungen der Bewunderer an sich nötig gewesen wäre. Mißwollende werden sich natürlich nur an diese Schattenpartien halten; das kann ich nicht helfen. Der gerechte Leser wird sie als notwendige Teile des Gesamtbildes begreifen und würdigen. Hat sich doch Jean Paul selber jede biographische Retuschierung energisch verbeten.

Die Berichte sind, soweit es möglich war, chronologisch geordnet, zusammenhängende jedoch nur, wo es unbedingt erforderlich war, zerlegt. Was sich zeitlich nicht bestimmen ließ, ist als Anhang nachgefügt. Eine Biographie kann und soll die Sammlung nicht darstellen; der äußere Lebensgang des Dichters muß im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Bedauerlich, aber natürlich ist es, daß für die Jugendzeit die Quellen unver-

*) Dahin gehört z. B. die Verlobungskuß-Anekdote (s. Wahrheit aus Jean Pauls Leben VI, 161; Gartenlaube, 1861, Nr. 35, S. 550); ferner Henriette Herz' Angaben über Jean Pauls ersten Besuch in Berlin u. a. m.

hältnißmäßig spärlicher fließen als für das Alter; nicht einmal ein Jugendbild ist uns überliefert. — Orthographie und Interpunktion — aber auch nur diese — sind gleichmäßig modernisiert.

Bei der Auswahl des bildlichen Materials hatte ich nicht auf Schönheit, sondern auf Echtheit zu sehen; ich habe mich bemüht, soweit es möglich war, auf die Originale zurückzugehen. Auch hier erscheint vieles zum erstenmal reproduziert, z. B. die Gemälde von Pfenninger und Kreul, die Zeichnung von Karoline Richter.

In den Anmerkungen habe ich mich auf das Notwendigste beschränkt; insbesondere mußte ich, um nicht ins Uferlose zu geraten, darauf verzichten, Parallelstellen aus Jean Pauls Werken und Briefen beizubringen. Es sind im allgemeinen nur solche Briefstellen angeführt, die die von mir angesetzte Datierung rechtfertigen. Über die vorkommenden Personen gibt das Register Aufschluß. Auf dieses habe ich viel Mühe gewandt. Es soll in seinem ersten Teile, der nach rein praktischen Gesichtspunkten eingerichtet ist, hauptsächlich dazu dienen, das Auffinden von Stellen, die einander bestätigen, ergänzen oder widersprechen, zu erleichtern.

Von vielen Seiten ist mir bei meiner Arbeit die freundlichste Unterstützung zuteil geworden. Für die Überlassung von Handschriften habe ich zu danken der Hof- und Staatsbibliothek München, den Kgl. Bibliotheken Berlin und Dresden, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin, Frau Julie Abegg in Wiesbaden und Fräulein Marie Strodtmann in Ploen; für den Hinweis auf mir unbekannte Berichte Herrn Bibliothekar Dr. Erich Petzet in München, Herrn Oberlehrer Dr. Wolfgang Stammler in Hannover, Herrn Geheimrat Wernekke in Weimar, Frau Professor Unger in München, Herrn Dr. Paul Bornstein in Dachau und Herrn Dr. Karl Freye in Friedenau; für die Erlaubnis zur Reproduktion von Bildwerken der Nationalgalerie in Berlin, der Großherzogl. Bibliothek in Weimar, den Magistraten von Baireuth und Halberstadt, dem historischen Verein für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken in Baireuth, Herrn Oberstleut-

nant a. D. Brix Förster in München, Herrn Konsul Carl Schrag in Nürnberg, Herrn Friedrich Kallenberg in Baireuth und den Geschwistern Justinus, Besitzern der Rollwenzelei; für Vermittlungen und Auskünfte Herrn Stadtbibliothekar E. Becker in Halberstadt, Herrn Dr. H. H. Borcherdt in Weimar, den Herrn Pfarrer Aign und Carl Bencker in Baireuth und Herrn Apotheker Dr. Schmidt in Wunsiedel; für Mithülfe bei der Herstellung des Registers Herrn cand. phil. Erich Schumacher. –

In wenigen Monaten jährt sich Jean Pauls Geburtstag zum hundertundfünfzigsten Male. Möge dies Buch dazu beitragen, daß einige Köpfe und Herzen mehr in Deutschland die Bedeutung dieses Tages zu würdigen wissen!

München, im Oktober 1912.

Eduard Berend.

Inhaltsverzeichnis

O du, dem unter Narrheit, unter Witzen
Der Sehnsucht Zähren an der Wimper blitzen,
In Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant!

Der Kunstform unbarmherziger Vernichter!
Du Feuerwerker, der romanische Lichter
Aufwirft und Wasser, Kies und Kot und Sand!

O du, dem hart am überschwellten Busen
Ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
Der Todfeind des Erhabnen, der Verstand!

Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbesinger!
Herz voll von Liebe, sel'ger Freude Bringer
Im armen Hüttchen an des Lebens Strand!

Du Kind, du Greis, du Kauz, Hanswurst und Engel,
Durchsicht'ger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Bayerland!

Komm, laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm, laß uns weinen, laß uns lachen, trinken,
In Bier und Tränen mächtiger Kneipant!

Friedrich Theodor Vischer.

Der Hofer Gymnasiast (Febr. 1779 bis Mai 1781).

1. Christian Otto:

Seine dem Stoff und der Form nach dorfmäßige, ganz neue und doch vernachlässigte Kleidung, sein treuherzig unbefangener Anstand, sein gleichsam alte Bekanntschaft voraussetzendes Entgegenkommen, das fast für Zudringlichkeit galt, — den städtischen Mitschülern diente dies alles, besonders aber sein in sich gekehrter, auf die äußere Erscheinung unaufmerksamer Sinn, ja sogar sein begeisterter Blick, der ihnen schielend vorkam, zum Spott.



Der Leipziger Student (Mai 1781 bis Nov. 1784).

2. Christian Otto:

Auch in dieser für jeden andern gewiß überaus unglücklichen Lebensperiode fehlte ihm ein hohes Selbstvertrauen und eine Gemütsruhe und jene Freudigkeit nicht, die nur eine ungemeine Geisteskraft und eine ununterbrochene Geistesrichtung auf das Höchste gewähren können. Beide besaß Paul; und durch sie vermochte er alle Gedanken, die sich auf die unwillkommenen Äußerlichkeiten des menschlichen Lebens beziehen, mit Blitzesschnelle abzuschneiden und alle Not, in der er war, und die ihn umgab und täglich zunahm, als sei sie nicht da oder nie dagewesen, wobei er zuweilen mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand

über die Stirne einen Ideengang, den er beseitigen wollte, gleichsam ab- und hinwegstreifte*).

3.

Ein Jugendfreund Jean Pauls erinnert sich, daß er in Leipzig ziemlich allgemein als ein Sonderling gegolten habe. Dazu mochte, außer seiner Neigung, alles zu studieren, auch der Umstand beitragen, daß er, den damaligen Sitten durchaus zuwider, mit unbedecktem Halse einherging und sich den Bart wachsen ließ.

4. Schütze (Barkau) an Jean Paul, 18. September 1798:

.. Zu meinen Erzählungen von Dir gehört noch unter andern, daß ich einst abends auf Dein Zimmer kam, wo Du und Oerthel (ist dieser sanfte liebe Mann noch auf unserm Planeten?) im Finstern saßen und Du zu mir sagtest: „Gut, daß Sie kommen, Schütze, wir sprachen eben von Unsterblichkeit der Seele und wurden beide bange, einer vor dem andern." Auch erzähl' ich, daß Du, um das Überraschende des Frühlings zu schmecken, in den paar Monaten, in welchen sich die Natur entknospet, nicht vom Zimmer kamst, immer noch Schnee und Eis vor der Phantasie hattest und erst dann, wenn der ganze Brautschmuck des Frühlings fertiggeschneidert, ins Freie gingest.

5. J. B. Hermann an Fr. A. Otto, 23. Jan. 1785:

Mit Richtern hatte ich zu Michaeli eine Affäre, die ungefähr mit dem Weinertischen so beschaffen ist, als wenn Dir die Schneiderin schriebe, ich hätte sie und ihren Mann aufgehetzt, Dich zu

*) Auch bei körperlichen Leiden tat er dies, z. B. bei heftigem Kopfschmerz, von dem er (zumal in den dreißiger Jahren seines Lebens) sehr und auf eine Weise geplagt war, daß er das Haupt in gerader und steifer Richtung emporhalten mußte, um jede Bewegung desselben und dadurch die Vermehrung der Schmerzen zu vermeiden. Nur an dieser Kopfhaltung erkannte man seine Leiden, während er mit Ruhe uud Heiterkeit wie sonst an der Unterhaltung Anteil nahm und sie witzig und humoristisch belebte.

verklagen und dgl. Teufelszeug mehr, da ich mich doch gegen Dich immer gerühmt habe, als ob ich Dich verteidigt hätte, und Du glaubtest es geradezu und machtest mir die bittersten Vorwürfe deswegen. Ich könnte Dir erstaunlich viel hiervon erzählen, was die ohnehin empfängliche und alles zur Wirklichkeit schaffende Einbildungskraft des Richters vermochte. Die Folge war dieses, daß ich dem Richter und er mir ganz kaltblütig und vernünftig unsere Meinung sagten, und der Ausgang war, daß er von meiner Unschuld ganz überzeugt (zu sein sich einbildete) und [wir] einander wirklich lieb und wert wurden. Doch eben dieser sein Fehler, sich von einem alten Weibe Dinge weismachen zu lassen, die der unvernünftigste Mensch auch nicht einmal im Trunke tun kann, ist mir noch immer verächtlich. Das ist über alles wahr, ich und Richter wären fähig, die besten Freunde zu werden; aber dann müßte er gerade das nicht an sich haben, was vielleicht andern und gerade seinem Oerthel wohlgefällt. Jetzt sind wir wirklich gut miteinander, und ich habe ihm recht treulich aus Leipzig mit fortgeholfen. Keiner hat dem andern aber noch geschrieben, und es verlangt es auch keiner.



Kandidat in Hof (Nov. 1784 bis Dez. 1786), Töpen (Jan. 1787 bis Juni 1789), Schwarzenbach (März 1790 bis Mai 1794).

6. Helene Köhler:

Bei einer gemeinschaftlichen Landpartie lernten wir Richter durch Christian Otto kennen, der ihn uns als seinen besten Freund vorstellte. Meine Mutter, bei ihrer großen Empfänglichkeit für alles Gute, war von dem genialen Jüngling bezaubert, und sein

glänzender Humor, in welchem sich zu zeigen er die Liebenswürdigkeit hatte, riß sie zu der lebhaftesten Bewunderung hin. Wie war dies auch anders möglich? Witz, Geist, Gedankenfülle, Empfindungsglut sprudelten mit nie zu erschöpfender Fülle aus ihm; alles ward von seinem mächtigen Geiste ergriffen, und wir fühlten, daß wir noch nie einen solchen Nachmittag verlebt hatten. Von nun an kam Richter in unser Haus, und wir wußten bei näherer Bekanntschaft nicht, ob wir mehr seinen Geist bewundern oder seinen Charakter lieben sollten. Kindlich bis zur Naivität, war er immer bescheiden, offen und gut. Liebenswürdig, fremd in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens, ließ er sich mit rührender Gutmütigkeit den Spott über kleine Ungeschicklichkeiten gefallen; so scharf seine Feder und seine Worte treffen konnten, nie ward er wahrhaft verletzend, nie traute er jemandem eine böse Absicht zu; sein heiterer, genügsamer Sinn nahm willig jede kleine Freude auf, und ihn ergötzte, was andere oft kaum bemerkten. Für die Welt ward er ein Gegenstand der Bewunderung und des Ruhms, aber für diejenigen, die das Glück hatten, ihm als Jüngling nahezustehen, blieb er stets der Inbegriff des Edlen und Reinen! . . .

Es begann nun in unserem Hause eine schöne, genußreiche Zeit, an welche ich noch jetzt, nachdem alle Stürme des Lebens über mein Haupt gegangen sind und so viele schöne Erinnerungen entlaubt haben, mit süßer Wehmut zurückdenke! Christian Otto war und blieb unter seinen Brüdern der innigste Freund Richters. . . . Richter liebte jenen um so mehr, je häufiger er Gelegenheit hatte, ihm Schonung und Nachsicht zu beweisen; denn Christian Otto hatte eine etwas krankhafte, hypochondrische Natur; es kamen Tage des Trübsinns und der üblen Laune über ihn, wo er mit schonender Rücksicht und Freundschaft behandelt werden mußte, und niemand verstand dies besser als Richter. Immer wußte er ihn zu erheitern und zu zerstreuen, durch ein Buch, durch einen Spaziergang, zuweilen auch durch einen Besuch bei uns. Hier

siegte bald die gute Laune der Jugend über alle hypochondrischen Gedanken. . . . Wir alle waren jung, lebensfroh, zufrieden; wir ergötzten uns an Gesellschaftsspielen, bei welchen das witzige Schreibespiel obenan stand, und die reinste Heiterkeit herrschte in unseren Abendzirkeln, die oft in den verschiedenen Häusern wechselten.

Richter arbeitete mit bewunderungswürdigem Fleiße. In der stillen Holunderlaube des kleinen idyllischen Häuschens am Schloßplatz entstanden viele jener Blätter, welche sich bald zu dem reichen Kranz des Ruhmes winden sollten, der das Haupt des gefeierten Dichters schmückte.

7. Amöne Herold:

Oft, wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt und er sich und uns mit seinen Phantasien auf dem Klavier in solche wehmütige Stimmung gebracht, daß uns die Tränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiterspielen konnte, brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach uns von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern (meist waren es drei) und seinem ganzen häuslichen Glück; dann prophezeite er auch wohl, aber immer mit der Miene, mit der er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und alle Welt von allen Welten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde, wenn er nur erst aus dem Höfer Druck in einen andern mehr hineinkommen, und es würde von ihm im ganzen Lande die Rede sein, und die Höfer würden – dies waren seine Worte – noch große Augen machen über ihre jetzigen kleinen, und Fürstinnen und Prinzessinnen würden uns noch einmal um das Glück seiner Gesellschaft beneiden, – was uns alles freilich sehr unglaublich vorkam.

8.

Es war in den 1780er Jahren, als Jean Paul nach seinem Abgange von der Leipziger Universität, wo er Theologie studiert

hatte, bei einem Kammerherrn im Thüringer Walde[1]) einige Zeit die Stelle eines Hofmeisters bekleidete. Sein Leben als solcher schien fast nur kontemplativ zu sein. Denn sobald seine Lehrstunden, die er gewissenhaft abwartete, vorbei waren, eilte er ins Freie, am liebsten in den Wald, legte sich hier unter den ersten besten Baum, starrte unverwandt Wald und Himmel an, zog dann und wann ein weißes Blatt Papier aus der Tasche, schrieb darauf einzelne Worte und eilte nicht selten gleich nach dem Schreiben fort, um zu Hause Gedanken und Bilder, die er sich dort nur angedeutet hatte, weiter auszuführen und auszumalen. Jedem, der ihm unterwegs begegnete, wich er von weitem schon aus; mußte er aber ja einem Bekannten oder Freunde stichhalten, blieb er so einsilbig und kalt, daß man ihn gern bald wieder sich selbst überließ. Überhaupt suchte er damals nie Umgang, sondern floh ihn vielmehr und galt deshalb für den größten Sonderling, mit dem niemand gern verkehrte. Wer ihn aber näher kennen lernte, fand stets Gelegenheit, Geist und Witz an ihm zu bewundern.

9. Heinrich von Spangenberg:

Während seines Aufenthaltes in Töpen und später in Hof war Jean Paul öfters in dem nur eine Stunde von Töpen und zwei Stunden von Hof entfernten Gute Venzka und dort der Familie v. Spangenberg sehr willkommen, die er schon in früher Jugend kannte. . . . Mit einem Buche in der Hand, worin er im Gehen zu lesen pflegte, kam er gewöhnlich in den Abendstunden dahin, ging aber früh, nicht selten vor Tagesanbruch, im stillen wieder fort. Vorzüglich gern unterhielt er sich mit der Frau v. Spangenberg und ihrer jüngsten Tochter, und obgleich er fast so zu sprechen pflegte, wie er schrieb, so hatte dies in seinem Munde doch nichts Gesuchtes oder Erzwungenes. So äußerte er unter anderem einmal beim Abschied: „Es wäre jämmerlich, wenn ich

[1]) Kammerrat v. Oerthel in Töpen im Vogtlande.

sagen wollte, es wäre mir angenehm, bei Ihnen gewesen zu sein – denn wie wenig will das sagen!"

Die angeborene Sanftmut und Milde, die in seinem Wesen lag, ging auch auf seine Worte über, die durch seinen Baireuther Dialekt einen ganz eigentümlichen Reiz erhielten; und sein lebhafter, stets beschäftigter Geist bewog ihn, sich über jede neue Idee mitzuteilen, welche sich in ihm regte.

10.

Einst tritt seine Speisewirtin [in Schwarzenbach] Christiane Stumpf zu ihm ins Zimmer und findet ihn bleich, mit verstörter Miene am Fenster stehn. Sie ruft ihn an, aber erst beim dritten Male erwacht er wie aus einem hypnotischen Schlaf und dankt der Frau mit aufgehobenen Händen, daß sie ihn durch ihr Dazwischentreten vor dem Ausbruch des Wahnsinns gerettet habe [1]).



Schriftsteller in Hof (Mai 1794 bis Okt. 1797).

11.

Ein Freund, der ihn einige Zeit nach der Erscheinung der unsichtbaren Loge besuchte, äußerte in bezug auf dies Werk seine Verwunderung über die richtige Zusammenstellung der Bilder und Analogien, die erst sehr weit hergeholt zu sein schienen. Jean Paul zeigte ihm hierauf seine mannigfachen Exzerpte, nach denen er das Ähnliche wieder in eine Art von Synopsis zusammenfaßte. – Seine Studier- oder Wohnstube bot damals ein wahres und schönes Bild seines einfachen und edlen Sinnes dar, der das Hohe und Niedere zugleich umfaßte. Während seine Mutter,

[1]) Nach Mitteilungen einer Enkelin dieser Frau Stumpf. Letztere äußerte wiederholt den Wunsch, diese merkwürdige Begebenheit möchte der Erinnerung bewahrt bleiben.

die damals bei ihm war, sich der Wirtschaft tätig annahm und am Ofen und auf Bänken sich damit beschäftigte, saß Jean Paul in einer Ecke desselben Zimmers an einem einfachen Schreibtische, von wenig oder gar keinen Büchern umgeben, doch mit einigen Regalen, welche Exzerpte und Manuskripte enthielten. Das Geräusch der wirtschaftlichen Vorkehrungen schien ihn ebensowenig zu stören als das Girren der Tauben, welche in der übrigens ziemlich geräumigen Stube umherflatterten.

12. Joh. Theodor Benjamin Helfrecht:

Die Bücherverkäufer machten großen Gewinn mit Shakals [Jean Pauls] Schriften und bezahlten ihn auch gut. Hiervon aber machte er den edelsten Gebrauch. Er zog nach Alhama [Hof], ernährte seine dürftige Mutter und reichte seinen Geschwistern alle Notwendigkeiten des Lebens auf eine so uneigennützige Art, als sie nur denkbar war. Wo er sonst etwas Gutes im stillen tun und eine heilsame Anstalt befördern konnte, da war niemand williger als der edeldenkende Shakal. Selbst Bequemlichkeiten und äußerlichen Schmuck versagte er sich und hielt sich für glücklich, wenn er den Seinigen wohltun oder sonst die Summe des Guten vermehren konnte. – Er las und exzerpierte nun von neuem und machte Anlagen zu künftigen Schriften. Seine Lesebegierde war so stark, daß er auch fast immer bei dem Spazierengehen las, wenn er auch zuweilen das Schicksal des Thales hatte... Aber Shakal war nicht bloß ein Mann für die Studierstube. Er suchte manche Gesellschaften auf, in welchen er Menschen studieren konnte. Denn dieses war seine Hauptsache. Einen neuen Charakter gefunden zu haben, gab ihm einen Festtag: und Alhama hatte so wenig Mangel an Toren, daß es ihm an Stoff zu Beobachtungen nicht fehlen konnte. . . . Er bemerkte auch Törinnen und gute weibliche Seelen und merkte sich vielerlei Züge, die er in seine Sammlungen eintrug. Seinen meisten Umgang widmete er der belesenen Zulima [Amöne Herold], welcher er vieles von

seiner Weisheit mitteilte. Gegen diese fühlte er rein platonische Seelenliebe. So sagte der Ruf, und ich habe nie gehört oder gelesen, daß diese Seelenliebe eine Rückwirkung auf den Körper gehabt habe. Für körperliche Reize hatte die Natur bei Shakal fast gar nicht, bei Zulima nur mäßig gesorgt. Ich glaube also, daß es bloß bei der Seelenliebe geblieben sei. Beide hatten manche Ähnlichkeit. Beide lasen gern. Beide liebten Scherz und muntere Launen, beide peitschten gerne Toren mit der Zunge, beide liebten die Tonkunst. Waren gleich beide ein wenig verschraubt, so hatten doch auch beide noch viel natürliches Gefühl und Geschmack übrig behalten. Zulimas ganze Familie liebte Shakal und Shakal sie, und zuweilen machte er hier bei häuslichen Vorfällen den Schiedsmann und Richter. Seiner Zulima widmete Shakal viele seiner Stunden, die er seinen gelehrten Arbeiten entziehen konnte. Er unterhielt sich aber auch gern mit andern Schönen, ohne sich jedoch in eine nähere Verbindung einzulassen. In vielen andern Gesellschaften war Shakal wohlgelitten, und überall hallte der Name Shakal von allen Wänden wieder. Er hatte Ehrliebe genug, um sich nicht wegzuwerfen, Menschenkenntnis genug, um zu wissen, wie er jeden behandeln müsse und mit wem er sicher verkehren dürfe, Anmut genug in seinen Unterredungen, um Verlangen nach seinem Umgang zu erwecken. Ein Scherz, ein naiver Einfall jagte den andern; wer Scherz liebte, suchte ihn. Der Gelehrte fand an ihm einen Mann von weitläuftiger Belesenheit, seltenen Kenntnissen und tiefem Nachdenken; und wenn auch Shakal nicht lange bei einer Materie verweilen konnte, sondern leicht wie ein Aal entschlüpfte und in krummen Mäandern herumfuhr, so ging man dennoch aus seinem Umgang fast nie ohne Belehrung, selten, ohne etwas Neues gehört zu haben, hinweg. Oft aber ergriff ihn auch sein Eifer, ernst und derb den Mann zu strafen, der mit der Wahrheit sein Spiel trieb, und zuweilen entfernte die Äußerung widriger Laune die, welche ihn wirklich liebten. Er widersprach alsdann mit ungestümer Hitze,

sagte manchem mit Bitterkeit, was er von ihm dachte, und war sogar imstande, einst einem braven Manne, der ihm ganz ergeben war, in einer Gesellschaft ins Ohr zu sagen: „Höre, Lamed, du bist ein Narr!“

Besuch in Weimar (10. Juni bis 2. Juli 1796).

13. Goethe an Heinrich Meyer, 20. Juni 1796:

Richter aus Hof, der allzubekannte Verfasser des Hesperus, ist hier. Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu wünschen gewesen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den Unsrigen gerechnet werden.

14. Goethe an Schiller, 22. Juni 1796:

Richter ist ein so kompliziertes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen; Sie müssen und werden ihn sehen, und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen; man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen.

15. Schiller an Goethe, 28. Juni 1796:

Vom Hesperus habe ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartet hatte; fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal [25. Juni] und kann also noch wenig von ihm sagen.

16. Charlotte von Schiller an Goethe, 1. Juli 1796:

Hesperus ist auch bei uns erschienen, er hat doch eine leichtere Art sich zu äußern, als ich mir's nach seinen Produkten dachte, und seine Gutmütigkeit nimmt mich für ihn ein. Ich möchte ihn aber doch nicht immer sehen. Die disparaten Vorstellungen

in seinen Schriften scheinen doch auch in seinem Umgang zuweilen hervor.

17. Goethe an Schiller, 29. Juni 1796:

Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben; seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmutung zu uns zu haben scheint.

18. Dr. Lütkemüller:

Ich lernte ihn im Schauspielhause [18. Juni] kennen und bezeugte ihm das hohe Interesse, womit Wieland seinen Hesperus gelesen habe. Er fragte mich, ob ich dessen auch gewiß wäre, und äußerte sich nach meiner bestimmten Versicherung abgebrochen, fast verwirrt. Die Oper Don Juan wurde gegeben, und Mozarts Musik wirkte auf ihn sehr stark. Ich sprach zudem mit ihm im Zwischenakte bei unruhiger Umgebung und erinnere mich noch folgender von ihm gesprochenen Worte: „Wielands Beifall ist viel; hab' ich ihn gefunden, so ist's Glück. Was halten Sie von Mozarts Komposition?" – „Sein Don Juan scheint mir das Größte, was ich von ihm kenne." – „Es ist Geistersprache, und die Worte? Ich höre sie nicht. Was ich schrieb, kömmt dieser Musik nicht gleich. Ich kann mir nicht genügen; und wer könnte das auch? Der Zwischenakt vergißt sich; er ist Spott des Stücks. Geist und Gefühl sind unendlich. Der Stoff ist Chaos, Geist und Gefühl sind Weltschöpfer."

19. Karoline Herder an Gleim, 24. Juni 1796:

Denken Sie, Jean Paul Friedrich Richter ist seit vierzehn Tagen hier! Der beste Mensch, sanft, voll Geist, Witz, Einfällen, das beste Gemüt, und ganz in der reinen Welt lebend, wovon

seine Bücher der Abdruck sind. Milde wie ein Kind und immer heiter. Sehen Sie, der ist ein echter Jünger der Weisheit. Wie war er gerührt und erfreut, als er hörte, daß Sie seine Schriften mit dieser Teilnehmung lesen! Vielleicht besucht er Sie einmal; künftiges Jahr, wenn Sie mögen. Er hat noch eine Mutter und einen Bruder von achtzehn Jahren und seinen Freund Otto; diese drei liebt er über alles. In Hof, anderthalb Tagereisen von hier, im Baireuthisch-Preußischen, und also Ihr Landsmann, da wohnt er mit seinen drei Freunden, unabhängig, und lebt von seiner Schriftstellerei. In keine andere Verhältnisse wünscht er nicht; er tauge nicht hinein, sagt er, und hat auch recht. Einen unerschöpflichen Vorrat zu vielen Büchern hat er noch; er ist eine unversiegbare Quelle. Wir haben ihn herzlich lieb. Wenn er von dem Inhalt des Buches spricht, das er soeben schreibt, so wird sein Auge so glänzend...

20. Herder an seinen Sohn August, 1. Juli 1796:

Richter, der Verfasser von Hesperus, ist drei Wochen hier gewesen. Morgen reiset er ab. Er ist ein eigener, genialischer und spiritualer Mann – letzteres im doppelten Sinne des Wortes. Er hat sich hier sehr gut und liebenswürdig betragen.

---

21. Joh. Friedr. Reichardt an seine Frau, Hof, 5. Sept. 1796:

Ermüdet vom Schreiben, fiel mir gestern nachmittag eben noch zur rechten Zeit ein, daß ich mittags an der Table d'hote aus Mitleiden meinen Namen zu einem Konzert, das denselben Abend auf dem Rathause gegeben werden sollte, mit aufgeschrieben hatte, und daß ich auf dem Umlaufzettel den Namen Richter bemerkt hatte. Bei meiner ziemlichen Unbekanntschaft mit den neuen Produkten der deutschen schönen Literatur hatte ich zwar nichts von den beliebten Romanen dieses Dichters gelesen: mehrere meiner Freunde hatten mir aber schon öfters von ihm als einem

humoristischen Geist gesprochen, wie ihn die deutsche Literatur noch gar nicht habe, und so nahm ich ihn auf meiner Liste von merkwürdigen Menschen im Frankenlande bereits von Hause mit.

Ich ging also zur Konzertstunde nach dem Rathause . . . . Das Stück, in das ich trat, war bald zu Ende, und ich ließ mir meinen Mann Richter zeigen. So wenig vorteilhaft auch der erste Eindruck war, den mir sein äußeres Wesen und sein, wie es mir im ersten Augenblicke schien, gesucht witziger Ausdruck machte, so ließ ich mich doch nicht abschrecken, sondern bat ihn um die Zusage, mit mir den Abend freundschaftlich zuzubringen. Er willigte gern ein, versprach, später nachzukommen, und ich eilte wieder zu meinem Schreibtische.

Gegen neun Uhr kam Richter, wie es schien, mit einer Reihe von humoristischen Einfällen ausgerüstet; indes paßte alles, was er sagte, immer sehr gut und witzig auf die augenblicklichen Veranlassungen, und ich ward bald gewahr, daß wirklich eine sonderbar rastlos wirkende Seele in ihm sei, die mit einer ganz eignen Phantasie alles, was sie berührte, auf eine sonderbare Weise zuspitzte. Sein sonderbares äußeres Wesen setzte mich anfänglich fast in Verlegenheit: er schlurrte in zu weiten Schuhen die Stube auf und ab, mit langem, geradem, fast hintenübergebogenem Rücken und in die Höh geworfenem Kopfe, dessen kahle Glatze er mit der rechten flachen Hand oft bedeckte; sein ganzes Gesicht sah wie der personifizierte (englische) Humor aus. Über die Sonderbarkeit unsers Zusammentreffens gerade an jenem Orte, unsers Beisammenseins in einem Zimmer, das im Winter auch wieder gewöhnlich zu Konzerten angewandt würde, jagten sich witzige Einfälle und echt sentimentalische Ausdrücke.

Das Essen kam, er aber wollte sich nicht zu Tische setzen; er hätte längst gegessen, er wäre keiner Abweichung von seiner gewöhnlichen Diät fähig; in Hof kämen die guten Leute nur abends nach Tische zusammen, um ein lustiges Glas Wein miteinander zu trinken usw. Wir setzten uns also zum Glase Wein

gegeneinander über. Mit dem festen Sitz und der geraden Richtung mit Aug' in Auge schien mehr Ruhe in sein Wesen zu kommen. Ich brachte ihn auf Weimar, wo er sich in diesem Frühjahr einige Zeit aufgehalten hatte, und nun enthüllte sich immer mehr eine schöne, gefühlvolle Seele und ein rein auffassender Geist in ihm. Die treffendsten Urteile über jene merkwürdigen Menschen, die ich seit vielen Jahren zu kennen glaube, und denen der unbefangene Mensch tief in die Seele geblickt hatte, setzten mich oft in Erstaunen. Bei ganz herrlichen Sachen, die er über Goethes göttliches Genie und über dessen moralischen Charakter sagte, fuhr mir durch die Seele, daß er ihn wie Du und ich zusammengenommen beurteile und damit gerade am richtigsten träfe. Es fiel ihm auf, daß ich eine lebhafte Rührung unterdrückte; er dringt in mich, ihm nichts zu verschweigen, und ich sag' ihm ganz unbefangen, ich wünschte in diesem Augenblick, daß mein liebes Weib mit uns wäre und ihren schönen Anteil an unserm Gespräch nähme – und nun stürzen dem Menschen die hellen Tränen aus den Augen; er springt auf, umfaßt mich, weiß sich nicht zu lassen, der schönste poetische Ausdruck einer überströmenden Empfindung ergießt sich aus ihm über die Seligkeit, einen Mann zu sehn, der in solchem Augenblick sich sein Weib zur Seite wünschen kann. – Ich müßte Bogen vollschreiben, um Dir nur einige Begriffe von seinem Enthusiasmus zu geben. – Er läßt mich nicht los; ich muß ihm von Dir erzählen, ich muß ihn etwas aus Deinen Briefen lesen lassen; er will Dir schreiben, gleich auf der Stelle, er muß nach G[iebichenstein]. – Wahrlich, ich kann mich in diesem Augenblick nicht genug wundern, daß ich die Szene so lange ohne Widerwillen habe ertragen können, und es ist mir der sicherste Beweis, daß sein Enthusiasmus ebenso wahr gewesen ist als die Liebe, die das Wort aussprach. Der ganze Mensch ist mir auch wieder ein Beweis für die alte Bemerkung geworden, daß die verschiedensten Menschen sehr wohl miteinander existieren können, wenn bei beiden nur Wahrheit zum Grunde liegt.

Beim Scheiden gegen Mitternacht mußte ich ihm zusagen, daß ich heute bei ihm einige Stunden zubringen und dann einige liebe Familien des Ortes mit ihm besuchen wollte, in deren Mitte er sein einfach=glückliches Leben verlebt. Und davon komme ich jetzt mit der angenehmsten Rührung und Befriedigung her. Ja, guter lieber Jean Paul, das hat dich zu dem Menschen gemacht, der du bist, daß du mit solchen lieben, herzigen, rein empfäng=lichen Menschen in traulicher Liebe lebst; daß du Raum hast in deiner weiten, ungeweißten Bodenstube mit deiner braven alten Mutter und dem jungen wackern Bruder; daß dir der altväterische Stuhl und Tisch, an dem du vielleicht zuerst dich aufrichtetest und die ersten jugendlichen Züge hinmaltest, noch nicht zu alt=modisch geworden; und daß so deine ganze Umgebung dich durch nichts aus dir selber herauszieht, du so in seliger Abgeschiedenheit mit dir selbst wie mit deinem besten Freunde lebst. Wie du in Hof lebst, um jährlich daraus zu verreisen, so reise auch nur stets, um gerne und immer lieber wieder in dein Element, den lieben trauten Kreis, zu=rückzukehren und uns eine Welt aus deinem Innern darzustellen.



Leipzig (Nov. 1797 bis Okt. 1798).

22. Paul Emil Thieriot:

[2. Nov. 1797.] Ich erschrak, da ich abends hörte, er wäre da. Aber noch mehr, da ich am folgenden Morgen erfuhr, daß er neben mir in demselben Hause wohnte. Ich wollte mir an=fangs das Vergnügen aufsparen, das mir gewiß war, ihn zu besuchen und mit ihm bekannt zu werden, aber ich hielt mir nicht Wort. Ohne Hut und — Kopf ging ich abends nach dem Kon=zert zu ihm, trat, innerlich ohne Vorbereitung, dreist wie zu einem Bekannten herein (ich hatte mich nicht einmal im Konzert vor=

stellen lassen wollen, eigentlich ekelte mich vor dem Präsentierteller), berief mich auf meine Nachbarschaft, auf meinen gleichen Namen und vorzüglich darauf, daß ich einer seiner fleißigsten Leser sei, und der oft nach Hof zu reisen gewünscht seinetwegen. Aus reiner Liebe, bloß um anzuschauen, käme ich zu ihm; „ich kenne Sie, kennen Sie mich wenigstens als einen, der Sie kennt." Er: „Ei, mein Lieber, Sie sind so enthusiastisch – es ist doch sonderbar – sagen Sie mir, sind Sie immer so sonderbar wie jetzt? Kommen Sie doch zum Ofen." Wir sprachen vom Konzert. Er gratulierte sich, nach langer Zeit einmal wieder eine ordentliche Musik gehört zu haben. Er lobte die erste Haydnsche Symphonie (aus C-dur mit dem And. con Variaz. aus f), vorzüglich den Ideenreichtum darin. Campagnolis Spiel hatte ihm gefallen, ich sagte ihm, ich sei ein Schüler desselben, ich spielte gut und sei einer der besten Spieler in Leipzig. Der dritte Teil von Hildegard von Hohenthal lag aufgeschlagen auf dem Tische; er zeigte mir eine Arie, die heute gesungen worden war, angeführt. Er fragte mich um meinen Lieblingsschriftsteller. Ich nannte ihm ihn selber. „Ich glaubte, Sie würden mir aufrichtiger antworten," replizierte er. Ich nahm das übel und erwiderte in einem festen Tone ... „Wohl etwa im humoristischen Teile?" fragte er. Hier hatte ich Gelegenheit, ihm zu sagen, daß ich ihn g a n z, beide Teile faßte. Ich bat ihn auf die obige Frage, er möchte mich lieber fragen, welches mir unter seinen Büchern am besten gefalle, gab mir aber selber keine bestimmte Antwort. Der Hesperus, sagt' ich, weil er am stärksten ist, wobei er bemerkte, daß er dadurch um nichts klüger wäre (hier hätte ich den Examinator und Pädagogen merken sollen) ... Ich kann noch nicht begreifen, mit welcher Unverschämtheit ich die Frage: „Vielleicht gefällt Ihnen Pope?" mit n e i n beantwortete (ich dachte an die Engländer überhaupt), und über Sterne, wo ich antworten konnte, drückte ich mich nur halb aus. Er riet, ihn mehrmals zu lesen, um ihn zu goutieren, welches ich als schon wissend annahm. Wieland,

sagte ich, könne ich nicht leiden; Goethen (das war wenigstens unbesonnen) größtenteils. Er wußte nicht, was mir an Goethen nicht gefallen könne. „Wie gefällt Ihnen sein neuestes Gedicht (Hermann und Dorothea)?" fragte ich. Er hängte sich erst ein wenig an die Unvollkommenheit der Frage. Dann sprach er über Goethes Werke überhaupt, die er in die des griechischen und des deutschen Geschmackes teilte. „In dem letztern hat er den Werther und die kleineren vermischten Gedichte im achten Bande und andere geschrieben, die in ihrer Art vollkommen sind. In diesen ist mehr Subjektivität, Feuer, er hat sich selbst dargestellt." In den griechischen Gedichten (der Iphigenia und den neuesten) wär' er ein kalter Spiegel der Objekte. Niemand verstünde die Charakteristik besser. Über Schiller gab er mir, oder vielmehr der allgemeinen Stimme über seine Verschlimmerung, recht.

Von seinen Schriften sagte er: „Da glauben sie, es sei alles ein Strom, der von selber fortläuft, und ich tue eher alles mit der Kritik. Sie übersehen die oft im Anfange fein angelegten kleinen Umstände, die die Folge motivieren." Von seinen satirischen Schriften, der ersten Arbeit, sagte er, man müßte sie behandeln wie Epigramme und nicht zu lange darin lesen. Ich dehnte das auch auf seine neueren Schriften aus, er meinte aber, darin für Abwechslung genug gesorgt zu haben. Seine Zitate sind alle richtig. Er sprach von seinen Exzerpten, die ihm wichtiger wären als seine Bücher, und von seinem Exzerpierblick, den er durch lange Gewohnheit gewonnen, das für ihn Interessante schnell herauszufinden. In der Geschichte der Vorrede zu Quintus Fixlein hat er niemand gemeint, und er haßt alle persönliche Satire. Auch in der neuen Ausgabe des Hesperus hat er den Namen „Schneider", wenn es ihm gleich ein Gleichnis verdarb, ausgestrichen. Nur „Hoffmann" in der Parallele mit dem Spitz ist stehen geblieben, „weil er es verdient"; ich fand dieses Prinzip unzureichend. Er will aber, man soll sich gegen das Herz eines Autors alles erlauben (versteht sich, was an sich erlaubt ist), aber

gegen den Kopf nicht, weil das bei dem, der getan, was er gekonnt, nichts nutzt, aber dem Angreifer (bei seinen Freunden) schadet.

Noch fällt mir ein, daß ich ihn einmal bat, mir etwas „ohne Umstände" zu sagen. „Ich wüßte nicht, warum ich welche machen sollte," antwortete er und setzte hinzu: „zumal, da Sie keine machen."

Ich weiß nicht, ob er mich eingeladen hat, wiederzukommen, denn ich ließ ihm keine Zeit dazu, sondern drang ihm die Erlaubnis ab, nachdem ich ihm scherzhaft geraten, auszuziehen, weil ich ihn oft stören würde. Er beantwortete das gutmütig: es wäre ihm selbst in Hof noch niemand lästig gewesen; das müßte auch ein Kopf ohne Herz sein, dem es nicht lieb wäre, geliebt und gesucht zu werden.

Auf meine Klage, daß ich so gespannt, so wenig ruhig und frei in diesem Augenblicke wäre, bemerkte er, an Freimütigkeit ließ' ich es wenigstens nicht fehlen.

Er liebt nichts mehr als Familien. Als ich ihm von einer Dame, die ihn lese, sprach, äußerte er sich über die Weiber überhaupt und ihre Unfähigkeit, Humor zu verstehen. Sie machten sich weis, etwas zu fühlen . . .

Ich fand ihn zu vernünftig und mich zu toll.

23. Johann Friedrich Abegg:

[6. Mai 1798.] Nun gingen wir zu Jean Paul, er wohnt im dritten Stock, und sein Arbeitszimmer sieht sehr einfach aus. Gegen das eine Fenster ist ein langer Tisch gestellt; zur Rechten hat er ein Gestell mit Brettern, auf welchen von oben bis unten Mappen, als wäre er ein Advokat, liegen. Seine Bibliothek ist sehr schwach, diese steht gleich an der Türe und ist nicht gehörig geordnet, wie ich aus einem Umstande, den ich nachher erzähle, schließen konnte. Er selbst ist nur wenig größer als ich und noch hagerer. In seinem nicht gerade schönen, aber doch sehr interessan=

ten Gesichte ist ein immer reges Spiel der Seele sichtbar; sein Auge ist eigentlich grau, aber etwas gedeckt, oder vielmehr eine Art von Flor, wie der Begeisterte ihn hat, ist über dasselbe gezogen. Sein Anstand ist natürlich, aber nicht nach den Schönheitslinien eingerichtet. Mit vieler Teilnahme hörte er mich und war bald in lebhaftem Gespräche mit mir. Ich sagte zu ihm: er sei eigentlich ein Schriftsteller für sich, den ganzen Menschen Jean Paul ... Nach allen seinen Teilen und Anlagen sei der Mensch in ihm entwickelt, und nach allen diesen Richtungen seiner moralischen Kraft äußere er sich, wenn er, wo immer, von außen dazu gereizt und gedrungen werde. Daher mache er auf mich einen so tiefen und starken Eindruck, weil keine Fiber an mir sei, die er nicht berühre, und eben wegen der Menge der Berührungspunkte mit ihm ein inniger Rapport zwischen ihm und mir entstehen müsse. Daher müsse er auch nur wenige aufrichtige und ganz heiße Bewunderer haben und könne auch nicht von allen verstanden und in allem liebgewonnen werden. „Was Sie mir da sagen," setzte er hinzu, „ist mir sehr rührend und erfreulich. So ist's wirklich mit meiner Schriftstellerei, und dieses will ich, ungeachtet viel mehr Studium, eigene Kritik und Sorgfalt von mir angewandt wird, als man demnach glauben sollte. Ich arbeite kein Buch aus, ohne bestimmte Tendenz zu haben, und eine gewisse allgemeine Popularität getraute ich mir zu erlangen, wenn ich wollte. Vielleicht, wenn mich einmal der Schlag getroffen hat, werde ich populärer schreiben." Ich fragte ihn nach seinem Titan, und welchen Inhalts im allgemeinen das Buch sein werde. „Der Hauptzweck ist, gegen die ungleiche Ausbildung zu wirken, insonderheit den Künstler-Egoismus, die [!] in der Welt nichts sehen, als was sich lieblich um sie beweget, denen die Welt nichts ist als die Leinwand und die Materialienkammer, auf welche sie malen, die an nichts innig teilnehmen, kalt sind im inwendigen Wesen und nur begeistert werden zum Vergnügen und durch das Vergnügen. Daher kommen in dem

Buche lauter Krisen, im guten wie im schlimmen, vor, um recht erstaunlich und fühlbar zu machen, wie die einseitige höchste Bildung sogar ausarte zum Erstaunen und Entsetzen, wie die Xenien bewiesen." — „Dies ist also die bestimmte Tendenz dieses Buches?" — „Ja, so wie alle meine Schriften eine bestimmte Tendenz haben: denn ich habe mehr Plan und Absicht in meinen Schriften, als man gewöhnlich glaubt." — Ich dachte an Goethe, als er mir obiges sagte, und leitete das Gespräch auf ihn. Er sei so vornehm, sagte ich, eine kalte Erhabenheit stoße zurück. „Das ist ihm nicht natürlich," sagte er. „Er tut es, um sich in der Höhe zu halten." — „Doch finde ich", sagte ich, „in seinen Schriften dasjenige, was ich mir unter Griechheit denke, am vollkommensten." — „Richtig! Goethe kann aber jetzt nichts anderes mehr sein! Maßzuhalten in allem, damit die Schönheit nicht leide, dies ist und war Griechheit. Aber darum sind sie nicht das Höchste. Ich bin gewiß, daß die Griechen manche Arbeit von Goethe mit Entzücken lesen würden und von Shakespeare: wir sind in vielem weiter denn sie." — Ich erzählte ihm manches von meiner Lage, meiner Art, die Dinge um mich her anzusehen und mir wohltuend und minder widerlich zu machen. „Sehr anziehend," sagte er. „Ich möchte Pfarrer sein, wenn ich nur nicht predigen müßte. Bin überhaupt dem Stande sehr gut, vielleicht, weil mein Vater auch Pfarrer war. Mit dem Eigennützigen des Menschen, insonderheit insofern man selbst durch den Eigennutz versucht und gereizt werden kann, hat dieser Stand weniger als andere zu kämpfen." — „Dies ist nicht ganz richtig," sagte ich, „hat aber auch nichts zu sagen, indem jeder Sieg ja belohnet." — „Oh, es gibt doch zu kämpfen genug," sagte er, „jeden Augenblick genug. In der Wirklichkeit ist das Idealische nicht zu suchen, zu finden." Es schlug 12 Uhr, und ich schämte mich, länger zu bleiben. Ich sagte ihm vorher, daß ich nicht gehen würde, bis er mich heiße, und nun ging ich doch ungeheißen. „Sie halten nicht Wort," sagte er, „ich danke aber herzlich für

den Besuch," und drückte mir herzlich die Hand. Von Schlichtegroll, seinem Gevatter, freute ihn mein gutes Urteil von seinem moralischen Charakter. . . .

(Nachmittags im Rudolphischen Garten.) Ich traf ihn wieder an und redete lange und viel mit ihm. „Sie sind wohl gern in dem Gewühle der Menschen?" sagte er. „Nein," antwortete ich, „ich sehe es gern von einem Standpunkte an." — „Ist einerlei! Denn was wollten Sie anders tun, wenn Sie sich auch unter den Leuten umherbewegten?" — „Sie haben", sagte ich, da wir über eine Stunde im Garten auf und ab gingen, „einmal etwas von Ihren Geheimnissen offenbart, das auf jeden Fall aber auch ganz offenbart Ihnen nichts schaden kann; nämlich Sie haben irgendwo gesagt, wie Sie studieren, wenn ich es so nennen darf?" — „Ja, das habe ich," sagte er, „und es ist gar kein Geheimnis. Es besteht im Exzerpieren. Wohl exzerpieren muß man, und alle Schriften, die man lieset: sonst fällt alles durch und nützt wenig. Aber gute Exzerpte machen große Bibliotheken entbehrlich. Freilich sind sie der Hebel nur, und die dynamische Last der Seele muß vorhanden sein, sonst nützt der beste Hebel nichts." — „Doch", sagte ich, „kommt es oft viel darauf an, wie der Hebel ist, glatt oder rauh, kurz oder lang." — „Wohl, sehr wahr!" — „Denke ich mir Sie, den Schriftsteller und den Menschen Jean Paul — denn sie sind mir beide eins, und ich kann sie nicht trennen —, aus dem rechten Standpunkte, wenn ich sage: Jean Paul sieht alles, was man fühlt, denkt, erkennt, lernt, begreift, — als etwas mit dem Menschen aufs innigste Vereinigtes an, und indem er den ganzen Menschen darstellt, muß er, auch wenn man ihn nicht versteht, ein Polyhistor sein, ungeachtet er selbst nicht daran denkt?" — „Ja, das ist richtig. Daher mache ich, wie gesagt, keinen Anspruch auf allgemeinen Beifall. Je mehr einer so allumfassend menschlich kultuviert ist, an desto mehr Punkten berühre ich ihn, gefalle ich ihm, nütze ich ihm." — „Daß Sie in dem Augenblicke der höchsten Erhe-

bung ans Komische streifen, auf dasselbe übertreten, habe ich nur an Shakespeare gefunden, und doch ist es die wahrste Menschennatur, wenn sie auf geradem Wege in sich, durch sich entwickelt und gebildet wird." – „Ja!" sagte er, „dies findet sich nur bei Engländern, und ich nenne dies Humor. Es ist gewiß sehr natürlich. Das Ungewöhnliche, insofern eben deswegen frappiert und kontrastiert, darzustellen, ist französischer Witz und Laune. Aber das gewöhnliche Kleine der Menschennatur widerstrebend zu finden und, indem man in seiner Erhabenheit über dasselbe in der Mitte zwischen Schmerz und Erhebung darüberschwebt, – dies ausdrücken, heißt Humor und gibt die Erscheinung der Erhabenheit und des Komischen nebeneinander. – Swift ist darin unübertrefflich." – „Den habe ich noch nicht gelesen." – „Glücklicher! So haben Sie noch einen göttlichen Genuß. Meine Lieblinge kann ich nicht mehr aufs neue genießen, ich weiß sie auswendig, habe das Buch selbst nicht einmal mehr. Den Swift müssen Sie ja lesen." – „Als Kunststück ist ein Werk Goethes Ihren Werken vorzuziehen; als menschliches, ganz menschliches Produkt sind Ihre Werke die vorzüglichsten, die einzigen." – „Goethes Meister ist als Kunstwerk nicht fehlerfrei und ich wollte, wenn es nur in meinen Plänen läge, dieses gewiß beweisen. Indessen um Goethe nach seiner Größe kennen zu lernen, muß man ihn ganz lesen, seinen Götz von Berlichingen, Faust usw.; in dieser Hinsicht, nach dem ganzen Inhalt seiner Produkte ist er der erste Schriftsteller unserer Nation. Überhaupt bin ich ein Freund jeder Manier, wenn sie in sich vollendet ist. Haben Sie von Herder viel gelesen, seine christlichen Schriften gelesen?" – „Letztere nicht." – „Diese müssen Sie lesen. So wie er die Evangelien und Jesum ansieht, so einzig muß er angesehen werden. Er hat mir heute seine neueste christliche Schrift geschickt, er schickt mir sie alle." – „Herder dachte ich mir feierlich stolz, aber er ist christlich einfältig erhaben, Zutrauen und Liebe und Ehrfurcht erweckend! Hat er nicht eine theologische – sensu optimo –

Bildung?" Jean Paul schweigt. „Hat er nicht eine wahrhaft christliche Bildung?" – „Ja! ich werde einmal die Geschichte meiner Entwickelung schreiben, wenn ich ausruhen will: denn große Anstrengung erfordert es nicht. Indessen werde ich in meinem Leben nicht die Hälfte von dem schreiben, was ich schreiben will, – kann." – „Ihr Viktor im Hesperus ist ein Mensch, ein ganzer eigentlicher Mensch, und dem fühle ich mich am nächsten verwandt, wenn er mit beklommenem, engem Herzen doch lustig ist." – „Glücklicher Mensch, wenn Sie glauben, so seien die Menschen! Sie sollten so sein! Ich wollte durch Viktor Menschenliebe im ganzen und einzelnen, die auch im Kleinen mit Liebe alles umfasset, mit Liebe alles besorget, darstellen, und durch den Emanuel etwas anderes bewirken, das zutage liegt; und selbst dieser Emanuel könnte mehr Wirklichkeit haben, als man wohl glaubet." Ich horchte scharf auf, aber er redete nicht weiter davon. – „Welche Schrift haben Sie unter den alten am liebsten?" – „Den Plato." – „Der scharfsinnigste Dialektiker ist er nebst Bayle und dabei ein moralischer Philosoph. Beide, Bayle hauptsächlich, lese ich jedesmal, wenn ich auf solche Art schreiben will, um meine Seele gleichsam dazu zu stimmen, zu üben zur Fertigkeit." . . .

(Abends im Feindschen Hause.) . . . Auch Jean Paul war wieder da. „Ich werde ein Sie verfolgender Geist," sagte ich. – „Das ist recht schön!" Er spielte – ich weiß nicht im Ernste oder Scherz – mit einem Schlüssel, der mit Magnet bestrichen; er behauptete, jeder, der mit ihm, oder auch mit beiden Fingern allein ihn berührte, würde, wenn irgend etwas im Herzen oder laut bejaht würde, eine Bewegung des Schlüssels und im Fall der Verneinung ein Stillestehen wahrnehmen. Ich sagte zu Madame Feind: „Glaubt Richter daran?" – „Ich glaube es," sagte sie, „daß er daran glaubt; er glaubte auch die wunderbare Kraft des Grafen . . . Dieser fuhr einmal zufällig mit seinem rechten Arm über den gelähmten Arm eines andern, und dieser

fühlte sich geheilt, und nun glaubte der Graf hart und fest, sein Arm habe diese Kraft. Viele wurden durch ihn geheilt. . . . Die Phantasie der Menschen und ihr Glaube kurierte sie. – Jean Paul hält aber so etwas nicht für unmöglich, daß nicht auf eine unbegreifliche, wunderbare Weise auf die Menschen gewirkt werden könne." – Jean Paul, der vielleicht einen Teil dieses Gespräches mit angehört, war nun auf einmal fort, doch glaube ich nicht, daß er deswegen fortgegangen ist.

24. Garlieb Merkel:

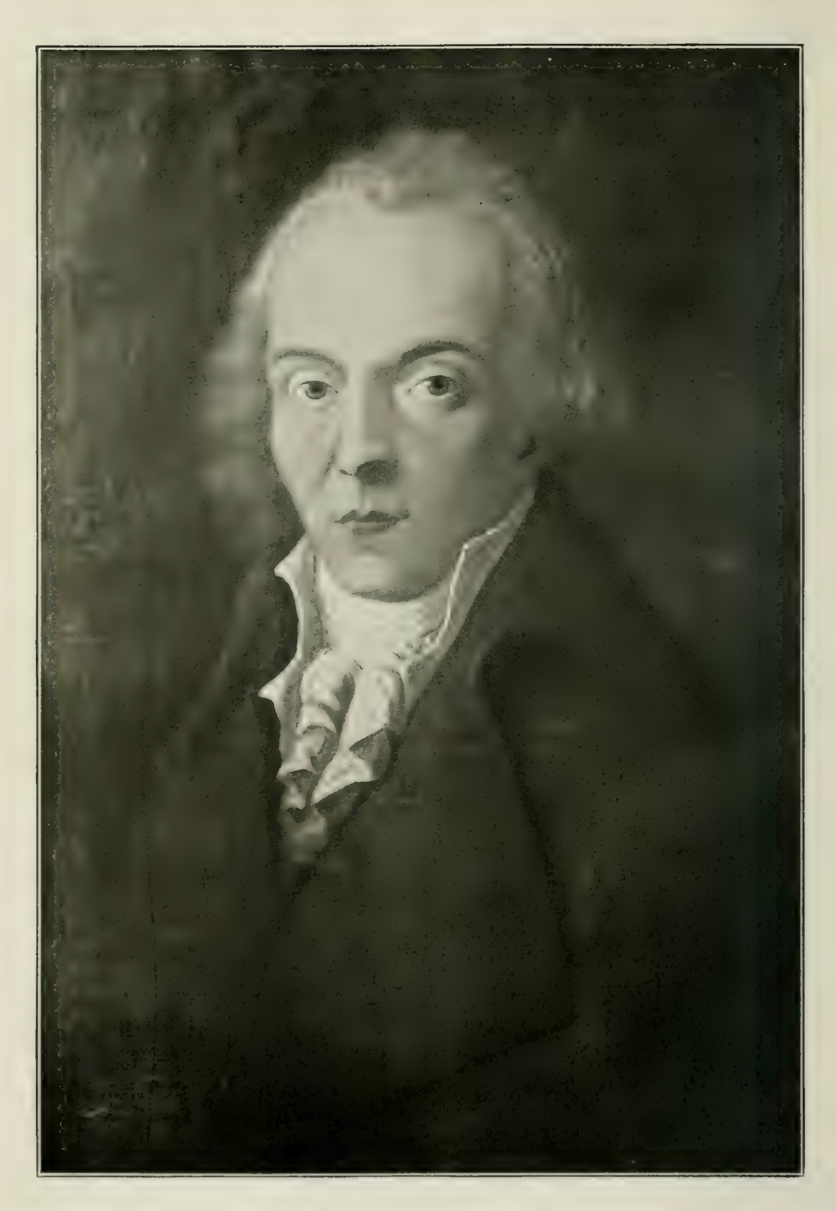
Als mir bei einem Besuche in Leipzig ein Bekannter auf der Gasse sagte, er gehe eben zu Jean Paul, und mich dringend aufforderte, ihn zu begleiten, so wußte ich in der Tat nicht, wer das sei. Ich ging indes mit und – habe mich in meinem Leben nicht beim ersten Blick so unangenehm zurückgestoßen gefühlt als von diesem damaligen Lieblingsschriftsteller. Ich übergehe seine Gestalt und will nur bemerken, daß ich in seinem Wesen den Ausdruck krampfhafter Spannung und ungeheurer Ansprüche zu lesen glaubte. Sie setzten mich in Verlegenheit. Ich hätte meinen ersten Besuch doch wohl mit einigen Komplimenten einleiten und motivieren sollen, und ich hatte kein Blatt seiner Schriften gelesen. Er schien meinem Stillschweigen darüber eine feindliche Deutung zu geben und glaubte sich vielleicht um so mehr dazu berechtigt, da man, wie ich erst nach einem Jahr erfuhr, in meinem kleinen, kurz vorher erschienenen Halbroman „Rückkehr ins Vaterland" eine Annäherung an seine Manier entdecken wollte. So entstand die erste Mißstimmung zwischen uns sogleich bei der ersten Bekanntschaft. . . .

Besuch in Dresden (15. bis 31. Mai 1798).

25. Friedrich Schlegel an Schleiermacher, 3. Juli 1798[1]):

Friedrich Richter ist ein vollendeter Narr und hat gesagt, der „Meister" sei gegen die Regeln des Romans. Auf die An=

[1]) Wahrscheinlich nach Mitteilung Karoline Schlegels.



Jean Paul im 34. Lebensjahre

frage, ob es denn eine Theorie desselben gebe, und wo man sie habhaft werden möchte, antwortet die Bestie: „Ich kenne eine, denn ich habe eine geschrieben.“

Besuch in Halberstadt (21. bis 27. Juli 1798).

26. Wilhelm Körte:

Von einem Ausfluge nach dem benachbarten Harze zurückgekehrt, fand ich daheim einen jungen, hagern, schlanken Mann mit hochblondem Haar, das ihm frei auf die Schultern hing, in leichtes Sommerzeug gekleidet, in Schuhen und weißen, baumwollenen Strümpfen; er war im lebhaftesten Gespräch mit dem Altvater [Gleim] und den Nichten; als ich aber eintrat, fragten sie mich alle, freudig aufgeregt, wie aus einem Munde, indem sie mich dem Fremden vorstellten: „Wer ist das?“ Ich aber, als Zweiundzwanzigjähriger nicht weniger für Richter entbrannt als der neunundsiebenzigjährige Altvater, fiel dem Fremden um den Hals: „Das ist unser lieber, teurer, heiß ersehnter Richter!“ Denn ich erkannte ihn alsbald aus dem Bilde, welches im Hause vor einigen Monaten feierlich war aufgestellt worden. Richter, im Innersten gerührt, sah den jungen Enthusiasten mit seinen wunderschönen, tiefblauen Augen seelenvoll an, und nun war von neuem Freude die Fülle. Jean Paul blieb einige Wochen, täglich inniger angezogen von dem herzigen Greise, so daß er sogar ernstlich daran dachte, in Halberstadt zu bleiben; er war wirklich in der Stadt umher gewesen, ob er ein bitteres Bier fände, das ihm zusage und sein Leben in Halberstadt von dieser Seite möglich mache. Gleims Freunde mußten nach und nach seine Freude an Richters Gegenwart teilen; täglich fanden sich ihrer zwei oder drei an dem gastlichen Tische ein, nicht eben zu Richters Ergötzen, welcher wenigstens damals mit ältern Mannsleuten überall nicht gern zu tun hatte, weil es ihm nicht immer gelang, ihnen auch ein sichtbares Teilnehmen an seiner höhern Stimmung abzuge-

winnen. Bei Mädchen und Frauen dagegen war es ihm ein leichtes, sie zu sich in seinen Himmel hinaufzuheben und ihren Augen die zarte Glut zu entwenden, die ihn von neuem höher beseelte. Es ergötzte mich oft, zu bemerken, wie Richters Worte und Gedanken einen ganz neuen und eigenen Schwung nahmen, wenn während dem Männergespräch meine Schwester hinzukam und ihren Stuhl an den Tisch rückte, um bei ihrer Arbeit ihm zuzuhören.

Da in Gleims Hause jeder Gast volle Freiheit behielt und die Hausordnung durch Gäste nie gestört oder geändert wurde, so war nur die Zeit des Nachmittags und Abends dem Zusammensein gewidmet. Wenn nun Richter morgens nicht arbeitete, so schweifte er, meist allein, in der Stadt und Gegend umher, wo er uns dann bei Tisch mit der Erzählung von tausend kleinen sentimentalen Begegnissen aufs ergötzlichste unterhielt. Übrigens fanden wir ihn ganz so, wie die teure Frau Karoline Herder, so reich an Geist und Gemüt, ihn in ihren Briefen geschildert hatte.

Als Richter wieder nach Leipzig zurückgehen wollte, begleiteten Gleim und ich ihn bis zum nächsten Dorfe. Der Morgen war wunderherrlich; der Brocken aber braute; Gewölk umlagerte den westlichen Horizont und Wolken zogen, mannigfaltig gestaltet, in Eil über uns hin. Da warnten wir Richter vor Regen und Wetter, zur Umkehr mit uns ernstlich ratend. Aber er versicherte, daß er mit dem Wolkenhimmel vertraut genug sei, um bestimmt zu wissen, daß der Tag schön bleiben werde. Wir schieden und sahen dem Leichtbekleideten, dessen Rocktaschen von Papieren und einiger Wäsche bauschten, besorgt nach, wie er rasch dem Fußsteige folgte; der Wind spielte mit seinen Rockschößen, wühlte sein Haar auf und umwirbelte ihn mit Staubwolken, so daß wir ihn bald aus dem Gesichte verloren. Wir waren noch nicht wieder in Halberstadt, als ein Landregen sich überall ergoß. Einige Tage darauf erhielt ich Nachricht, daß Jean Paul in meinem elterlichen Hause zu Aschersleben zwar völlig durchnäßt, aber heiter und

wohlgemut eingetroffen sei. Meine jüngere Schwester, voll wirklichen Eifers, hatte seine schlimm zugerichteten weißen Strümpfe für Stiefeln angesehen und ihm zu seiner großen Belustigung einen Stiefelknecht gebracht. Nachdem ihm alles wieder getrocknet und geordnet worden, hatte er seinen Weg nach Leipzig fortgesetzt.

27. Gleim an Voß, 28. Juli 1798:

Jean Paul Friedrich Richter war bei uns, ein unendlicher Mensch. . . . [Von ihm] läßt sich nur sprechen.

28. Gleim an Karoline Herder, 25. Sept. 1798:

Er war bei uns, und es gefiel ihm bei uns so sehr, daß er, er wolle bei uns wohnen, sich merken ließ . . . Er ist mir ein wenig mehr als ein Mensch! Ich kenn' ihn ganz, seine Seele sieht man wie den reinsten Spiegel! Man muß mit einer andern sie nicht vergleichen, nicht mit der Ihrigen, Herzensschwester, mit keiner! –

Besuch in Weimar (23. Aug. bis 3. Sept. 1798).

29. Garlieb Merkel:

Jean Paul und ich konnten eigentlich niemals Freunde sein, aber wir lebten doch einen Sommer hindurch in Weimar auf ziemlich verträglichem Fuß. Wir machten sogar einst [25. Aug. 1798] eine kleine Reise zusammen, nach Gotha. Unterwegs stieg er oft aus, schlenderte einige Minuten hinter dem Wagen her und kam dann wieder herein. Die Neugier bewog mich endlich, hinauszusehen, was er mache. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und kritzelte im Gehen mit dem Bleistift darauf. Als er sich wieder zu mir gesetzt hatte, wollt' ich ihn fragen, was er denn schreibe – aber er kam mir zuvor und erkundigte sich, ob er etwas, das ich vorhin erzählt, richtig gehört habe; zog dann sein Papier heraus und verbesserte. Er hatte sich den Inhalt unsers Gesprächs notiert. – Einige Tage später besuchte ich ihn. Ich fand ihn, einen Katechismus in der Hand, an einem Schreibepult

mit Fächern; in jedem lagen eine Menge Blättchen mit Notizen aus Büchern. Er sagte mir, er läse alles, alles, was ihm in die Hände fiele, und noch sei ihm keine Schrift vorgekommen, in der er nicht Stoff zu einer Vergleichung gefunden. Bekanntlich bestehen seine Romane fast nur aus Vergleichungen. – Unter den Notizenblättchen sah ich auch das von der Reise. Er kam mir vor wie ein einsames, liebesieches Kanarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermag: das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. Ich sagte ihm, wo nicht dieses, doch etwas Ähnliches. Diesen Gedanken notierte er nicht; aber er hat ihn mir nie vergessen.

30. Goethe an Schiller, 6. Sept 1798:

... Aber woher die Stimmung nehmen!?!? – Denn da hat mir neulich Freund Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mich versicherte (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien, er brauche nur Kaffee zu trinken, um, so grade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke. – Dieses und seine fernere Versicherung, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir denn das Duplum und Triplum von Produktionen wohl an das Tageslicht fördern werden. – Übrigens wird dieser edle Freund sich künftigen Winter gleichfalls in Weimar niederlassen und hat schon Quartier über unserer kleinen Maticzek gemietet. Ich bin recht neugierig, wie ihm dieses theatralische Hausamalgam bekommen wird.

Weimar (Okt. 1798 bis Okt. 1800).

31. Karoline Herder an Gleim, 12. Nov. 1798:

Richter ist nun auch in Weimar einquartiert. Es gefällt ihm hier außerordentlich, und er selbst findet ein größeres Publi-

kum, als man dachte. Am liebenswürdigsten ist er, wenn man allein mit ihm ist; da ist er ganz natürlich, munter, geistreich und an Gemüt ein Kind; diese wahrhaft edle und unbefangene Natur macht sich und andern das Leben leicht. Wir sehen ihn zwar nur ein-, höchstens zweimal die Woche; denn er ist sehr fleißig und trägt Scheu, meinen Mann zu stören; aber ich fühle es, daß wir ihm die Liebsten hier sind. –

32. Herder an Knebel:

Richter ist hier, ein Liebling des Glücks, ein Günstling der Menschen, voll Geistes und Witzes, und ein Kind an Gemüt. Er kommt heute zu uns.

33. Herder an Knebel, 23. Nov. 1798:

Richter ist hier; er kommt aber nur wenig zu uns, weil er sehr fleißig ist. Er gewinnt durch den Umgang sehr. Einen geistreicheren Menschen bei einer so kindlich reinen Empfindung habe ich fast nicht gekannt; auch an die Art seines Witzes gewöhnt man sich bald, und mir tut sie wohl. Vor allem aber liebe ich seine ungemein eindringende, ich möchte sagen durchschauende Charakterempfindung.

34. Böttiger:

(Den 28. Nov. 1798. Wieland logiert bei Herdern.) Über Jean Paul Richter. Er habe einen trefflichen Takt, den Menschen zu erfühlen. Herder versicherte, er habe ihm über Menschen, die er zum ersten Male sprach, so richtige Urteile gefällt, als er (Herder) sie nach jahrelanger Bekanntschaft nicht besser zu fällen sich getraue. Er gehöre zu den reflektierenden Menschen, wiederhole sich also auch im stillen, was er in der Gesellschaft gesagt habe, bessere sich, gebe besser auf sich acht.

35. Karoline Herder:

... Die glücklichen Abendstunden, wo Richter bei uns war, seine immer heitere, jugendliche Seele, sein Feuer, sein Humor, die

Lebhaftigkeit, womit er sich über alles, was vorkam, mit Herder unterhielt, gab ihrem Zusammensein immer neues Leben. So sehr verschieden zuweilen ihre Ansichten über eine Sache waren (z. B. in Richters Urteilen über die Weiber, wo Herder glaubte: er mache sie zu wehmütig, zu grübelnd über sich selbst und vielleicht dadurch zu wenig tätig u. a.), so waren sie doch in den Grundsätzen und Empfindungen immer eins. Reichhaltige Unterredungen entstanden hierüber, sowie über Richters damalige Manier, unbeschadet Herders Hochachtung für ihn ... Unser kleiner Abendtisch mit ihm, unsern Kindern, zuweilen Günther und Friedrich Majer, war ein wahres Heiligtum: reine Seelen waren hier froh zusammen. O wie oft half der gute Richter, da und auf Spaziergängen oder Fahrten nach dem Ettersberg, durch seinen genialischen Humor Herder manche bittere Empfindungen vergessen machen. . .

36. Gotthilf Heinrich Schubert:

Ich denke noch mit Freuden an die Abende, die ich mit ihm gemeinsam bei Herder zubringen durfte; sie gehörten zu den besten und schönsten meiner Jugendzeit. In Richters ehrfurchtsvoller Liebe zu Herder lag eine unwiderstehliche Kraft; seine Liebe erwarb ihm Gegenliebe, sein kindliches Zutrauen Herders väterliches Vertrauen. Obgleich zunächst nur als dankbarer Hörer, wußte Jean Paul dennoch durch bescheidene Fragen und durch Worte der warmen Teilnahme die Türe zu der geistigen Schatzkammer seines reichen Wirtes aufzutun und diesen zu bewegen, daß er daraus hervorlangte Altes und Neues. . .

37. Einsiedel an Knebel, 20. Dez. 1798:

Unser Freund Richter wohnt allerdings bei uns und gefällt sich sehr wohl. Ich sehe ihn zuweilen bei der Herzogin, doch selten sehen wir uns allein beisammen; ihm und mir sind die Morgenstunden teuer, und des Abends, wo er umherwandelt zu den geistreichen Frauen und Jungfrauen, da bin ich gebunden –

mithin genieße ich ihn leider zu wenig. Es ist ein liebenswürdiger, guter Mann, der Herz und Kopf immer bei der Hand hat, um alles leicht und stark zu empfinden, zu fassen und Ideen zu erwecken. – Ich wünschte Dir seinen Umgang zuweilen auf einige Wochen; und dies kann geschehen, denn er ist ein großer Fußgänger, wenn's bessere Jahreszeit ist.

38. Charlotte von Stein an ihren Sohn Fritz:

(13. Jan. 1799 abends bei Wolzogens mit Schiller, dessen Frau, Heinrich Meyer.) Sie redeten so heftig untereinander, besonders Richter, daß ich vor lauter Schallen keinen Gedanken vernahm. Richter hatte sich in einer sonderbaren, eckigen Stellung so über Meyer hergelegt, welcher saß, daß wir nichts mehr von diesen zweien als Richters hintere Taille sahen. Übrigens scheint er ohne alle Prätention, sagt auch in der gewöhnlichen Unterhaltung vortreffliche Sachen, aber dann und wann kommt eine karikaturhafte Pantomime hervor, die ihm etwas Ungraziöses, ja sogar etwas Verrücktes gibt.

39. Joh. Daniel Falk:

Noch erinnern wir uns eines sehr lebhaften Diskurses zwischen Schiller und Jean Paul, der ungefähr um die nämliche Zeit geführt wurde, als der Wallenstein zum erstenmal in Weimar sollte gegeben werden. Jean Paul behauptete in demselben gegen Schiller, ohne Einschränkung, daß eine Darstellung echt poetischer Gestalten, folglich auch seines Wallensteins, auf dem Theater völlig unpraktikabel sei.

40. Böttiger:

(Den 20. Jan. abends bei Falk.) Wieland will Schillers Piccolomini nur so bei der Aufführung hören, als sei es eine auswendig gelernte Vorlesung, immer besser als eine bloße Vorlesung. Richter widerlegt es, weil beim Lesen auf dem Zimmer die Phantasie mehr wirke. – Streit über das Alte und Neue.

Richter behauptet, die Alten hätten aus Mangel tief eindringender Verstandeskultur nirgends wahre Charaktere geschildert; sie hätten nichts Komisches im Vergleich mit den Neueren gehabt. Aristophanes und Shakespeare. Wieland wird ungeduldig. Er sagt Richtern: er solle doch nicht so dozieren und die Leute wie mit einem Ozean überschwemmen. – Richter befindet sich nur wohl, wenn er gespannt ist, das Disputieren spannt ihn. Daher sucht er diesen Reiz überall und ist ein animal disputax. Nur der, der ihm recht Gegenpart hält, gilt bei ihm. Nüchtern kann er kaum etwas schreiben. Er trinkt, wenn er komponiert, viel Bier oder Wein und sitzt erstaunlich warm, wie in einem Schwitzofen. Er sagte: „Man soll auf meinen Grabstein setzen, daß nie ein Mensch so viele Gleichnisse gemacht hat wie ich."

41. Dr. Lütkemüller:

Als Wieland späterhin Jean Pauls persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, äußerte er sich auf meine Frage danach kurz und mit etwas Unlust. „Er selbst ist wie seine Schriften!" sprach Wieland. „Man fühlt sich bei ihm auf angenehme und unangenehme Art überrascht, und nichts ist schwerer, als ihm beizukommen. Er ist zu sehr er selbst, jedoch ein sehr interessantes Original." – Bald nachher teilte mir Wieland etwas aus einem Gespräch mit, welches er mit ihm gehabt hatte. Wieland hatte der griechischen Klassiker als vorzüglicher Geschmacksbildner erwähnt und, wie er sagte, „schöne Sachen über sie hören müssen". – „Ich lasse die alten Griechen gelten, was sie sind," habe Jean Paul gesagt; „aber es sind doch sehr beschränkte Geister. Welche kindische Vorstellungen haben sie von den Göttern! War's möglich, daß sie dabei edlere und tiefere Gefühle der Menschheit hatten?" – „Ich erwiderte ihm," fuhr Wieland fort: „Sie wollen die Griechen gelten lassen, was sie sind? Aber was *sind* sie denn? Sie sind eine Erscheinung auf Erden, einzig in ihrer Art. Sie sind die schönste Blüte und das vollkommenste Urbild

jugendlicher Menschheitsbildung, so daß wir ohne Bedenken annehmen dürfen, alles Göttliche, welches die Menschen auf solcher Bildungsstufe zu empfinden und zu erschauen vermögen, war auf sie herabgestiegen, um in und mit ihnen zu leben und zu weben. Wo finden wir einen so heitern, lieblichen Jugendgeist der Menschheit in so leichter, reiner, schöner Form sich darstellen? Gleicht er nicht der ewigen Jugend des göttlichen Phöbus Apollo?" – „Aber", habe Jean Paul entgegnet, „jene Jugendzeit ist vorbei, und wir sind Männer geworden. Christliche Titanen haben längst den heidnischen Himmel erstürmt und die Götter desselben in den Tartarus gestürzt. Über uns hat sich ein unendlicher Gotteshimmel und unter uns eine unergründliche Tiefe der Menschheit aufgetan. Passen dafür noch die kleinlichen Formen und Schönheitsspielereien der alten Griechen?" – „Mit einem Wort," setzte Wieland hinzu, „Jean Paul hält die Griechen für Kindsköpfe. Ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, besann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte, er selbst zu sein, und daß das, was ich an ihm vermisse, und was mich zuweilen toll machen möchte, von vielem Hohen und Vortrefflichen mehr als ersetzt wird. Einem Geiste seiner Art griechischen Geschmack beibringen wollen, hieße einen Mohren weiß waschen. Er hat auch eine in der Tat göttliche Beglaubigung, zu sein, was er ist."

42. Karoline Herder an Gleim, 2. April 1799:

Jean Paul ist nichts weniger als kränklich, d. h. hektisch. Sein Geist ist freilich seinem Lebensalter vorangesprungen und hat die edle Lebenskraft im Hirn konzentriert; daher sieht er denn so – einigermaßen – manchmal – einem jungen Greis ähnlich. Sein Herz und Kopf ist jung und frisch, doch wäre es besser, wenn das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper besser gefallen wäre. „Wenn er nur eine Frau hätte!" rufen wir alle, und er ruft's uns allen weit vor. –

43. Karoline an A. W. Schlegel, 11. Mai 1801:

Auf diese leere Stelle will ich gleich noch etwas Amüsantes setzen, das uns Schelling diesen Mittag zum besten gab, wie ihm Goethe einmal beschrieben, daß er mit Jean Paul einen ganzen Abend Schach gespielt, figürlich. Der hat nämlich ein Urteil über ihn und seine Gattung herauslocken wollen und ihn nach Goethes Ausdruck auf den Sch–dr– führen, hat einen Zug um den andern getan von Yorik, von Hippel, von dem ganzen humoristischen Affengeschlecht – Goethe immer neben aus! Nun, Du mußt Dir das selbst mit den gehörigen Fratzen ausführen, wie Jean Paul zuletzt in die höchste Pein geraten ist und sich schachmatt hat nach Hause begeben.

44. Heinrich Schmidt:

Ungefähr um diese Zeit kam eines Tages mein Schwager, Dr. Gottfried Herder, mit Jean Paul von Weimar nach Jena ... Es war gegen Mittag, und Jean Paul folgte bald einer schon in Weimar empfangenen Einladung zum Speisen bei einem der Professoren. Wir, mein Schwager Gottfried und ich, speisten in einem freundlichen Gartenhause, wo dann vieles über Weimar und besonders – da ich so gern davon hörte – über die schönen, geistig belebten Abende bei Herders gesprochen wurde, die durch Jean Pauls Gegenwart und durch seinen immer regen Geist und heitern Humor einen neubelebten Aufschwung erhielten, wovon ich mich früher selbst schon so überaus beglückt gefühlt hatte. Denn es bot auch einen seltenen, ja einzigen Genuß, dem Umtausch ihrer großen, allumfassenden, nur Hohem und Höchstem gewidmeten Ideen beizuwohnen, wobei die jugendliche Lebhaftigkeit Jean Pauls mit dem würdigen, erhabenen Ernst Herders einen so eigentümlichen Kontrast bildete, der durch die männliche Fülle der beiden hervorragenden Gestalten, die edeln Formen und Gesichtszüge unter hohen, schön gewölbten Stirnen, die ätherisch Feuer strahlenden Augen und durch den begeisterten Klang der

schönen Stimmen noch bedeutender und ergreifender hervorgehoben wurde. Die Ausdrucksweise in den mündlichen Mitteilungen war übrigens bei Jean Paul dieselbe wie in seinen Schriften, nur daß sie in seinem Munde durchaus nichts Gesuchtes oder Gezwungenes hatte, wie man es dem Dichter in seinen Werken zum Vorwurf zu machen pflegt. . . .

An jenem Nachmittag kam ich eben aus dem Kollegium, als ich die beiden Gäste wieder im Gasthofe aufsuchte und sah, daß schon der Postillon mit seinem Wagen am Tore hielt, zur Rückfahrt nach Weimar. Jean Paul fragte mich, aus welchem Kollegium ich eben käme. Als ich antwortete: „Aus dem des Kriminalrechts," das der damals noch junge Professor Feuerbach mit großer Anerkennung vortrug, fragte er weiter, welches Kapitel eben an der Reihe sei. „Das von der Notwehr," erwiderte ich, und eben heute sei der Satz besprochen und vorgetragen worden nach dem Kochschen Lehrbuche, daß eine Ohrfeige selbst mit dem Tode abgewehrt werden könne. „Da wäre ich doch begierig, das Nähere darüber zu hören; das wird auch so ein Satz sein, der zu Heft bloß gebracht wird, ohne Anwendung für die Praxis." — Ich wollte nun wiederholen, was Feuerbach in dieser Beziehung heute vorgetragen, da blies der Postillon wiederholt, und Jean Paul sagte: „Sie hören, daß er keine Ruhe gibt. Er bläst sich ja außer Atem, um uns in Atem zu versetzen." — „Schreiben Sie mir darüber," sagte er noch beim Einsteigen in den Wagen, „aber gewiß." Und damit ging die Reise fort. Natürlich nahm ich ohne Säumnis die Feder zur Hand und ließ Kochs Lehrsatz wohl eingekleidet nach Weimar wandern. Er wurde freilich durch, glaub' ich, sieben Bedingungen: es müsse durchaus kein anderes Mittel der Abwehrung, auch keine Flucht möglich, die Ohrfeige nicht etwa schon gegeben sein usw., so schmächtig und klein, daß es ungefähr auf Jean Pauls ersten Ausspruch hinauslief, er könne in Praxi fast gar nicht statthaben. Mir aber verhalf er eben dadurch zu einem höchst witzigen Briefchen, das mir Jean

Paul als Antwort auf das meinige durch meinen Schwager sandte. Leider ist mir's abhanden gekommen. Als ich Jean Paul kurz darauf in Weimar mit meinem Schwager besuchte, rief er mir entgegen: „Ach, da kommt ja mein Gegenfüßler, wollt' ich sagen mein Gegenkopf."

45. Knebel an Frl. von Bose, Ilmenau, 2. Juni 1799:

Seit vierzehn Tagen hatte ich zweimal den Besuch von unserem Jean Paul Richter, der nach Hildburghausen ging und sich im Hin- und Herweg bei mir aufhielt. Sein Besuch war mir sehr erfreulich. Es ist ein lieber Mensch, ausgestattet mit den reichsten Kenntnissen und einem Witz, der seinesgleichen nicht hat, bei dem geradesten, einfältigsten Herzen. Alle Herzen sind sein, und die versammelten drei Prinzessinnen in Hildburghausen, worunter die Ansbacher auch gehört, hatten ihn täglich um sich, wo er acht Tage lang, vom Mittag bis Mitternacht, täglich zubringen mußte. Sie können wohl denken, daß auch er etwas von ihnen bezaubert ist — aber sittlich und unschuldig, wie ein Kind.

46. Herder an Gleim, 19. Juli 1799:

Richter ist jetzt auf einer Wanderschaft nach Gotha und Eisenach, wie er vor kurzem in Hildburghausen war. Solche Wanderschaften sind ihm neues Kapital zu Interessen seines Geistes, also Erwerb und Grund neuen Erwerbes. — Er ist voll Jugend der Seele und Ihr wärmster Freund. —

47. Sophie von La Roche:

[Sommer 1799.] Den nämlichen Tag lernte ich den von ganz Deutschland für ein außerordentliches Wesen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen.

48. Sophie Brentano an Henriette von Arnstein, 8. Aug. 1799:

Wenn Dir auch Jean Paul Richter merkwürdig ist, so kann ich Dir erzählen, daß er ein ungewöhnlicher, seltsam guter Mensch

ist; nur mit sich selbst zu vergleichen, wie Wieland spricht. Sein ganzes Wesen trägt das Gepräge des Ungewöhnlichen; aber seine Eigentümlichkeiten sind so bestimmt, daß man Wohlgefallen daran finden muß.

49. Ludwig Tieck an Bernhardis, 6. Dez. 1799:

Ich war mit Hardenberg denn auch in Weimar, wo wir Richtern zu uns hatten. Noch nie bin ich von einem Menschen so getäuscht; er ist bei weitem nicht so häßlich, als man ihn beschreibt, auch nicht so krank aussehend, aber der närrischste Kerl von der Welt; von dem, was wir so treiben, versteht er kein Wort, ja auch nicht einmal von der rechten Philosophie; sonst ganz wie ein Kind, was die Kinder so liebenswürdig, aber auch leicht fatal macht; man könnte ihm oder gegen ihn nichts Böses tun, wenn man ihn einmal gesehen hat; er imponiert nicht im mindesten, so daß man gleich mit ihm vertraut wird, nur, lieben Kinder, hat er Weissers Art zu disputieren, ganz seine Art, Bernhardi wird das Gewicht dieses Ausdrucks hoffentlich empfinden; wenn ich wegsah, kann man sich den ganzen Weisser vorstellen. Ist es nun nicht erschrecklich, daß alle Menschen, die erst die lebhafteste Opposition und Ketzergilde formieren, am Ende wieder in den ordinären Fuhr- und Dreckweg geraten? Er dringt auf logische Konsequenz und mag doch Fichte nicht; wenn man mit ihm streitet, will er nichts von Bildern wissen u. dgl., man soll bei der Stange bleiben, ja recht bei der Stange, wie die lieben Ochsen ... Was noch viel schlimmer ist, so hat er eine erschreckliche Ähnlichkeit mit dem Stink-Schulz, wenigstens in der Sprache und in der Art, einem auf den Leib zu rücken u. dgl. Nun, Ihr werdet die Wahrheit dieser Beobachtungen selber bemerken können, denn er kommt noch in diesem Winter nach Berlin, ich habe ihm schon von Dir, liebe Schwester, gesagt, und er ist begierig, Deine Bekanntschaft zu machen, ich werde ihm dann einen Brief mitgeben, und Ihr müßt ihn alsbald nur ein

wenig festhalten, denn er ist unstäter wie der Wind und läuft hin und her, verspricht allen, sie zu besuchen, und vergißt es gleich wieder; es wäre viel, wenn er sich nicht in Dich verlieben sollte, denn sein erstes Gespräch ist von der Liebe, ich glaube, er reist eigentlich darauf. Erwartet ihn nur.

50. Ludwig Tieck:

Merkwürdig wiederholte sich mit Jean Paul eine Szene, wie sie Tieck früher mit Nicolai gehabt hatte. Unter den Volksmärchen stellte er den Blonden Ekbert allen andern voran. Er sprach seine volle Bewunderung aus und schloß endlich mit der Frage: „Gestehen Sie es nur, wo haben Sie die Geschichte her?“ Auf Tiecks Versicherung, er habe sie erfunden, antwortete er: „Nein, nein! Sagen Sie, was Sie wollen! Dergleichen erfindet sich nicht! Das muß schon vorher dagewesen sein!“

51. Ludwig Tieck:

Unser lieber wunderlicher Jean Paul hat mir oft erklärt, er schildere die Gegenden am liebsten, die er niemals gesehen, würde auch den Anblick derselben vermeiden, weil ihn die Wirklichkeit nur stören möchte.

52. Bernhard Rudolf Abeken:

Nur einmal in meinem Leben habe ich Jean Paul gesehen; es war im Jahre 1800, wo er in Weimar lebte. Ein Freund führte mich zu ihm, wir beide waren damals Studenten. Er empfing uns freundlich. Das Gespräch war charakteristisch; er kam auf Träume und Schlaf und schilderte nun ganz in seiner Manier die Operation, die er vornahm, wenn er nicht einschlafen konnte. „Ich denke mir,“ sagte er, „wenn der Schlaf zögert, einen schönen Genius, auf einem leichten Gewölk sitzend; er hat eine Masse von Rosen in seinem Schoße, es müssen aber weiße sein. Von diesen läßt er eine nach der andern in die Tiefe

fallen. Ich zähle sie, und nicht lange währt es, so schlafe ich ein." Beim Abschied rief er mir und meinem Begleiter die Worte zu: „Werden Sie keine Fichtianer!"

53. Charlotte von Stein an ihren Sohn, Ende April 1800:

Ich habe mir ein von innen und außen sehr schönes Pianoforte von Schenk gekauft ... Gestern erschrak ich mich sehr, als Herr Richter wie ein Donnerwetter darauf herumfuhr, und zwar mit lauter Phantasien. Ich schenkte ihm geschwind eine Tasse Kaffee ein, deren er sonst sechzehn trinkt, aber diesmal bedankte er sich. Zuletzt machte er selbst die Bemerkung, das Instrument müsse sehr gut sein; es habe sich nicht einmal nach seinem Spielen verstimmt. Übrigens ist Richter, wenn er nicht mit anderen schönen Geistern zusammen ist, sehr angenehm.

54. Friedrich Schlegel an Schleiermacher, 5. Mai 1800:

Da ich in Weimar war [28. April], bin ich viel mit Friedr. Richter zusammen gewesen und habe mich recht gut mit ihm gehabt. Er ist unergründlich, unbeschreiblich und ganz ausschweifend redlich und wallfahrtet nächstens nach Berlin, wo er mich sehr quälte um interessante Frauen. In der Angst meiner Seele nannte ich ihm endlich auch die Herz, es wird ihr ja wohl nicht unangenehm sein, wenn er sie besucht. Auch Dich empfahl ich ihm zu besuchen, da er doch schon einigermaßen wußte, was die Welt von Dir sagt. Ich gab ihm des Versuchs wegen auch die Monologen zu lesen; es gereut mich nicht, denn er sprach nicht unverständig und sogar herzlich besonders über die Stelle vom Sterben der Freunde usw. Doch wittert er überall bei Dir verhüllten Fichtianismus, und das ist nun eben der Nerve, wo sein Verstand Geister spürt. Es ist schade, daß er in so schlechter Gesellschaft lebt, die ihn sehr verdirbt. Mit uns müßte er noch wieder jung werden können.

Besuch in Berlin (25. Mai bis 25. Juni 1800).

55. Schleiermacher an seine Schwester, Ende Mai 1800:

Eine andere, ebenso des Gegenstandes wegen interessante Bekanntschaft habe ich vor ein paar Tagen gemacht, nämlich des beliebten Schriftstellers Friedrich Richter, genannt Jean Paul ... Leider habe ich ihn zuerst in einer großen, sehr vermischten Gesellschaft gesehen, wo wir uns beide nicht gefallen haben. Er fand, daß mir von allem guten, das er von mir gehört, nichts anzusehen noch anzuhören wäre, und ich fand eben auch an ihm nicht den Ausdruck des Gefühls und der Kindlichkeit, den ich erwartet hatte. Indes soll er in vertrauter Gesellschaft ganz anders sein.

56. Schleiermacher an Brinckmann, 9. Juni 1800:

Ich habe ihn nur ein paarmal flüchtig gesehen, und er hat keine besondere Notiz von mir genommen. Er will eigentlich nur Weiber sehen und meint, selbst eine gemeine wäre immer, wenn auch nicht eine neue Welt, doch ein neuer Weltteil. An unsern Gelehrten findet er mehr Talent als genialisches Gefühl, wobei er aber allemal den Bernhardi ausnimmt — ich weiß nicht, ob Du diesen jungen Mann, der jetzt Tiecks Schwager, gekannt hast, und er ist wohl nicht übel in mancher Rücksicht; aber daß gerade Richter ihn so unmenschlich lieben kann, gehört für mich unter die Unbegreiflichkeiten und ist mir ein starker Beweis gegen seine Männerkenntnis. Übrigens ist er ganz voll von seiner Polemik gegen den Idealismus, und er meint sie gewiß, ob sie gleich dem Titan angehängt ist, nicht bloß für die Nichtdenker. Dabei äußert er höchst kuriose Sachen: so findet er es z. B. höchst verdammlich — namentlich auch an mir, wie er gegen Schlegel geäußert hat — wenn man [von] Idealismus spricht in andern als den hergebrachten idealistischen Terminologien, oder, wie er sich ausdrückt, in der realistischen

Sprache, weil dann die Leute etwas vor sich hätten, was sie zu verstehen glaubten und doch nicht verständen . . .

57. Aug. Wilh. Schlegel an Tieck:

Richter ist hier, bis dato hat er sich aber nicht in mich verliebt, ja, was noch schlimmer ist, er hat mich noch nicht einmal besucht . . . Ich habe ihn bei der Vegelin gesehen, aber nicht drei Worte mit ihm gesprochen, denn er trieb ein beständiges Auf- und Ablaufen in dem Garten, und die Damen waren so bemüht um ihn, daß ich, da ich jetzt nicht so behende auf den Füßen bin, gar keinen Anteil an der Unterhaltung nehmen konnte. — Die Herz hatte neulich eine ganze Gesellschaft auf diesen großen Mann gebeten, ich wollte ihn doch gern sprechen hören und war auch von der Partie, aber denke Dir die Kränkung, die die Herz erdulden mußte: er geht mit der Bernard vor ihrem Fenster vorbei, ohne zu ihr heraufzukommen und sein Versprechen zu erfüllen . . .

58. Rahel an Brinckmann, Mitte Juni 1800:

Sonntag [8. Juni] war Jean Paul bei mir: ich war launig — ich hatte grad acht sehr launige Tage, voller kurioser Ausdrücke und Bonmots — nicht er. Das war gut. Er hat überaus etwas Beruhigendes an sich. Vor dem könnt' ich mich gar nicht schämen. Nie hat ein Mensch so ganz anders ausgesehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahndung vom Komischen. Er sieht scharfsinnig und die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerschossen aus. Er spricht so ernst, sanft und gelassen und geordnet, hört so gern — süß möcht' ich sagen — und väterlich zu, daß ich nie geglaubt hätte, es sei Richter. Und blond ist er! „Sie sind es nicht!" möcht' ich immer zu ihm sagen. Das reizt mich nur noch mehr: denn nun ist er Richter und hat die neuen rührenden Eigenschaften noch obenein. „Die wenigsten Menschen sind etwas wert, außer die wenigen, die eben Richters sind." Er sagt: „Die wenigsten Menschen haben Geld

(Geld!), außer eben diese wenigen." Die sind auch immer noch besser, als man sie schon kennt . . .

---

59. Friedrich Ludwig Schröder:

[Weimar, 29. Juni abends bei Herder.] . . . Herr Jean Paul Richter kam dazu. Er kam frisch von Berlin und hatte dort Wallenstein und Kotzebues Oktavia gesehen. Er sprach viel von der unendlichen Kunst der Unzelmann, wodurch sie das letzte schlechte Produkt erhalten habe . . . Jean Paul spricht nicht wie sein Tobias [!] Fixlein, sondern sehr verständlich. Auch ist seine Unterhaltung geistreich; nur unterbricht sie jeden Augenblick den Faden des Gesprächs, weil man entweder seine Paradoxien mit Stillschweigen übergehen, oder sich in einen unendlichen Streit verwickeln muß.

[30. Juni abends bei Böttiger.] . . . Unser Gespräch fing an, sehr angelegentlich und fast lehrreich zu werden, als Jean Paul hereintrat, uns durch die ganze Welt spazieren führte und keinen Gegenstand festhielt . . .

60. Ludwig von Wolzogen:

Auch sah ich hier[1]) häufig . . . den Dichter Jean Paul, der gerade von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt war. Sein überaus lebhafter Geist und seine ungemeine Jovialität machten ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. Auch verschmähte er die Genüsse des Lebens so wenig, daß ich ihn öfters in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude hatte. Goethe verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war.

---

[1]) In Weimar im Hause seines Bruders, Schillers Schwagers.

Berlin (Okt. 1800 bis Mai 1801).

61. Henriette Herz:

. . . Richter war im allgemeinen in Berlin nicht eben wählig hinsichts seiner Wohnungen, und einmal hatte er sich in dem Hause in der neuen Friedrichsstraße, in welchem ich wohnte, ein ziemlich schlechtes Stübchen im Hofe gemietet. Dies hinderte jedoch nicht, daß die ausgezeichnetsten und vornehmsten Damen dort bei ihm vorfuhren und ihn besuchten . . .

Zeichnete ihn die Berliner Gesellschaft aus, so stellte er seinerseits diese sehr hoch. Es war die Mischung aller Stände innerhalb derselben, welche ihm besonders behagte, und allerdings kontrastierte die hiesige Gesellschaft in dieser Beziehung sehr von der damaligen sächsischen, welche er bis dahin vorzugsweise gekannt hatte. –

Man darf übrigens von seiner Schreibart keinen Schluß auf seine Unterhaltung ziehen, wozu man um so eher geneigt sein könnte, wenn man findet, daß fast jedes seiner kleinsten Handbillets den Stil seiner Schriften trägt. Er sprach anspruchslos, klar, geordnet und sehr selten humoristisch. Dabei war er sehr eingehend und ließ noch lieber mit sich sprechen, als daß er selbst gesprochen hätte. – Er war von tiefem Gefühl, namentlich für seine Freunde, und es war mir immer rührend, wenn er mir von seinem Freunde Emanuel sprach, für welchen, als einen Juden, er ein besonderes Interesse in mir voraussetzen konnte.

62. Helmina von Chézy:

Der Tag erschien, wo ich Jean Paul sehen sollte. Er kam unbegleitet. Unsere Berg kam auch. Der Garten stand voll Rosen, der Morgen war heiter. Wir alle waren beseligt. Jean Pauls Erscheinung hatte nichts Auffallendes; seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirn thronte Licht, auf seinen Lippen Anmut und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Bewegungen waren im

Einklang mit seiner Einfachheit und seinem natürlichen Anstand. Vielleicht würde seine Erscheinung einem Unkundigen nichts von seinem Genius verraten haben. Ernst, Anstand, viel natürliche Anmut blickten daraus hervor; durch ihre Anspruchslosigkeit selbst war sie gewinnend . . .

Agnes von Lilien empfahl er mir zu lesen als den „meisterhaftesten Roman, den je eine Frau geschrieben". Es war im Jahre 1800. Von der Verfasserin sagte er nichts; vielleicht, weil er überhaupt ungern von Weimar sprach . . .

Ich sprach eines Tags mit Entzücken von Don Carlos und von den Idealen. Jean Paul überraschte mich durch den Ausspruch: „Schiller ist kalt! Sie fühlen das jetzt nicht, Sie werden es noch fühlen! Schiller ist Eis, er ist ein Gletscher im Sonnenstrahl mit göttlichem Farbenspiel, warmen Purpurtönen; eilen Sie hin, Sie finden weder Glut noch Leben, Todesodem schleudert hinweg." . . . Von Goethe sprach Jean Paul nie, damals auch nicht von Herder, den er späterhin so liebevoll würdigte. Die anmutig liebreiche Wendung im Hinblick auf mich, die er nahm, um von Amalie von Imhof zu sprechen, bleibe hier unerwähnt, ich weiß auch nicht recht seine eigenen Worte mehr. Er fuhr dann fort: „Sie werden bald eine schöne Dichtung lesen: Die Schwestern von Lesbos, im antiken Silbenmaß und im antiken Geist, doch kalt vor lauter Vollendung." . . .

Der liebste Aufenthaltsort Jean Pauls war stets im Freien, er dichtete gern im belebenden Strom der frischen Luft unter wehenden Wipfeln. Wir fuhren oft hinaus. Der Tiergarten hat doch durch Gras und Bäume so etwas von einem Wald, und der Spiegel der stillen Spree strahlt freundlich aus dem Wiesengrün. Jean Paul sagte einmal: „Ja, Berlin ist eine Sandwüste; aber wo sonst findet man Oasen?" Er liebte Berlin, vielleicht besonders dadurch, weil er dort Liebe fand . . .

In gesellschaftlichen Kreisen war er still, fast wie eine Äolsharfe, die schweigend ruht, bis der Lufthauch sie berührt; dann

wogen die Melodien aus ihrem Busen hervor und enthüllen nie geahnte Wunder. Ein Wort, ein Blick konnte den innern Reichtum weckend hervorrufen; doch immer blieb er mild, selbst in der höchsten Kraft. Am anmutigsten und heitersten war er morgens im Freien . . .

Jean Paul sprach von seinen weiblichen Schöpfungsbildern. Zuerst von Klotilden. Er sagte unter anderm: „Die Frauen, die ich geschildert, sind alle treu nach der Natur. Ich habe sie nicht als Ideale aufstellen wollen, sie erschienen mir in den Beziehungen, in welchen ich sie aufgefaßt, so wie ich sie darstellte; die übrigen Seiten ihrer Gestalt sind unberührt geblieben. Meine Klotilde ist das treue Abbild meiner ersten edeln Jugendfreundin, ich war noch nichts für die Außenwelt, als sie mir erschien; sie rief mein Innerstes zur Gestaltung hervor. Klotildens Mängel sind mir gar nicht sichtbar geworden, ich denke sie mir ganz vollendet, in allem klar, gediegen, tief, fest und großartig, wie sie im Hesperus steht. Wir alle sehen von den Welten dort oben die Strahlen und nicht den Kern. — In der Lenette wollte ich Realist sein, um zu zeigen, daß ich die Frauen nicht durch ein Prisma sehe, und daß das Weibische in meinen Augen keine Weiblichkeit ist!" — „In Ihnen erkenne ich meine Liane wieder," sagte er mir, „es ist, als hätte ich Sie erraten, ich habe mir diese bloß gedacht, wenn ich auch einzelne Züge zu ihrem Bilde besaß. Lesen Sie meinen Titan, Sie werden sich darin wiederfinden!" . . .

Jean Paul nahm mehrfach Anlaß, mich zum Dichten und zum Drucken einiger meiner damaligen Versuche aufzumuntern . . . Ein Gedicht gefiel ihm, noch heute weiß ich nicht warum . . . Hier ist der Anfang:

Jetzt, da Violen blühn auf duftenden Matten,
Komm, mein Geliebter, aufs Land!
Komm und wandle mit mir in traulichem Schatten,
Mir und dir nur bekannt!

Fluten rieseln im Hain, und glühende Rosen
Spiegeln ihr Antlitz im Bach u. s. w.

Jean Paul unterbrach mich: „Das ist ein schöner Gedanke, glühende Rosen kühlen ihr Antlitz im Bach!" So wurde in seinem Innern gleich brillantiert, was er empfing . . .

Gütiger und milder war nie eine Größe als er; Hingebung eines Kindes und kindliches Hinnehmen dessen, was von Herzen kam, hat kaum sonst wer auf Erden je in diesem Grade geübt. Er war dabei so hold und herzig, daß sich Gütigkeit, Milde und Nachsicht von Freude über uns nicht unterscheiden ließ; denn alles sah er von der schönsten Seite, trug auf alle Erscheinungen die Reinheit und Echtheit und die Fülle innern Reichtums über. So oft ich ihn sah, und wie oft war das damals und 22 Jahre später, kam nie ein unsanftes Wort gegen Abwesende über seine Lippen, er entheiligte nie den Witz, ließ ihn nie der Persönlichkeit fröhnen, fand im Quell der Gedankenfülle der Bilder und ewig schönen Anmut der Gefühle Würze der geistigsten Art, die des Salzes nicht entbehrte. Auch hatte er eine eigentümliche Weise, in Sinn und Wesen seiner Lieben einzugehen und ihr Herz zu erschließen, ohne je durch eine Frage zu verletzen. Karl Maria von Webers Wort: „Man soll in der Musik nie fragen," übte Jean Paul in der Freundschaft . . .

Seine Erscheinung war Wesen, das aus freier Kraft zur Erscheinung hervorblühte. Niemand war einfacher von Grund aus vermöge seines Freiheitssinnes. Über alles ging ihm innere volle Wahrheit, Kunstlosigkeit. Der Schein konnte ihn vermöge seiner Gutmütigkeit gewinnend täuschen, vorzüglich wo der Zauber der Jugend und blühenden Reize der Täuschung zu Hilfe kam. Doch die Entlarvung entfremdete ihn bitter, und er blieb auf ewig abgewendet. Kinder waren und blieben ihm das Liebste und Lieblichste auf Erden, und nichts war reizender, als wenn er mit Kindern sprach . . . Jean Pauls Weichheit schloß eine gewisse

gerechte Strenge nicht aus, er war nachsichtig, aber nur gegen unwillkürliche Vergehen . . .

63. Ferdinand Delbrück:

Das bisweilige Zusammentreffen mit Jean Paul erregte Delbrücks lebhafteste Teilnahme, und er erzählte gern, wie Richter einmal über diejenigen Menschen, welche vor lauter Verstand nichts fühlen und eben wegen ihrer Herzlosigkeit häufig treffender urteilen als die Enthusiasten, sich sehr schön gegen ihn aussprach, indem er sagte: „Je kälter die Luft, desto heller die Nacht!“

Besuch in Weimar (2. bis 16. Juni 1801).

64. Karoline an Aug. Wilh. Schlegel, 22. Juni 1801:

Wallensteins Lager wurde in Weimar gegeben [13. Juni 1801]. Jean Paul war mit seiner Jeannette Pauline[1]) drin, lief mitten aus dem Stück aus der Loge und rief: „Ach was ist das für barbarisches Zeug!“ Sie folgte ihm.



Meiningen (Juni 1801 bis Juni 1803).

65. Karoline Richter an ihren Vater, 4. Juli 1801:

Jetzt über die Momente des Enthusiasmus hinweggehoben, wird man mir glauben, wie phantastisch mein Urteil klingen mag, daß Richter der reinste, heiligste, gottähnlichste Mensch ist, der jemals gelebt hat. Könnten mehrere wie ich in sein innerstes Leben eindringen, wieviel höher würde man ihn achten! Ich habe Augenblicke, die, wo ich ihn still anschaue, wo ich vor seiner Seele kniend liege. Ich fürchte nur den Tod, weil er mich vielleicht auf ewig von ihm trennt, der Gedanke, ihm nur so

[1]) Karoline Richter.

wenige Zeit anzugehören, ist schrecklich. Ich habe aber die Freude, ihn recht gesund werden zu sehen. Alle Welt findet ihn stärker und frischer — er ist auch ruhiger als in Berlin, sein Leben regelmäßiger. Um 6 Uhr stehen wir auf, um 12 Uhr essen wir — spätestens um 10 gehen wir zu Bett. Aus Grundsatz und Ökonomie gewöhnt der gute Mensch sich den Wein ab, das tut mir in der Seele weh — trinkt nur Bier. Er ist in allem so kindlich und zugleich so fest — man möchte sein Leben hingeben, wenn man ihn belohnen könnte.

66.

Wenn Heim bei seiner Lektüre oder seinen Studien eine interessante Frage oder Notiz aufstieß, so lief er ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Negligé-Kamisol über die Straße zu Jean Paul, um diesem Mitteilung von dem Funde zu machen. Weder die Konvenienz der Residenzstadt fand an dieser Ungeniertheit etwas auszusetzen, noch Jean Paul. Denn diesen selbst traf man in einen Schlafrock gehüllt, dessen bessere Tage längst zu den gewesenen zählten, und selbst der Unmut der geliebten Frau, die längst für einen neuern und elegantern gesorgt, konnte ihn nicht bewegen, den altgewohnten in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen und sich selbst mit der Pracht des neu angeschafften zu schmücken. In dieser Hülle saß er entweder schreibend an seinem Tisch oder durchlief mit hastigen Schritten sein Zimmer.

. . . Als Karoline einst einen im Hofrat Heimschen Hause aufgetragenen Kalbsbraten als einen „göttlichen" Kalbsbraten bezeichnete und die Freundin ob dieses Ausdrucks in ein lustiges Lachen auszubrechen sich nicht enthalten konnte, da sagte Jean Paul, seiner Frau hyperbolischen Berlinismus launig vertretend, zu der Lachenden: „Sie freilich, wenn Sie in den Himmel kommen, werden denselben ‚gar nicht übel' finden, und sollten Sie in die Hölle kommen, so erscheint Sie Ihnen wahrscheinlich ‚ganz passabel'."

... Reinwald, stets ängstlich auf seine Gesundheit bedacht, soll zu Jean Paul gesagt haben: „Das viele Bier, was Sie trinken, möchte ich nicht im Magen haben.“ – „Im Magen ich auch nicht,“ antwortete Richter scherzend, „aber im Kopfe!“

... Jean Paul liebte die Musik, ohne ein Instrument besonders zu bevorzugen. Denn (so hat er sich öfter bei Gelegenheit gegen seine Meininger Freunde ausgesprochen) es komme weniger auf die äußere Musik an als auf die innere, die in jedem Menschen lebe und durch jene geweckt werde. Das vermöge aber die Musik jedes Instruments. Er selbst pflegte durch Musik aufgeregt zu werden, vom Stuhle aufzuspringen und herumzuwandern, wobei er, halb träumerisch, einzelne Reden mehr vor sich hinsprach, als daß er sie an den Musizierenden gerichtet hätte.

Besuch in Kassel (20. bis 24. Sept. 1801).

67. Arnoldine Wolf:

Im Jahr 1801 war es auch, als mir in Kassel ein glücklicher Zufall die angenehme Bekanntschaft Jean Pauls zuführte, gerade in einer Zeit, wo die Begeisterung für diesen genialen Schriftsteller die höchste Stufe erreicht hatte. An einer glänzenden Mittagstafel, zu welcher sich eine Menge seiner Verehrer drängten, um ihm Weihrauch zu streuen, sprach sich der gerade Sinn dieses originellen Mannes dadurch sehr treffend aus, daß er taub schien gegen all den Schwall glänzender Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte; schlicht und anspruchslos suchte er jeder Übertreibung auszuweichen und würzte ganz ungesucht seine Unterhaltung mit so feinem Witze, daß man sich versucht fühlte, jedes seiner Worte zum ewigen Denkmal dieser schönen Stunde aufzuzeichnen. – Er saß zufälligerweise meinem Manne und mir gegenüber, faßte mich oft so scharf ins Auge, daß ich gern ausgewichen wäre, wenn ich gekonnt hätte, und sagte auf einmal etwas schnell zu mir: „Madame, ich habe zuweilen

einen prophetischen Geist; sind Sie nicht Dichterin?" Ich errötete und leugnete. Einige in dieser Gesellschaft wollten mich des Gegenteils zeihen, weil sie Kleinigkeiten von mir gelesen hatten; aber ich blieb bei meiner Behauptung, während es ihm unangenehm zu sein schien, daß er sich in seiner Meinung geirrt haben sollte . . .

Besuch in Weimar (Juli 1802).

68. Amalie von Imhoff:

(Weimar, 16. Juli 1802.) Richter war diesen Morgen bei mir, er kommt von Meiningen mit seiner Frau, er scheint mir ruhiger und zusammenhängender geworden zu sein, wir vertrugen uns recht gut zusammen, was sonst nicht der Fall war, da er mich früher der Kälte beschuldigte. Ich habe seitdem auch manches erfahren und gelitten, und mein Gemüt ist vielleicht weicher geworden, so stimmen wir besser zusammen.

---

69. Karl Hardenberg an Tieck, Meiningen, 31. Aug. 1802:

Jean Paul, der hier lebt, wird täglich armseliger und natürlich auch übermütiger. Es ist ganz spaßhaft, wie er unbewußt einige Rollen im Gestiefelten Kater und Zerbino übernimmt.



Coburg (Juni 1803 bis Aug. 1804).

70. Ernestine Mahlmann an ihren Mann, Nov. 1803:

Du glaubst nicht, mit welcher Strenge das Kind [Emma, geb. 20. Sept. 1802] schon jetzt behandelt wird. Bei dem geringsten Laut der Unart wird ihm nur die Rute gezeigt, und gleich ist es still. Wenn man es ins Bette legt, werden weiter

keine Umstände mit ihm gemacht. Schreit es, so muß es so lange schreien, bis es schläft. Die Türe bleibt zu, und kein Mensch naht sich ihm weiter. – Ich schlafe mit Karoline und dem Kind in einem Zimmer und werde gar nicht in meiner Ruhe dadurch gestört. Früh um sieben stehen wir auf. Richter hat sein Arbeitszimmer eine Treppe höher. Die Lage der Zimmer macht es notwendig; es ist aber beiden sehr unangenehm und dies Getrenntsein so neu. Doch hat Richter Aussicht, für den Sommer eine schöne Wohnung zu bekommen, und dann hört das auf. Sein Schlafzimmer ist unten, von dem unsrigen durch das dazwischenliegende Wohnzimmer getrennt. Sowie er aufgestanden, geht er hinauf und trinkt seinen Kaffee während der Arbeit. In der übrigen Zeit des Tages bleibt dennoch ein beständiger Verkehr zwischen Mann, Frau und Kind. Alle Augenblick kommt er einmal hinunter, spielt mit dem Kinde, oder die Mutter geht mit dem Kinde hinauf. Um ein Uhr wird gegessen. Da steht der Tisch vor dem Sofa, und Mann und Frau sitzen nebeneinander; das Kind auf seinem Stuhl mit am Tisch. Es ißt seine Fleischbrühe, es bekommt Braten, Wein – von allem etwas. Nach Tische schläft Richter etwa eine Viertelstunde, geht dann wieder hinauf, um zu arbeiten, aber von Zeit zu Zeit zeigt er sich einem wieder. Wie er sagt, können vier Tage vergehen bei unfreundlichem Wetter, ohne daß er das Zimmer verläßt. Zwei bestimmte Abende in der Woche gibt es, in welchen er aus ist; Sonntags am Hof – und einen andern beim Minister. Die Frau geht nicht mit an den Hof.

71. Friedrich Hofmann[1]):

Einem Jean Paul gegenüber ist die Bemerkung wohl kaum erlaubt, daß seine Persönlichkeit und sein ganzes ungewöhnliches Wesen auch der einfachsten Auffassung als etwas Besonderes er-

[1]) Nach Mitteilung seiner Mutter, die – damals 15jährig – Dienstmädchen bei Richters war.

scheinen mußte, das bis ins einzelne sich zu unvergeßlichen Erinnerungen einprägte. So erging es auch meiner Mutter. Kein Ereignis ihrer Jugend regte sie noch in den spätesten Jahren so freudig auf, als wenn sie von „Jean Pauls" erzählte und von den mancherlei „Wunderlichkeiten des guten Herrn". Vermochte sie auch nie die eigentliche wahre Größe des Mannes zu würdigen, da ihrem Lebensgang, wie dem so vieler Millionen im armen Volke, der Blick zu den geistigen Schätzen des Lebens verschlossen blieb, so galt ihr doch der Mann als „etwas gar Seltsames unter den Menschen", und was sie von ihm erzählte, zeugt ebenso für ihre richtige Auffassung und ihr rein natürliches Gefühl für das Große und selbst für das Dichterische, wie es auch Jean Pauls vollkommen würdig ist. Davon möge nun hier nur das folgende seine Stelle finden.

Jean Paul wohnte in Coburg in dem später sogenannten Prätoriusschen Hause in der Gymnasiumsgasse. Wie er aber stets für sein geistiges Schaffen während der schönen Jahreszeit auf eine freundliche Stätte in der freien Natur bedacht war, so hatte er mit seinem feinen Naturkennerauge bald auch in der reizenden Umgebung Coburgs das rechte Fleckchen für sich herausgefunden: das Gartenhaus auf der vordern Koppe des sogenannten Adamiberges. Wie später von Baireuth aus in die Rollwenzelei, so pilgerte er jeden Morgen von Coburg aus zu dieser Höhe. Im grauen Rock, eine Blume im Knopfloch, eine Mappe unterm Arm, den Stock in der Hand, auf dem Haupt die Mütze mit dem großen Schild, so sah man ihn den regelmäßigen Gang am Morgen dahinwandeln. Eine größere Mappe, einige Bücher und das Frühstück trug ihm, stets etwas später, meine Mutter nach. Bisweilen ließ er sich mittags auch das Essen auf seinen Berg bringen. Erst gegen Abend stellte sich die Familie ein. Dann begann die Lust mit den Kindern, dann flossen ebenso schöne Lehren und Geschichten von seinen Lippen, als er in Scherz und Neckerei übersprudelte, da war er ein frommer sorglicher

Vater und ein fröhlicher Mensch zugleich und glücklich in der Fülle seines Herzens.

Als eines Morgens meine Mutter mit der vollen Mappe zu ihm ins Gartenhaus trat, wo er an seinem Schreibtische saß, rief er ihr entgegen: „Liesle! (bekanntlich unsere fränkische Abkürzung des Namens Elisabeth) weißt du, was du jetzt unterm Arm getragen hast?" – „Nein, Herr Legationsrat!" – „Siehst du, wenn du's gewußt hättest, wärst du am End' davor erschrocken." – „I gar! Warum denn?" – „Nu merk' auf!" (Er öffnete die Mappe, in welcher viele große und kleine beschriebene Blätter und Papierschnitzel zum Vorschein kamen.) „Du hast ein ganzes Gewitter unterm Arm getragen. Siehst du, die kleinen Blättle, das sind lauter Blitze, und die großen, das ist lauter Donner. Nu merk' auf! Wenn du die Mappe einmal fallen lassen solltest und der Wind jagt dir die Blätter fort, so springe nur ja nach den kleinen, die raffe mir alle zusammen, die großen kannst du fliegen lassen. Denn, siehst du, den Donner, den mach' ich selber, und den kann ich immer machen, aber die Blitze kommen vom Himmel, und die kommen nicht wieder, wenn sie einmal fort sind!"

Besuch in Erlangen (21./22. Mai 1804).

72. Prof. Le Pique an Kayser, Erlangen, 8. Juni 1804:

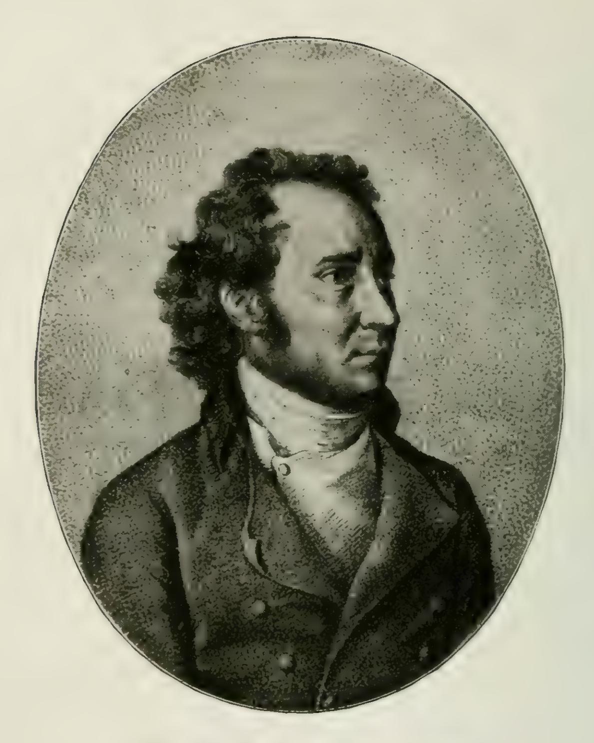
Am Dienstag nach Pfingsten [22. Mai] morgens . . . kam Romer zu mir und erzählte mir folgendes:

Gestern, als sie – Romer, Meinecke, Walther – im Welsischen Garten gewesen, sei ein Fremder dahin gekommen von so auffallendem Äußern, daß mehrere sich versucht gefühlt hätten, ihre Divinationsgabe in Absicht seines Herkommens, Standes und Amtes in Unkosten zu setzen. Der eine habe gesagt: es ist ein Barbier, der andere: nein, es ist ein empfindsamer Reisender, der seine Reisebeschreibung drucken läßt usw. Durch Mehmel, den er aufgesucht und mit den Worten: „Sie haben einen gelben Rock

an[1]), also werden Sie der Professor Mehmel sein; ich heiße Richter, oder, wenn Ihnen der Name bekannter sein sollte, Jean Paul," angeredet habe, sei er ihnen als dieser vorgestellt worden. Sie seien darauf zur Memminger gegangen, wo er, Romer, den Gedanken gefaßt habe, mir ein Billet zu schreiben und mich zum Kommen einzuladen; allein da sich viele Menschen zugedrängt hätten, sei das Haus bald zum Wirtshause geworden, und so habe er es unterlassen. Jean Paul sei sehr wohl aufgeräumt gewesen und würde noch mehr gesprochen haben, wenn ihn — Mehmel hätte zum Worte kommen lassen. Dieser habe sich auf eine ganz widerwärtige Art benommen, immerfort in seiner Manier geschwatzt und bis zur Unart dem trefflichen Geiste gegenüber Hochmut geübt. So sei er Richter immer ins Wort gefallen, sogar einmal mit dem schönen Kompliment: „Ich weiß, ich verstehe Ihren Sinn schon, ehe Sie ihn aussprechen." Richter habe ihm, wiewohl vergebens, auf alle Art zu wehren gesucht, sogar durch Phrasen vom Kaliber der folgenden: „Aber Sie lassen mich ja gar nicht zum Worte kommen; freilich, wenn Sie in einem fort reden, muß ich schweigen (die Uhr herausnehmend und vor sich hinlegend): ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit zu reden; hernach müssen Sie mich reden lassen" usw. Romer hinterbrachte mir mehrere Äußerungen Jean Pauls über berühmte Männer, z. B. Herder, den er fast vor allen andern ehrte: dieser sei an Weimar gestorben, wo jetzt ein elender Geist herrsche, alle Liebe, aller höhere Sinn erloschen sei; auch Schiller habe jetzt diesen Ort verlassen und sich nach Berlin begeben. Goethe sei der unmitteilsamste Mann; wenn er einmal sage: „Wir haben heute einen schönen Maitag," das sei schon viel. (Hiermit stimmt aber eine andere Äußerung nicht wohl überein, daß nämlich die Schlegel viele Gedanken in ihren Schriften Goethen im Umgang abgeborgt hätten.) Romer vermutete fast, Jean Paul möchte seinen Er-

---

[1]) Er hatte sich in Mehmels Hause danach erkundigt.



Jean Paul im 41. Lebensjahre

langer Verehrern einen Streich gespielt haben und frühmorgens von dannen gewichen sein; es tat mir leid, falls diese Vermutung wahr, ihn nicht einmal gesehen zu haben. Aber Besseres war mir beschieden.

Um zehn Uhr nämlich trat Mehmel in mein Haus und an seiner Seite, begleitet von einem trefflichen Spitz, dieser Jean Paul, dessen Äußeres mir allerdings bei dem ersten Anblick die Seltsamkeit seines inneren Menschen in etwas abspiegelte. Zuerst von seinem äußersten Äußern! Er trug Stiefel, lange Hosen, jedoch nicht lang genug, um in die Stiefel hinabzureichen, eine nicht sehr weiße Weste, einen blauen, schon etwas verschlissenen Rock mit schwarzsamtnem Kragen. Er ist von mittlerer Größe und recht wohl gebaut. Sein Gesicht ist nicht schön, doch auch nicht unangenehm; en profil gefiel es mir viel besser als en face. (Der Kupferstich in der Eleganten Zeitung ist ziemlich getroffen; der vor dem Hesperus gleicht ihm auch nicht in einem Zuge.) Seine Augen sind blau; es herrscht in ihnen kein flammendes oder blitzendes, sondern ein düster und matt glühendes Feuer. Doch sehen sie nicht starr, sondern rollen vielmehr, wiewohl nicht auf die äußern Gegenstände verschweifend, in unsteter Bewegung. Seine Stirne ist ungewöhnlich hoch und in ihrem Bau Kirchenrat Miegs ähnlich. Er hat eine starke Glatze; nicht in der Farbe, welche schwärzlich ist, sondern in dem Wuchse gleicht sein Haupthaar Professor Daubs. Er ist nicht gerade dick, doch auch gar nicht so mager, als ich mir nach einer Äußerung in den biographischen Belustigungen vorgestellt hatte, wo er sagt, er habe nicht so viel Fett auf dem Leibe, daß man damit eine Nachtlaterne so lange brennend erhalten könne, als die meisten Polizeiverordnungen begehrten, nämlich von 10–1 Uhr. Aber sein Fleisch ist aufgedunsen und schwammicht, welches besonders an den Händen, die viel zittern, auffällt. (Er ist jetzt 41 Jahre alt.) In der Art, seinen Körper zu tragen, herrscht eine eigne Beweglichkeit, die jedoch sehr verschieden ist von der trippelnden mancher Stutzer, besonders der

vorigen Zeit, wo petit maître weniger treffend durch Zierbengel übersetzt ward als heutzutage. Er verändert jeden Augenblick seine Stellung, oder hebt wenigstens einen Fuß um den andern auf, geht hin und wieder usw. Seine Mundart, die vogtländische, klingt nicht sonderlich angenehm; als ich ihn Mädichen, Bändichen sagen hörte, konnte ich mich des Gedankens an die jenaischen Kümmeltürken nicht erwehren. Was den Inhalt seiner Gespräche betrifft, so merkte ich, wiewohl ich ihn hocherfreut hörte und er auch nicht zurückhaltend schien, doch bald, daß seine Bücher ohne Vergleich geistreicher, voll tieferen Sinns und Gehalts seien als seine mündlichen Unterhaltungen. Er brachte mir ein Kompliment der Frau von Kalb, die er besucht und die ihn vermocht hatte, hierherzureisen. Um ein Gespräch einzuleiten, erwähnte ich, wiewohl es mir entsetzlich widerstrebt, mit einem Schriftsteller gleich von seinen Büchern anzufangen, daß wir nach dem Meßkatalog ein neues Werk von ihm zu erwarten hätten. Es sei schon gedruckt, sagte er und fügte scherzend hinzu, es sei eigen, daß man in einem hübschen Zimmer oder bei einem eleganten Gastmahle oder an einem Hofe sich ordentlich nicht getraue, den Titel dieses Buchs (die Flegeljahre) bei ihrem Namen zu nennen. Ich weiß selbst nicht, warum ich es nicht getan hatte. Vom Titan sagte er, dieser sei sehr mißverstanden und manches mit Unrecht getadelt worden, weil man vergessen habe, was schon der Titel sage, daß hier meistens titanische Menschen aufträten, deren Kraft sich an der Möglichkeit zerstieße, und die notwendig untergehen müßten. Schoppes Tod sei ihm sehr nahe gegangen, doch werde er ihn wieder auferwecken. Ich äußerte, daß mir die Statuten des kritischen Fraisgerichts (im II. Bande des Titan) mit zu dem Besten zu gehören schienen, was wir von ihm hätten; er schien damit zufrieden und nannte mir, um mich in diesem Gedanken zu bestärken, ein paar berühmte Männer (Herder und Jacobi), deren vorzüglichen Beifall jene Schrift erhalten habe. Da mir, fuhr er fort, die gedachten

Statuten so wohl gefallen hätten, so mache er mich auf eine größere Schrift, in welcher dieselben Gegenstände behandelt würden, aufmerksam: auf seine Programmen zur Ästhetik, welche auf Michaelis zu Hamburg herauskämen und jetzt in Jena gedruckt würden. Mehmel, nach seiner gewöhnlichen Zudringlichkeit, fragte: „Könnten wir die einzelnen Bogen nicht bekommen?" – Jean Paul: „Wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, will ich Ihnen wohl von Zeit zu Zeit mehrere zusammen zuschicken." – Mehmel: „O tun sie es doch! Sie sollen sie richtig wieder zugeschickt erhalten." – Jean Paul: „Wozu? Ich brauche sie nicht mehr. Doch ja, Sie können mir sie als Emballage wieder zuschicken und etwa ihre Kritik hineinpacken . . . Die Rede kam auf Tieck, von dem er mit Liebe sprach. Daß er ihn aber doch nicht in einem Sinne mit uns ehre und liebe, bewährte sich mir dadurch, daß er der kleinen leichten Liedchen und der scherzhaften Partien als des Vorzüglichsten in seinen Werken erwähnte. Mehmel drängte mich, einige der Stücke, die ich Euch mitgeteilt, zu lesen, was mir nicht angenehm war, weil Tieck so sehr gewünscht hatte, sie möchten niemand außer dem engsten freundschaftlichen Kreise mitgeteilt werden. Ich las also das indes gedruckte tiefsinnig-zarte Lied: Die Geliebten und die Schönen usw., welches ihm sehr wohl gefiel, sowie der Pergolese, den ich auch noch lesen mußte. – Ich fragte ihn, ob er die Rheingegenden kenne. Nein, war die Antwort, aber er gedenke sie noch kennen zu lernen, und die Schweiz und Italien. Er eile aber mit diesen Reisen nicht und wolle sie lieber machen, wenn er älter sei, um sich bei dem Erkalten des innern poetischen Lebens an den Schönheiten der äußern Welt zu erwärmen. – Den Entschluß, nach Nürnberg zu gehen, hatte er, eine Wetterveränderung, die ihn länger aufhalten möchte, fürchtend, aufgegeben, und so sehr ich ihm auch riet, diese Stadt zu sehen, worin er, wiewohl er „Fata und Werke vor und in Nürnberg" geschrieben, doch nie dem Leibe nach gewesen war, so ließ er sich

doch nicht dazu vermögen . . . Als Jean Paul von mir wegging, blieb, indem er schon an der Treppe war, sein Hund etwas zurück. „Spitz!“ rief er. „Das ist doch nicht der Spitzius Hofmann?“ sagte ich. „Nein,“ erwiderte er; „aber (mit einer ganz komischen Bedeutsamkeit) er kann schwimmen! (er könnte also, hieß das, wohl eine gute Hundspost abgeben!) und es geschieht vielleicht, daß ich um seinetwillen einen Anhang zum Hesperus schreibe.“ Als ich ihm vor unserm Abschied meinen Wunsch zu erkennen gab, er möchte sich länger hier aufgehalten haben, sagte er: „Ich komme jetzt oft!“ . . .

[Mittags bei der Memmingern.] Wir hielten ein sehr angenehmes Mahl. Jean Paul schien wiederum recht wohl gelaunt; wenn ich indessen nach seinen Schriften erwartet hatte, er würde im Umgange ebenso humoristisch sein wie in jenen, hier wie dort würde ein Einfall den andern jagen und der Witz nach allen Richtungen hin Funken sprühen: so ward auch diesmal, so interessant auch seine Unterhaltung und so anziehend, ja rührend mir das Anspruchslose und Gemütliche in seinem Wesen war, meine Erwartung bei weitem nicht erfüllt. Hier nur einiges, was mir gerade aus Gesprächen einfällt. Von Bonaparte sagte er, bis zum Anfange und während der Krönungsfeierlichkeiten sei er gewiß seines Lebens sicher; das sei eine hohe Lust für die Franzosen, die sie sich nicht würden nehmen lassen. — Die Vortrefflichkeit und der geistige Reichtum seien in der jetzigen Literaturwelt die größte Sünde; nur die Schlechtigkeit, Mittelmäßigkeit und Armut fänden Lob und Gnade. Er sei von allen kritischen Tribunalen pro prodigo erklärt und verdammt. — Ein Hund wurde zur Stube hinausgejagt. „Es ist doch meiner nicht?“ fragte er ganz hastig. Der lag mit Walthers unterm Tische. Beide knurrten ein bißchen. „Der Freimütige und der Elegante!“ sagte er. Mehmel, ohne wahrscheinlich etwas dabei zu denken, sagte: „Der Ihrige ist also wohl der Freimütige?“ — „Was?“ fuhr er, wie unwillig, auf; „das bitte ich mir aus!“ Gelinder setzte er hinzu:

„Meiner kann schon darum der Freimütige nicht sein, weil sein Herr der Schwager des Herausgebers der Eleganten Zeitung ist.“ . . . Von Kotzebue (s. v.) sagte er, sein Haß gegen Weimar und Jena komme von der tiefen Verachtung her, worin er bei allen braven Menschen gestanden; besonders habe ihn Herder ganz unsäglich verachtet und ihn nie an sich gelassen, so sehr er auch gedrängt habe. – Herder habe den größten Widerwillen gegen die Schillerschen Stücke gehabt (vid. das letzte Heft der Adrastea). Mit jenem umzugehen, sei köstlich gewesen, weil er jeden Gedanken, den man ihm geboten, mit der größten Lebhaftigkeit und der eigentümlichsten Kraft aufzufassen und fortzubilden gewußt habe. – Die Allgemeine deutsche Bibliothek, meinte er, würde sich nicht halten können, wenn sie bogenweise ausgegeben würde; als Buch erscheinend, flöße sie manchem noch ein bißchen Respekt ein. Von der schändlich liederlichen Art, womit dieses Journal (gleich anderen) redigiert werde, gab ich ihm die bekannten Belege, als: „Die Aufklärung hat irre gefahren“ usw. Er erstaunte, denn so arg hatte er sich das Unwesen nicht vorgestellt. Einer der köstlichsten Späße dünkte mir folgender, womit sich ein hitziger philosophischer Disput schloß, den er mit Mehmel geführt und worin ihn dieser mit Identität, Sub-Objektivität usw. tüchtig abgetrumpft hatte. Jean Paul war aufgestanden und wollte wegen eines Bedürfnisses hinausgehen; er hatte schon die Türe gefaßt, als ihn Mehmel noch mit dem Rufe arretierte: „Nur dieses hören Sie noch! Halten Sie doch Ihre Identität fest!“ – – „Nun,“ sagte Jean Paul, „ich wollte mich eben differentiieren.“ – Spaßhaft war auch dieses. Er war sehr pressiert, denselben Tag noch nach Bamberg zu kommen, und bat daher während des Essens, man möchte doch nach einem Kutscher schicken. Auf Mehmels Ordre wurde nach einem geschickt, der Götz heißt und unter diesem Namen Richtern schon des Morgens empfohlen war, der aber gewöhnlich bei seinem Vornamen Sixtus genannt wird. Es kam die Nachricht, der

Sixtus sei nicht zu Hause. „Oh," sagte Jean Paul (und die Dringlichkeit, womit er es sagte, machte es noch komischer), „so schicken Sie doch zu dem Götz!" Natürlich lachten wir alle. Als er hörte, Sixtus und Götz seien eine Person, sagte er: „Nun wahrhaftig, ich wünschte mir, jetzt in Ihrer Lage zu sein, um über mich selbst recht lachen zu können." Endlich wurde Sixtus Götz doch gefunden, und so schied er denn um drei Uhr recht treuherzig von uns und ließ uns innig vergnügt zurück über den schönen Tag, den er uns gemacht hatte, und das Andenken, das er uns zurückließ.



Baireuth (12. Aug. 1804 bis 14. Nov. 1825).

73. Emanuel an Thieriot, 27. Nov. 1804:

Vorgestern hat mir der Richter die Erlaubnis gegeben, einmal ein Wort in sein Haushalten reden zu dürfen, weil er meinte, er hätte deren schon zu viele und nicht mit dem Erfolg gesprochen, den er sich von mir als Freund erwarte. Er meint nämlich, ein Ehemann könnte in seinem eignen Hause wenig durchsetzen. – Eine hiesige Dame gab einer andern, die zu Thümmel reiste, den Auftrag, ihm (es waren damals zwei Teile seiner Reise ins mittägliche Frankreich heraus) die Hand zu küssen. – „Sie soll sich nicht übereilen," sagte Thümmel, „es könnte sie leicht in der Zukunft reuen." – Diese Anekdote fällt mir immer ein, wenn ich unsern Richter jetzt über Ehe, Weiber usw. reden höre, und muß mir einfallen, weil er bald darüber schreiben will. Der liebe Gott sei den armen Weibern gnädig!

74. Emanuel an Thieriot, 5. Febr. 1805:

Richters Spitz ist blind geworden, davongelaufen und hat den Weg nicht wieder nach Hause gefunden. Richter hat ihn

auch nicht suchen lassen, aber einen neuen Spitz und einen Kanarienvogel. Diesen kauft' ich ihm geschwind – er singt himmlisch –, um ihn von jenem entlaufenen abzuhalten, weil ich dachte: wer eine Karoline (die keinen Hund leiden kann), drei dergleichen Kinder und einen singenden Kanarienvogel hat, könnte wohl einen Spitz entbehren. Der Heinrich mußte aber gestern schon einen andern Spitz für 2 Gulden verschaffen.

75. Emanuel an Thieriot, 1. Mai 1805:

Täglich bekommt Richter alles in Baireuth, selbst das Bier und selbst – was ich nie geglaubt hätte – unsre Gegenden satt. Und doch bekömmt er kein Baireuth und dieses keinen Richter wieder. . . .

Sanftere und ruhigere Menschen gibt's nicht als unsere Richters, überhaupt keine edleren, keine würdigeren, keine moralisch höheren und keine unschuldigeren. In ihrem Haushalten ist demnach ein eingeschränkter prosaischer Emanuel – wenn auch vielleicht nicht immer erwünscht – doch nicht immer überflüssig – ja bisweilen nicht unnötig.

76. Emanuel an Thieriot, 22. Okt. 1805:

Vor einigen Tagen sprachen Richter und ich von Dir und über Dich. Unter anderm sagte er: „Der Thieriot liebt Sie sehr; aber er würde Sie weniger lieben, wenn Sie weniger Witz hätten, ja er würde an Gott nicht glauben, wüßte er nicht, daß er die Quelle des Witzes selbst wäre. – Sie könnten ihm das", setzte er hinzu, „sogar einmal schreiben."

77. Otto Magnus von Stackelberg:

. . . Unsere Jünglinge[1]) hatten sich zeitgemäß für seine Werke begeistert. Ihnen war es ein überaus wichtiges Ereignis, als sie durch das Erlanger Tor schritten und das von dem Dichter

---

[1]) St. und sein Freund Heinrich Tölken, die auf der Reise von Dresden nach Rom Anfang Sept. 1808 Jean Paul in Baireuth besuchten.

bewohnte Haus betraten. Eine Magd eilte schnell die Treppe hinan, um den Besuch zu melden. Alsbald öffnete sich eine kleine Tür, Jean Paul erschien auf der Schwelle und hieß sie mit freundlichem Gruß willkommen. Anfangs waren die jungen Männer überrascht durch seine äußere Erscheinung. Ihre Phantasie hatte sich von ihm ein Bild geschaffen, das der Wirklichkeit nicht entsprach. Vor ihnen stand ein untersetzter Mann, mit rundem behaglichen Gesicht, hohem haarlosen Scheitel, wenigen braunen Locken im Nacken. – Die vollen Lippen aber umspielte ein feines Lächeln, und das blaue, schön gerundete Auge leuchtete von Geist und Poesie.

Stackelberg nannte ihre Namen, das Ziel der weiten Reise, sprach von Verehrung, Begeisterung und wagte schüchtern die vielverbrauchte Frage: „Wir stören Sie doch nicht?" – „Es wäre schlimm, wenn Sie mich n i c h t störten," war die lakonische Antwort. „Aber treten Sie nur getrost ein und schauen Sie sich mein Studierstübchen an. Da liegt alles durcheinander, wie jetzt in dem sonnigen Italien, wohin Sie auf der Wanderschaft sind."

Mit klopfendem Herzen betraten die beiden Freunde das dichterische Heiligtum. Hier stand vor einem einfachen, mit weißer Leinwand überzogenen Sofa der große eichene Schreibtisch, darauf eine Menge frisch beschriebener, stark ausgestrichener Papiere. Am Fenster nebenan hing ein luftiger Käfig, in dem der Kanarienvogel sein Jubellied in die Welt hinausschmetterte. Unter dem Tische sah man eine Flasche mit Wasser, ein Weinglas, und auf den Repositorien ringsumher lag alles voll unordentlich hingeworfener Manuskripte. An der Wand lehnte ein mächtiger Stock aus Rosenholz – Jean Pauls treuer Begleiter, wenn er, den Kopf voll dichterischer Ideen, der Eremitage zuschritt.

Er nahm den Jünglingen die Hüte aus der Hand, nötigte sie zum Sitzen und begann alsbald ein lebhaftes Gespräch über

die gegenwärtigen Verhältnisse, die Begebenheiten der Politik und werdenden Weltgeschichte. Dabei ging der Dichter immer mit verschränkten Armen und flatterndem Flausrock im Zimmer umher. Geräuschvoll trat er auf Nußschalen, verstreute Vogelsamen und griff mitten im Sprechen wiederholt nach seinem Eichhörnchen, das mit tausend lustig behenden Sprüngen ihm fortwährend auf Kopf und Schultern hüpfte.

„Haben Sie meinen Titan gelesen?" wandte er sich fragend an Stackelberg. „Wenn Sie nach Ischia kommen, so lassen Sie mich doch wissen, ob es da wirklich so ganz anders aussieht, als ich es beschrieben. Mehrere Reisende wollen es behaupten." — Beim Abschiede erkundigte er sich nochmals nach ihren Namen, schrieb sie auf und sagte: „Wir sehen uns gewiß wieder — vielleicht nur in einer andern Welt — und dann ist's auch noch die Frage! Aber wenn mich auch der Teufel holt, so begegnen wir uns doch sicher im Fegfeuer."

78. Varnhagen:

Baireuth, Sonntag, den 23. Oktober 1808. Heute vormittag ging ich zu Jean Paul. . . Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Tür öffnete, erkannte ich sogleich als Jean Pauls Gattin an der Ähnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sofa niedersetzte, hätte ich ihm beinah ins Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hindernissen" scherzhaft beschrieben hat, und wie und was er sprach, verstärkte den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmütig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache

ist schnell, fast eilig und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gerne dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Lederschen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum Hesperus gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche und manches Literarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmütig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehöre und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verrät, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgends ein Vorstellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgrenzten Natur, überall offne Bahn für ihn und hundert Übergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst

lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müllers Vorlesungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müllern gerühmt, daß der es verstehe, ein gemütliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegels Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht Hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel, mit dem indischen vereint, viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobis und Herders Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren als in allem gelehrten Sprachsinne Schleiermachers, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch durchlassen wollte. Fichte, von dessen Reden an die deutsche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräusch französischer Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstigte ihn, und er sagte, er könne diesen Autor nur noch gymnastisch lesen, mit dem Inhalte seiner Philosophie habe er nichts mehr zu tun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit seiner Frau allein. Auch dieser wußte ich von ihrer Vater-

stadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Teilnahme für dortige Verhältnisse und Personen hatte nach allem, was sie schon mit angehört, noch eine große Nachlese zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; sanft, fein, sittig, verband sie mit dem schönsten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Gesellschaftsgaben und freiere Welteinsicht, als Jean Paul zu haben schien. Sie wollte sich aber dem trefflichen Mann auch in dieser Beziehung unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zusammen führen. Ihre drei Kinder sind schöne, liebliche, frische Geschöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, ist der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm sieht; in der Tat ist er ganz Kraft und Mut und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die starken Knochen und Sehnen seiner kleinen Arme mit Erstaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, sahen sehr lieblich aus und zeigten, bei schon merkbarer Verschiedenheit der Anlagen, das gemeinsame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen. . . .

Fortwährend gesprächig und äußerst gut gelaunt, verbreitete sich Jean Paul über die mannigfachsten Gegenstände. Ich brachte ihm unter andern auch einen Gruß von Rahel Levin und die bescheidene Frage, ob er sich ihrer noch erinnere. Sein Gesicht strahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein solches Wesen vergessen?“ rief er lebhaft aus; „das ist eine in ihrer Art einzige Person, ich bin ihr von Herzen gut gewesen und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächst mit allem, was sonst in mir an Sinn und Verständnis zunimmt; sie ist die einzige Frau, bei der ich echten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau!“ . . . Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenschaften ein. Als ich dieses Lob unterbrach und ihn versicherte, aller Verstand, Klugheit und Witz, die er von

Rahel rühme, seien in meinen Augen doch viel geringer als die Innigkeit und Güte ihres Gemüts, wunderte er sich nicht, sondern glaubte mir dies gern und wiederholte nur, jene seien aber ungeheuer groß. Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen wert, so habe noch nie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und charakterisiert; was das für Augen wären, die so scharf und klar gleich die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit sähen! Als ich ihm sagte, wie viele Briefe ich von ihr besäße, nicht an mich geschriebene, sondern mir geschenkte, wurde er ganz neidisch; wenn ich in derselben Stadt mit ihm wohnte, sagte er, so müßte ich ihm wenigstens zwei Worte aus jedem Briefe mitteilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber notwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben, werde sie wohl nie imstande sein. „Ich bin jetzt fähiger," fuhr er fort, „sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen, je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie nur so hin zu sagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr staune ich! Sie ist eine Künstlerin, sie hebt eine ganz neue Sphäre an, sie ist ein Ausnahmswesen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und so muß sie denn auch unverheiratet bleiben!" Er pries mich glücklich, eine solche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichsam prüfend und meinen Wert messend, wodurch ich, noch so jung, mir das verdient habe. Ich gewann sichtbar in seinen Augen durch diese Beziehung. . . .

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge stellte ich mich heute nachmittag früh genug bei Jean Paul ein . . . Wir kamen auf seine Schriften, diese bei den meisten Autoren so bedenkliche Seite, welche der eine gar nicht berührt wissen will, der andere immerfort will klingen hören.

Er war dabei so liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in seinem ganzen Wesen. Der Anlaß dieses Gesprächs war der neuste Cottasche Damenkalender, worin Goethes „Pilgernde Törin“ und Jean Pauls „Traum einer Wahnwitzigen“ stehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünschte es zu behalten und wies mir in Tübingen bei Cotta den Ersatz an. Solche Phantasien, sagte er, wie jener Traum eine sei, könne er immerfort schreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur gesund sei, habe er ganz willkürlich in seiner Gewalt, er setze sich ans Klavier, phantasiere da auf das wildeste, überlasse sich ganz dem augenblicklichen Gefühl und schreibe dabei seine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewissen vorbedachten Richtung, aber doch so frei, daß diese selbst oft verändert würde. Ganz eben solcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchsten Begeisterung reden lasse, diese Figur sei dann ganz er selber . . . Er hatte sich in dieser Art einmal vorgenommen, eine „Hölle“ zu schreiben, die kein Mensch sollte aushalten können, und vieles davon ist wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck bestimmt. Ich fragte nach den Flegeljahren und hörte zu meiner größten Freude, daß er sie ganz gewiß fortsetzen wird; er betrachtet sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich w o h n e, da sei ihm alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sofa und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigentümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben; andre seiner Bücher, meinte er, könnte er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe. –

Wir sprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfassung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir

denn auch auf das Darstellen von Gegenden und Landschaften . . . Er erschrak ordentlich, als ich es wagte, Goethen als weniger geschickt in dieser Partie zu bezeichnen, und erinnerte sogleich an zwei im Werther beschriebene Gegenden und Landschaften, denen in der Tat die Meisterhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Wie aber die Sache anzugreifen sei, welche technische Vorteile es dafür gebe, darüber stritten wir eine Weile. Endlich sagte Jean Paul sehr sinnvoll: um eine Gegend dichterisch aufzufassen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, sondern er müsse die Brust eines Menschen zur camera obscura machen und in dieser die Gegend anschauen, dann werde sie gewiß von lebendiger Wirkung sein; nichts aber sei toter, als wenn der sich neugierig umsehende Reisende nur den sinnlichen Stoff als solchen erzähle und beschreibe. Jean Paul verlangte, der Dichter solle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er selber schweizerische und italienische Gegenden, letztere z. B. im Titan, sehr richtig — wenigstens die bewährtesten Kenner sagten es — geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, und auch in Nürnberg, dessen Örtlichkeit in den Palingenesien bis zum kleinsten einzelnen vorkomme, sei er erst lange nachher und auch da nur auf einen halben Vormittag gewesen . . .

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen . . . Entzückend war es mir, Jean Paul bei solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Geflut unsichrer Nachrichten und schwankender Vermutungen, das um jene her wogte. Was Jeau Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz tausendmal besser als seine Friedenspredigt, über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von

Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Charakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen nicht gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht leugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mitteilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge wie hohl und schwach die Macht Napoleons in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegenstehe. In diese abgelegene Provinz waren viele Tatsachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu und barg sein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon hersagte, wobei er doch sorgsam warnte, dergleichen nur vorsichtig mitzuteilen und nicht schriftlich bei mir zu führen; und allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger schon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er selbst seiner Warnung und wollte eine Abschrift haben. Nun drückten wir uns erst recht als gleichgesinnte Freunde die Hände und tauschten rückhaltlos unsre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf sie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichtes brachte uns auf das Erziehungswesen, für den Verfasser der Levana natürlich ein sehr ergiebiger Gegenstand. Er billigte fast alles, was ich ihm als Ergebnis meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und schloß endlich mit dem Satz, daß man nur seine eignen Kinder, aber keine fremden erziehen könne. Dieses Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es sagen, leistet er auf die vortrefflichste Weise; ich habe es in diesen zwei Tagen so gut erkannt, als ob es hundert

gewesen wären. Die Kinder sind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und gesunder Stärke, entwickeln sich nach eigener Art, und für diese Eigenheit hat Jean Paul das leiseste Gefühl, die sorgsamste Acht und Leitung.

. . . Die zwei jüngsten Kinder waren eingeschlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklassen, setzte mich daher zu Tisch und begann einige Bildchen für sie auszuschneiden. Als Jean Paul diese kleine Kinderwelt aus Papier ziemlich schnell vor seinen Augen entstehen sah, wurde er selber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er seine Frau herbei, weckte seine Kinder auf, das dritte hatte sich schon an mich geschmiegt, und nun sollte ich umständlich von allem Rechenschaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, sie behaupteten, ich sei das Christkindchen, das ihnen Geschenke bringe, und auf die Bemerkung, ich sei aber doch schon so groß, blieb der Knabe dabei: nun ja, ich sei ein großes Christkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, so daß es mir erst hierdurch auffiel. In solchen Gesprächen und Beschäftigungen ging ein guter Teil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieser schönen, reinen Familie, die so herzlich gegen mich war und mich schon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendessen, gegen meinen Vorsatz . . . Die Frau war überaus gütig, Jean Paul so traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderseitigen Zureden nicht widerstehen konnte. Bei dem artigen und schon süddeutsch reichlichen Mahle herrschte die beste Laune. Unter anderm gab uns der Vorfall sehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen seiner — wie er sagte — herzlichsten Freunde geben wollte, es aber unterlassen mußte, weil er sich durchaus nicht auf dessen Namen besinnen konnte! Von ernsthafter Art hingegen waren die Gespräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Schütz, mit einem Wort, über die sogenannte romantische Schule.

Jean Paul hatte dieselbe in seiner Vorschule der Ästhetik gleichsam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geist; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zusammenhangs hegte er fortwährend das tiefste Widerstreben. Besonders gegen Tieck war seine Stimmung jetzt von manchen Seiten sehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung seines Komischen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den Bambocciaden sehe, einen andern Teil habe er seinen, Jean Pauls, Schriften nachgebildet, wie er ihm selber einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespeare angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei teils aus alten Volksbüchern, teils – wie die schönsten Anklänge der Genoveva – aus dem Maler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den Phantasien und im Sternbald kam auf Rechnung Wackenroders, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Tonelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wieder abgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum mutwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich diesem doch sehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegensetzen . . . Jean Paul wurde nachsinnend, es vergegenwärtigten sich ihm die Vorzüge, sein Herz neigte sich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und so geschah es bald, wie mir schon gestern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebnissen anlangte, als der Beginn hatte erwarten lassen; die Mißstimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verschwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher! –

Diese Biegsamkeit in Jean Pauls Urteilen, diese Eingeschlossenheit in bestimmte Gedankenzüge, diese kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur seine grade Straße vor sich hinsehen lassen, diese augenblickliche Beschränkung und Einseitigkeit, alles dies hängt unstreitig mit seinen besten Eigenschaften zusammen und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch seinem

Wesen weniger schädlich ist, als sie es einem andern wäre, das sich mehr in eingreifendem Handeln und scharfem persönlichen Vortreten gefiele. Jean Pauls Ungerechtigkeit ist nur eine in ihm, nicht in der Welt, sie überschreitet das stille Gehege seiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf. —

Ich lernte Jean Paul aus diesen Gesprächen mehr kennen als die Personen, die er besprach. Es ist ein reiner, edler Mensch, kein Falsch und kein Schmutz ist in seinem Leben, er ist ganz, wie er schreibt, liebevoll, innig, stark und brav. Auch an persönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, so würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen schneller bei der Hand sein als mancher andere.

Als ich mir den trefflichen Mann in seinem Werte so betrachtete und erwog, schlug mir plötzlich das Gewissen. Ich mußte an unsern Doppelroman „Die Versuche und Hindernisse" gedenken und an die komische Figur, welche Jean Paul unter diesem seinen Namen und in seiner eigensten Manier darin spielt. Zwar hatte ich gerade an dieser Figur den wenigsten Anteil, sie war ihren besten und eindringendsten Zügen nach das Werk von Neumann; aber an dem Ganzen war ich doch mitschuldig, und es kam mir wie eine Treulosigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu scheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm also die Entstehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich Voß auch er selber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelassen an, freute sich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete mir es besonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm davon zu sprechen. Er verstand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, gerade unsre gefeierten Helden mit dergleichen Mutwillen anzugreifen; er wisse recht gut, sagte er, daß die Soldaten Cäsars, die bei dessen Triumphzuge die be-

kannten Spottlieder sangen, darum doch die tapfersten und treusten blieben, auf die jener sich in Gefahr und Kampf am sichersten verlassen konnte. „Alles, alles aber“, rief er aus, „kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen ist! Das Ästhetische muß euch retten; ist das nicht gut, dann habt ihr auch das Moralische zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, so nehm’ ich dieses auf mich!“ Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns selber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geschont, sondern zu starken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So ist die Jugend,“ sagte er lachend, „gilt es einen durch den Regen zu jagen, so scheut sie selber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirte denn mitessen, werden die Gäste ja wohl auch das Vorgesetzte noch hinunterbringen!“ Von Müller und Voß meinte er sie würden sich doch sehr ärgern, die verständen nicht so Spaß wie er. Indes empfand auch er einigen Schreck und Entrüstung, als er vernahm, daß wir Goethen zu necken gewagt und auch die Figur Wilhelm Meisters frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da getan!“ sagte er bedenklich, „das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders als alle übrigen. Den geb’ ich weniger preis als mich selbst!“ . . . Von diesem sprachen wir nun noch eine Weile und Jean Paul mit steigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung. –

Das herrlichste Obst war zum Nachtisch aufgetragen. Plötzlich erhob sich Jean Paul, gab mir die Hand und sagte: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch sehr früh ist so bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen sein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde ist da, wo ich schlafen muß!“ Er nahm ein Licht und sagte gute Nacht. Wir schieden in großer Herzlichkeit und in dem beiderseitigen Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte. –

79. Bernhardi an Fouqué, 9. Febr. 1809:

. . . Ich versprach Richtern in Baireuth, Dir zu sagen, Du möchtest ihm ein Exemplar des Sigurd schicken . . . Er wünschte sehr, Dich persönlich kennen zu lernen, nachdem ich ihm viel von Dir erzählt hatte . . . Es ist ein alter Konfusionsrat, sonst aber eine ehrliche Seele.

80. Karl Friedrich Kunz:

Es war im Sommer 1809, als ich Jean Paul zum ersten Male sah. Er begegnete mir gegen Abend auf meinem Spaziergange nach der Eremitage bei Baireuth. Die oft gelesene Beschreibung seiner Persönlichkeit, noch mehr aber die Bildnisse, die ich von ihm besaß, ließen — ohne selbst an die Stadt zu denken, in der ich mich befand, — keinen Zweifel übrig über den, der mit seinem Hunde mir entgegenkam. Auch ich hatte einen Hund als Begleiter, der dem Jean Paulschen, als ich ungefähr noch hundert Schritte von ihm entfernt war, freudig entgegensprang, ihn beschnüffelte und auf Hundeart sogleich seine Bekanntschaft gemacht hatte. — Jean Paul blieb stehen, streichelte meinen Hund und richtete einige Worte an den seinigen, von denen ich folgende vernehmen konnte: „Nur hübsch artig — du siehst, es ist ein fremder Jüngling — nicht so gezaust — er ist schön frisiert usw.“

Nachdem ich Jean Paul nahe genug war, stehenblieb und meinen Hut ehrfurchtsvoll abzog, sprach er mich freundlich an, fragte, ob ich fremd hier, woher und wer ich sei u. dgl. m. Ich gab die gehörige Auskunft, bei der ich die Worte „Herr Legationsrat“ fallen ließ. „Woher kennen Sie mich denn?“ fragte er lächelnd. „Aus derselben Quelle,“ versetzte ich, „woher so viele Tausende Ihrer begeisterten Leser Sie kennen, ohne Sie je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, namentlich aber aus Ihrem Hesperus und dem ihm vorgesetzten Porträt.“ — „Finden Sie das ähnlich? Man bestreitet es allgemein.“ — „Auch mir wurde von Personen, die Sie kennen, die Ähnlich-

keit nicht gelobt; allein ich finde das Gegenteil.“ – „I, das freut mich ungemein! Ich muß Ihnen nur gestehen, Sie sind wahrlich der erste, der meiner Meinung ist; denn ich finde die Züge meines Gesichtes in diesem Kupferstich ziemlich gut wiedergegeben, obwohl er als solcher gar nichts bedeutet.“ – „Ich finde ihn sogar sehr schlecht,“ bemerkte ich darauf; „nichtsdestoweniger aber darf deshalb die Ähnlichkeit nicht geleugnet werden, besonders wenn man das Auge bloß auf das Wesentliche, nämlich den Ausdruck des Gesichtes heftet und Äußerlichkeiten, die jetzt nicht mehr vorhanden, wie das gepuderte Haar, die Halsbinde usw., übersieht.“

Er lächelte, sah mich scharf und durchdringend an und sagte: „Hören Sie! wenn Sie mit so gut organisiertem inneren Auge in meine Bücher hineinschauen wie in mein Gesicht, dessen sonstige Abbildungen desselben physiognomische Pasquille sind, so möchte ich mir lauter Leser wie Sie wünschen, die ich aber nicht habe (obwohl ich Sie haben könnte), weil die meisten mich mit Brillen und noch dazu von gefärbtem Glase – gewöhnlich kein englisches, sondern eigener Fabrik – lesen.“ Ich verbeugte mich bescheidentlich. Das Gespräch sprang sogleich wieder auf das fragliche Porträt über, und ich sagte unter anderm: „Gestehen muß ich jedoch, daß ich die – wenn ich nicht irre – von Nettling in punktierter Manier gestochene Abbildung vor dem ersten Hefte von August Schalls Bildnissen merkwürdiger deutscher Schriftsteller und Künstler jener in dem Hesperus, besonders in bezug auf die Wärme des Ausdrucks, noch vorziehe, obwohl auch hier, wie dort, die erwähnten Äußerlichkeiten auf den Beschauer störend einwirken.“ – „I mein Gott,“ fiel Jean Paul mir in die Rede, „kennen Sie die Schrift auch? Sie machen sich ja gewaltig viel mit meinem Bilde zu schaffen, fast so viel als die Baireuther mit meinem Anzuge!“ . . . – „Sie werden noch mehr lächeln, Herr Legationsrat,“ fügte ich hinzu, „wenn ich Sie versichere, daß ein drittes Bildnis von Ihnen,

das ich einem Tabakspaket entnommen, von mir nicht verschmäht und meiner Sammlung einverleibt wurde."

Hier brach Jean Paul in lautes Gelächter aus, ergriff mich bei der Hand und sagte: „Nein, das ist köstlich! das ist merkwürdig! — aber ich halte Sie auf, — wo wollen Sie denn hin?" — „Mein Wille war, nach der Eremitage zu gehen, jedoch, wenn Sie erlauben, Sie zur Stadt zurückbegleiten zu dürfen, so würde ich diesen Weg tausendmal vorziehen!" — Er fügte sich freundlich meinem Wunsche, und ich begleitete ihn. Kaum einige Schritte gegangen, leitete er wieder das Gespräch auf den abgebrochenen Gegenstand und äußerte, daß er diese Illustrationen seines Gesichts auf Tabakspaketen bisher nicht gekannt habe, sehr neugierig sei, mein Exemplar zu sehen, und er nun noch einen Grund mehr habe, sein längst vorgehabtes Projekt zu einer Reise nach Bamberg nächstens auszuführen . .

Das Gespräch wandte sich den ganzen Rest des Weges zu Goethe hin, und auf die bejahende Frage, ob ich ihn persönlich kenne, mußte ich umständlich den ganzen Verlauf meines Besuchs bei ihm erzählen, bis wir vor der Türe meines Gasthauses „Zum Anker" in Baireuth standen. Jean Paul drückte mir herzlich die Hand, lud mich auf den andern Morgen zu einem Besuche bei sich ein und fügte lächelnd hinzu, ich sollte ja nicht vergessen, meinen Hund mitzubringen, weil er in den Zügen des seinigen läse, wie höchst erfreulich ihm die gemachte neue Bekanntschaft gewesen sei; und da dergleichen Redensarten selbst im Antlitze der Hunde lägen, so wolle er sich nicht weiter bemühen, mir durch ärmliche Worte das auszudrücken, was so eine Bestie mit ihrem Schwanze viel besser zu sagen wisse . . .

Andern Morgens zur vorgeschriebenen Stunde trat ich in Jean Pauls Zimmer ein. Es war im Verhältnis zu den darin aufgestellten Mobilien ziemlich klein, er selbst saß vor einem mittelmäßigen, unfern des Fensters stehenden Arbeitstische, auf welchem Bücher, Papiere, Federn, Bouteillen, Gläser, Lichtschirme,

Blumen usw. in ziemlicher Unordnung herumlagen. Vor ihm stand ein gefülltes Schoppenglas, das weder wie Wein, noch wie Wasser, noch wie Bier aussah. Es war – wie er mir später unaufgefordert erklärte – eine Mischung von Wasser und Likör, von dem er hier und da einen Schluck genoß. Er versicherte, daß er endlich herausgefunden habe, wie dies Getränk bei Früharbeiten seinem Körper am besten bekomme, da weder die Säure des weißen Weins, noch das Feuer des roten französischen ihm beim Schaffen in den Morgenstunden zusage. – Dicht angelehnt am Tische stand ein bis fast an die Decke reichendes Repositorium, von unten bis oben angefüllt mit Manuskripten; an den Wänden herum noch einige mit dergleichen und gebundenen Büchern; unfern des Ofens stand ein Sofa, auf dem sein steter Begleiter bei Spaziergängen wie in Gesellschaften, sein Hund – damals ein schwarzer Spitz –, ruhete. Auf einem kleinen Tische befand sich eine grün lackierte Nachtlampe und ein Vogelbauer, aus dem ein Kanarienvogel hin- und herflog und nicht selten Jean Pauls Arbeitstisch selbst besuchte. Mehrmals bei Besuchen in spätern Jahren bemerkte ich auch in diesem Zimmer sowohl wie in dem eines andern Hauses, wohin er seine Wohnung verlegt hatte, ein kleines, unscheinliches Klavier, das ich bei diesem meinem ersten Eintritt gesehen zu haben mich nicht erinnere. – Weder Gemälde noch Kupferstiche zierten das Zimmer; hingegen hing eine Jagdtasche an der Wand, und ein großer Knotenstock lehnte unfern der Türe in einer Ecke. Unter dem Ofen stand ein Teller mit einer Eierspeise – ein sogenanntes Rührei oder Eierschmalz –, die wahrscheinlich dort hingestellt war, um warmgehalten zu werden. Nach freundlichem Nicken mit dem Kopfe rief mir Jean Paul bei meinem Eintritt in das Zimmer entgegen: „Nur einen Augenblick!" winkte dann mit der Hand, auf den ihm gegenüberstehenden Stuhl am Arbeitstische Platz zu nehmen, und schrieb ruhig weiter fort. – Ich hatte gerade so lange Zeit, mir das Zimmer, wie ich es eben beschrieben, zu besichtigen, als er

die Feder niederlegte, mir die Hand über den Tisch hinüberreichte und sagte: „Nun, seien Sie mir willkommen! Wie haben Sie in Baireuth geschlafen? Ich wünsche, besser als ich — das vertrackte Tabakspaket mit dem Bildnisse hat mir viel zu schaffen gemacht, ohne gerade davon nützlich — wie sonst — zu träumen."

Er erkundigte sich, ob und was ich gefrühstückt habe, ob mir ein Glas Wein gefällig sei u. dgl. mehr. Nachdem ich alles ausgeschlagen, bemerkte er, wie bei ihm keine Regel stattfinde, ob und was er für ein Frühstück, oder ob er gar ein doppeltes nehme, es hinge dies alles von seinem Wohl- und Übelbefinden, von der tags zuvor gepflogenen Lebensweise sowie von dem Gegenstande seiner Arbeit ab. Er schloß: „So habe ich heute z. B. mir ein —" Hier stand er auf, streichelte und liebkoste meinen Hund, der ihm entgegensprang, ging zum Ofen, bückte sich, holte den darunter stehenden Teller hervor und brach, nachdem er ihn verwunderungsvoll besichtigt, in ein schallendes Gelächter aus, die Worte kaum hervorbringend: „So habe ich heute z. B. — wollte ich sagen — mir ein Eierschmalz bestellt, aber Ihr Hund hat, wie ich sehe, mir die Verdauung erspart. Ja, so ein Hundeinstinkt", fuhr er langsam fort, indem er sich den Bauch vor Lachen hielt, „ist etwas wert!"

Ich war wie vom Donner gerührt, bat tausendmal um Verzeihung, bemerkte, wie ich die Unschicklichkeit nicht begangen haben würde, meinen Hund mitzubringen, wenn er es nicht ausdrücklich befohlen, und wie ich gar nicht begreifen könne, daß mein Hund, der doch sonst das wohlerzogenste Tier sei, den Frevel begangen haben solle, ob nicht vielleicht der seinige selbst —

Jean Paul, der mitten in der Stube stand, immerfort hell auflachend, nahm seinen Hund vom Sofa und trat mit ihm ganz ernsthaft zu mir, ihn also anredend: „Sieh einmal, was der Herr da dich beschuldigen will. Tust du so etwas? Nein, du bist viel zu wohlerzogen! Und", sich zu mir wendend, fuhr er weiter fort, „hätte er wirklich mein Frühstück für mich ver-

zehrt, ich würde es ihm auf der Stelle ansehen, so aber — —" (hier setzte er den Hund auf den Boden und herrschte ihn streng an): „Hast du mein Eierschmalz gefressen? Antwort! — Nein! — Sehen Sie, wie er zu mir freundlich heranspringt; er würde sich augenblicks verkriechen, so wie er immer zu tun pflegt, wenn er Unrecht begangen!"

Exklamationen und Entschuldigungen von meiner Seite fingen von neuem an, bis mich Jean Paul mit den Worten unterbrach: „Beruhigen Sie sich, Bester, ich hatte wirklich im Sinne, das projektierte Frühstück Ihnen nur zu zeigen und es dann wegzustellen, ohne es zu genießen, wie das gar oft bei mir geschieht."

Hierauf führte er mich zu einem Repositor, in welchem seine sämtlichen Schriften standen, zog einen Band heraus und sagte: „Haben Sie das auch?" Ich verneinte. Es waren die grönländischen Prozesse, sein erstes Werk. „Ja," fuhr er fort, „das ist schwer mehr zu finden, der Verleger hat voreiligerweise mehr Exemplare davon zu Makulatur gemacht, als er verkauft hatte, mir selbst fehlte es viele Jahre, bis ich wieder zum Besitz gelangte."

Dies Buch sowohl als die übrigen war mit vielen von Jean Pauls eigner Hand geschriebenen Noten und Zusätzen an den Rändern versehen, so wie eine Menge einzelner Zettel zwischen den Blättern lagen. — Er erklärte mir, wie er bei jeder Gelegenheit, nicht nur während des Lesens s e i n e r, sondern auch a n d e r e r Schriften, ja bei jedem Einfalle, der ihm ex abrupto komme, wenn er anders Beziehung auf irgendeine Stelle in seinen Büchern habe, solchen aufzeichne und an den schicklichen Ort lege. . . . Ich solle aber ja nicht glauben, daß er alle diese Noten und Zusätze als V e r b e s s e r u n g e n betrachte, oft seien es auch V e r b ö s e r u n g e n, wie er sich gar vielmals überzeugt, indem jede Bemerkung, die er in seine Bücher hineinschreibe oder hineinlege, ohne sorgfältige Kritik niedergeschrieben sei, und es geschehe nicht selten, daß er, was er heute korrigiert oder hinein-

gelegt habe, morgen oder nach Jahren wieder ausstreiche oder wegwerfe. Die Zettel sämtlich seien als bloße Merk-, keineswegs aber als Verbesserungszettel zu betrachten.

.... Ich wollte beim Fortgehen ihm die Freude und das Glück schildern, das ich durch die gewonnene Bekanntwerdung mit ihm so innig fühlte; er aber unterbrach mich auf der Stelle, und indem er mir herzlich die Hand drückte, sprach er die mir unvergeßlichen Worte: „Oh, ich bitte, schweigen Sie wie ich, der dergleichen Versicherungen so ungern hört, als er sie gibt; denn würde es nicht erbärmlich klingen, wenn ich Ihnen sagen wollte, wie erfreulich mir Ihre Bekanntschaft gewesen wäre, — weil dieser bei allen Abschiedsvisiten gebrauchte Refrain fast gar nichts mehr sagen will?!" ...

Ungefähr zwei Monate nachher, auf meiner Rückreise nach Bamberg, besuchte ich Baireuth abermals auf ein paar Tage, und Jean Paul erzeigte mir auf meine Einladung die Ehre, eines Mittags in meinem Gasthofe mein Gast zu sein. — Niemand war, nach seinem Wunsche, weiter geladen, und er und ich speisten auf meinem Zimmer allein. Er war bei heiterster Laune und so offen und hingebend gegen mich, als wenn wir uns schon Jahre lang gekannt hätten. — Drei Gegenstände waren es, die von 1 bis 6 Uhr unser Gespräch ausfüllten: seine Werke — Baireuth — und der Wein.

Was ihn besonders zu mir hinzog, war, wie er selbst so oft scherzend gestand, meine stete Opposition in bezug auf die Frage: was das vorzüglichste seiner Werke sei. Er entschied sich, wie er dies öffentlich oft genug ausgesprochen, für seinen Titan; ich für Siebenkäs, den ich besonders deshalb vor ersterem vorzog, weil der darin durchweg herrschende Humor mich ganz besonders anzog. Alle Gründe, die Jean Paul vorbrachte, mir den Beweis für seine Meinung zu liefern, wollten nichts fruchten, und das war es gerade, — wie unähnlich ist er darin so vielen andern Schriftstellern! — was ihm so wohl-

gefiel und ihm die darüber obwaltende Diskussion angenehm machte. . . .

Die Bevorzugung des Siebenkäs vor dem Titan war nun aber wohl der einzige Gegenstand, worin wir bei Besprechung seiner Schriften differierten; in allem übrigen stimmten wir überein, und ich darf ohne Eigenliebe bekennen, daß ich durch die Einsicht und das Eindringen in die von ihm aufgestellten Ansichten, Grundsätze und die dabei stattgefundenen anatomischen Sektionen einzelner Werke, dann durch die Vertrautheit mit denselben, als Folge oftmaliger Lektüre, schnell einen großen Stein im Brette bei ihm gewann. Ja, er verwunderte sich nicht wenig, daß ich ganze Stellen aus seinen Schriften, wenn sie zum Beweise einer Behauptung dienten, aus dem Stegreife zu rezitieren vermochte, wobei er mir mehrmals das Lob „des allerfleißigsten Lesers derselben, der ihm noch vorgekommen,“ erteilte, „sich selbst nicht ausgenommen“. . .

Köstlicher Chambertin, den wir über Tische genossen, bewegte die Geister freier und ungezwungener, und Jean Paul ergoß sich ebensosehr über sein glückliches, in sich konzentriertes Leben in Baireuth, in der es umgebenden Natur, als er sich bitter über dessen Menschen beklagte, die ihn nicht erkannten, folglich nicht zu würdigen verstanden. . . . Er war so wenig verschlossen gegen mich, daß er sogar ein Thema berührte, von dem er nur stets sehr ungern sprach, und sich mit aller Offenheit darüber gegen mich äußerte. Es betraf das Urteil eines „Packs“ (so nannte er mit vollem Rechte dies Völklein), das sich zum Geschäfte machte, allerlei Anekdoten über ihn als übermäßigen Trinker zu verbreiten. Er klagte mir, auf das tiefste indigniert, wie diese Menschen gar nicht wüßten, wie sehr sie durch solche Äußerungen seinen sittlichen Charakter auf das abscheulichste verletzten und zerrissen, wenn sie ihn in die Klasse gemeiner Trunkenbolde setzten. „Gott weiß es,“ rief er im quälendsten Schmerzgefühle aus, „daß ich lieber Wasser als irgendein spirituöses Getränk genösse, wüßte ich meinen geistigen Haus-

halt ebenso gut damit zu bestreiten. Die Art und Weise meines Schaffens ist schon an sich eine Art geistiger Débauche und läßt so gut ihren Katzenjammer dem Gehirne fühlen wie dem Magen. Nun pflege ich nicht zu arbeiten, wenn Geist und Körper wollen, sondern wenn die Zeit gebietet, die mit ihren paar Tagesstunden mir, ach! nur zu schnell vorüberfährt. Sie will ergriffen sein, und wie kann ich all den Stoff, den ich im Kopfe mit mir herumtrage, zutage fördern, wenn ich ihre Stunden, Minuten, ja Sekunden nutzlos vorüberstreichen lasse? Glauben Sie mir auf mein Wort, lieber Freund, daß, wenn ich Methusalems Alter erreichte, ich der Welt noch nicht alles gesagt haben würde, was ich zu sagen habe. Ach! es ist tief verwundend! – sehr! – sehr! – daß ich darüber reden muß!" – Nie habe ich Jean Paul wieder so ungeheuer schmerzlich aufgeregt, ja so im tiefsten Innern zerrissen gesehen! . . .

Ich habe mehr als einmal wahrzunehmen gehabt, wie Jean Paul im gesteigerten Gesprächseifer, ohne zuvor nur irgendein geistiges Getränk zu sich genommen zu haben, auf eine Exaltationshöhe sich selbst hinaufschraubte, daß der, welcher ihn zum ersten Male sah, nichts anders glauben konnte, als daß er sie durch spirituöse Getränke erzeugt habe. Ging er dabei im Zimmer auf und ab, so war man noch geneigter, daran zu glauben, denn der kurze, unsichere Gang, der bei höchster Nüchternheit dem eines bei anfangender Trunkenheit etwas Wankenden glich, bestätigte die Vermutung. – So dachte mancher – ich selbst anfangs –, der ihn auf der Straße gedankenvoll daherschreiten, die Augen auf den Boden geheftet, zuweilen die Füße aneinander, ja selbst stolpern sah, an dergleichen, obwohl zu versichern war, daß Jean Paul noch nicht einen Tropfen geistiger Flüssigkeit über seine Lippen gebracht. Man denke sich aber den vornehmen und gemeinen Pöbel, wie gern derselbe bei solchen Gelegenheiten seine einmal vorgefaßte Meinung geltend machte! Nun kam noch dazu, daß Jean Paul sprach, wie er schrieb; wie

konnte es da fehlen, daß diesen nüchternen Alltagsmenschen seine feurige, erotisch-geniale Rede selbst als Rausch erschien? . . . .

Besuch in Bamberg (Ende August 1810).

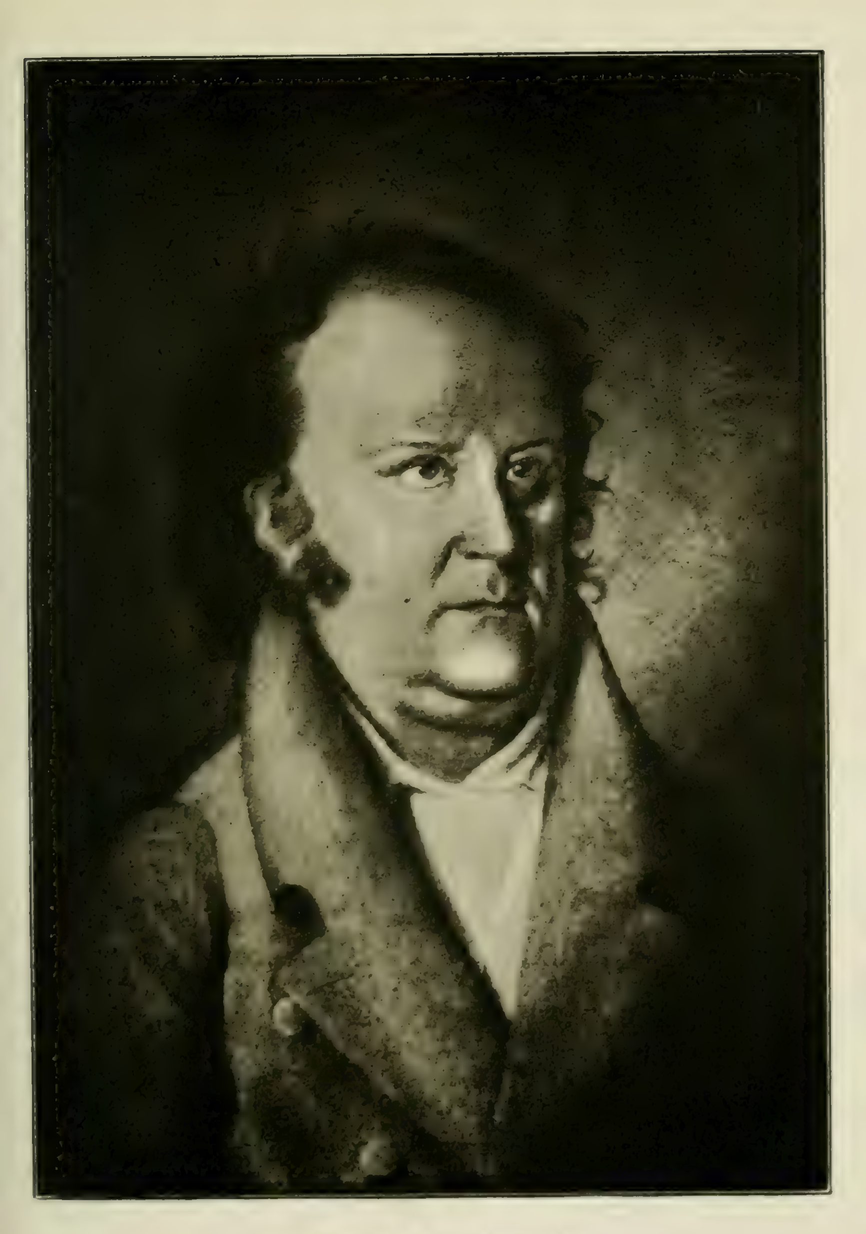
81. Karl Friedrich Kunz:

Einer der denkwürdigsten Tage meines Lebens war es, an welchem Jean Paul mich im Spätsommer des Jahres 1810 in Bamberg zum erstenmal besuchte.

Kaum in mein Arbeitszimmer eingetreten, eröffnete sich eine Szene, die zwar an sich komisch genug, mir aber sehr unangenehm war und selbst in der Erinnerung mich noch unfreundlich berührt. — Er ging nämlich sogleich nach den gewöhnlichen Begrüßungen zu meinen Bücherschränken, und das erste Buch, was er heraus zog und aufschlug, war: „Galgenreden, Monumente, Grabschriften, Stand- und Leichenreden auf noch lebende arme Sünder.“ Das Titelkupfer zeigt Jean Pauls Monument, über welchem eine Hexe, auf einem Besenstiel reitend, schwebt. — Der treffliche Mann geriet in nicht geringe Verlegenheit, ward über und über rot, sagte aber bald lächelnd darauf: „Nun wahrhaftig, seinem Schicksale kann doch niemand entgehen!“

Ich stotterte in meiner Verwirrung mehrere Entschuldigungsworte hervor, warum ich dies nichtswürdige Buch in meiner Büchersammlung aufgestellt, er aber fuhr heiter fort und bedeutete mir: wie solche literarische Pasquille seinen Verehrern, zu welchen er mich ja vorzüglich rechne, ebenso notwendig seien wie die Lobschriften auf ihn; das Buch rufe aber ein altes Sprichwort wieder in sein Gedächtnis zurück: „Mensch, laß deinen Fürwitz!“

So geschickt er auch seinem Gespräche eine andere Wendung zu geben wußte, so konnte ich mich doch lange nicht von meinem Schrecken erholen, was er wohl bemerkte. Er ergriff das soeben vor ihn hingestellte Glas Wein, stieß an das meinige an und



Jean Paul im 48. Lebensjahre

sagte: „Allen Sündern soll vergeben sein, so auch diesem armen Sünder, der ja nicht wußte, was er tat!"

Nachdem Jean Paul meine Büchersammlung über eine Stunde sorgfältig durchmustert, mir viel Schmeichelhaftes über ihren Wert, sowohl in qualitativer wie quantitativer Hinsicht, gesagt, die trefflichsten, witzigsten Bemerkungen über einzelne Autoren gemacht, besonders über Tiecks große Verdienste sich lobend aussprach und endlich zu Herders Schriften gelangte, ergoß er sich in einen Strom von verehrenden Worten über diesen unsterblichen Dichter. — Ich führte ihn zu dem in diesem Zimmer hängenden Porträt Herders. Er faltete wie in Andacht die Hände, blickte zu ihm hinauf, seine Augen funkelten durch Tränen, und wehmütig rief er aus: „Ach, mein lieber, lieber, guter Herder!" Wie heute, so immer war es ein Lieblingsgegenstand Jean Pauls, über seinen Herder zu sprechen, und nie hörte ich dessen Namen von ihm nennen, ohne daß eine Träne in seinem Auge glänzte.

Als er eine äußerst wohlgetroffene Zeichnung Goethes erblickte, die mir der Maler Rabe vor seiner Reise nach Italien zum Andenken zurückließ, die Kopie eines Originals, zu dem Goethe selbst gesessen, sagte er: „Das ist das einzige, was ich vor dem großen Manne voraus habe, daß ich seine Schriften richtiger und würdiger aufzufassen verstehe als er die meinigen."

Wir gingen nun zu meiner Porträtsammlung, an der Jean Paul viel Vergnügen fand. Namentlich waren es seine Porträts, die ihn besonders anzogen, und unter diesen das früher erwähnte, einem Tabakspakete entnommene, mit der Unterschrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laster,
Empfiehlt gewiß auch gerne diesen Knaster."

Er erklärte mir unter herzlichem Lachen, daß dies allerdings ähnliche Porträt wahrscheinlich nach einem Bilde, wozu er in Berlin gesessen, gefertigt, selbst der technischen Ausführung nach so übel nicht sei und er es sich viel schlechter gedacht habe . .

Die Stunde des Essens nahete; die dazu Eingeladenen, worunter Hoffmann und Marcus waren, erschienen, und wir setzten uns zu Tische. – Jean Paul war in der heitersten Laune, ein witziger Einfall jagte den andern, und vorzüglich war es die Unterhaltung mit dem geistreichen Marcus, die, über medizinische Gegenstände bald ernsthaft, bald scherzhaft geführt, zu den brillantesten Witzen von beiden Seiten Veranlassung gab. Marcus, fast ebenso geübt auf dem Felde sarkastischen Spottes wie Jean Paul, blieb ihm keinen Ausfall auf medizinische Kunst und ihre Jünger schuldig, und Hoffmann, der gegen alle Gewohnheit diesmal den stummen Zuhörer machte, akkompagnierte die Sprechenden durch schallendes Gelächter. Den Flaschen wurde tüchtig zugesprochen, wobei nächst Hoffmann sich Jean Paul am tätigsten bewies, und als auf letzteren ein Toast von mir ausgebracht wurde, rief er in ausgelassenster Freude aus, indem er seine Hände rechts und links herumreichte, wobei ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen: „O möge mir doch Gott nur einmal in Baireuth ein paar so herrliche Stunden schenken, wie ich sie in Bamberg verlebte! Dazu ist aber keine Hoffnung, denn die Erzeuger solcher Freuden fehlen; darum müssen Sie mir samt und sonders versprechen, sich einpacken zu wollen, um ein Dacapo aufführen zu können!"

Bald darauf ward ich vom Tische hinweggerufen, kehrte zurück, aber, mit einem kläglichen Gesichte mich zu Jean Paul wendend, brachte ich ihm die Nachricht, daß Frau von Kalb soeben hergesandt und sie ihn mit einer Menge Damen seit einer halben Stunde schon am Ufer des Regnitzflusses erwarte, um ihn – wie er ihr versprochen – zu Wasser nach dem Lustorte Bug zu führen. – „Das ist mir jetzt rein unmöglich!" rief er aus; „o, ich bitte sehr, lassen Sie mich entschuldigen, — sagen Sie – ja was denn? – ach, sagen Sie, was Sie wollen, – meinetwegen auch, daß der Wein, der mich so heiter gestimmt, mir verbiete, ihn mit Wasser zu vermischen, um mich auf so unglückliche Weise abzukühlen!

Ich ging. Noch unter der Türe stehend, rief er mir nach: „Ach Bester, es wird die Kalb aber wohl kränken! — Was meinen Sie?“ — „Ach was!“ rief Hoffmann dazwischen überlaut. — „Nun? — I, sagen Sie, ich würde mich in meinem nächsten Buche darüber bei ihr entschuldigen und ihr und sämtlichen Damen öffentliche Abbitte leisten, — heute aber sei es mir unmöglich zu kommen! — mein Körper wolle, aber der Geist nicht, — was sonst der entgegengesetzte Fall, — heute sei alles bei mir umgekehrt, — usw.“

Ich ging, dem Bedienten die Meldung auf möglichst schickliche Weise und mit allerlei kleinen Notlügen vermischt zu machen, kam zurück, fand aber Jean Paul im Nachdenken begriffen und sichtbar verstimmter. „Habe ich auch wohl recht getan?“ sprach er vor sich hin. „Was wird die gute Frau sagen? Ich habe ihr zwar nur versprochen, nach Bug zu kommen, nicht aber in Gesellschaft mit Damen dahin zu fahren — —“ — „Das ist ein göttlicher Spaß!“ rief Hoffmann dazwischen. „Nein! diese Szene lass' ich mir um eine Welt nicht rauben; nur möchte ich dabei sein, wenn der Bediente die rührende Antwort bringt, und die verschiedenen Gesichter sehen, die sämtliche Damen dabei schneiden werden.“ (Hoffmann lachte unmäßig dabei.)

Jean Paul ward nach dieser Äußerung noch verstimmter und trank, immer in Nachdenken verloren, ein paar Gläser Wein schnell nacheinander aus. — Marcus suchte ihm die Sache in ein helleres Licht zu stellen, indem er ein paar Schattenseiten der Frau von Kalb hervorhob, um durch Gründe darzutun, wie bei aller Verehrung dieser Frau für unseren Dichter doch eine gewisse Anmaßung nicht zu verkennen sei. Auf einmal bemerkte ich, daß, auf einen Teller gelegt, ein Blatt Papier den Tisch herum zirkulierte und ein jeder bei Ansicht desselben hell auflachte. Der Teller kam zu Jean Paul; auch er lächelte, jedoch höchst gezwungen, und gab ihn bald weiter. — Endlich kam der Teller auch zu mir. Hoffmann hatte, als allzeit fertiger Karikaturist

bei solchen Gelegenheiten, die eben besprochene Szene zeichnend zu Papier gebracht. Das Ufer der Regnitz war dargestellt. Eine Menge Damen standen am Flusse, in den Kähnen saßen bereits ebensoviel, alle richteten die Blicke nach dem zurückkehrenden Bedienten, der tief gebückt die Antwort überbrachte. Ärger, Nasenrümpfen, Zorn und Wut waren auf verschiedene höchst burleske Weise auf sämtlichen Damengesichtern ausgedrückt und im echt Hoffmannschen Geiste und Stile.

Jean Paul wurde immer mehr und mehr verstimmt. Die Zeichnung hatte, wie ein jeder und Hoffmann selbst bemerkte, ihm höchlich mißfallen, und ein jeder studierte, wie die Sache wieder ins Geleis zu bringen. Hoffmann selbst machte einen Versuch dazu, indem er zu Jean Paul sagte: „Aber bekennen Sie doch selbst, vortrefflichster Herr Legationsrat, — ist denn der Vorfall nicht äußerst komisch?“ — „Allerdings!“ versetzte Jean Paul, trocken lächelnd.

Marcus und ich sahen es unserm Gaste an, wie hohe Zeit es sei, ernstlich einzulenken, und wir taten es mit gutem Erfolg. Ersterer erzählte zu dem Ende ein paar Anekdoten von Frau von Kalb, wie sie ihn einst auf dem Krankenbette mit ihrer Hyper-Belletristik und Sentimentalität gewaltig gemartert habe. Dann fügte er hinzu, daß er überzeugt sei, wie sie mit ihren Damen ihn (Jean Paul) gequält haben würde, und wie die Wasserfahrt selbst, besonders auf dem Rückwege, leicht einen nachteiligen Einfluß auf seine Gesundheit hätte haben können usw. Ich bemerkte, wie besonders die letzte Äußerung auf ihn ihre Wirkung nicht verfehlte, und fügte einen Schlußstein zum Ganzen, der ihn vollkommen beruhigte, indem ich ihn versicherte, andern Tages nach seiner Abreise zur Frau von Kalb gehen und ihr durch Gründe das Geschehene so darstellen zu wollen, daß er sich fest darauf verlassen könne, die gute Frau gänzlich dadurch zu versöhnen, was Jean Paul dankbar annahm.

Gegen 6 Uhr standen wir vom Tische auf, besuchten den

herrlich gelegenen Michelsberg, und unser Freund restaurierte ganz und gar seinen Humor durch die unvergleichliche Gegend und Aussicht, die sich seinen Blicken eröffnete. Die heiterste Laune kehrte wieder bei ihm ein; nur bemerkte ich, daß, sooft Hoffmann sich ihm gesprächsweise zu nähern versuchte, es ihn zu inkommodieren schien. Unserm Callot konnte dies so wenig als mir entgehen, er fühlte sich auf empfindliche Weise tangiert und ließ daher einige Phantasiestückchen gegen mich los, worunter die Substantive: Tugendheld — Sentimentalmann — Naturfresser usw. besonders herumschwärmten. Ich wollte ihm bedeuten, wie unrecht er gehabt, die Zeichnung am Tische herumzugeben, da er doch bemerkt haben würde, wie wehe Jean Paul die gegebene Antwort auf der Stelle getan, wie ich mich überhaupt nicht genug wundern könne, daß er sein Naturell, selbst wenn er ihn nie gesehen, so wenig gekannt und geachtet habe usw. Hoffmann sah mich scharf und bedeutungsvoll an, drehte sich um, lehnte sich auf die Gartenmauer und rief deklamierend aus: „O Gott, welche göttliche Natur! Welche bezaubernde Aussicht! Welche balsamische Düfte strömen mir entgegen! Hören Sie das Flöten Philomelens, das Gepiepe etwelcher anderer Vögel, das Zirpen der Heimchen? O Geßner, Matthisson, Uz, Gleim und du, o mein Schmidt von Werneuchen! Hört! Hört!" — drauf sich rasch zu mir umdrehend: „Was halten Sie überhaupt von der schönen Natur? — Was mich betrifft, ich habe einen wahren Narren daran gefressen!" Er wußte, daß dieser Refrain, den er immer anbrachte, wenn ich ernsthafte, ihm nicht behagende Worte sprach, auch heute seine Wirkung auf mich nicht verfehlen würde, und er hatte sich nicht geirrt. Ich lachte, ging weiter, ließ ihn stehen, und auch er lachte mir aus vollem Halse nach.

Beim Nachhausegehen vom Michelsberg sagte Jean Paul zu mir: „Wollen sie mir nicht die Zeichnung des kleinen Mephisto überlassen?"

Ich gab sie ihm, obwohl — ich gestehe es — sehr ungern.

Er steckte sie ein, und erst nach drei Jahren in Baireuth, bei Gelegenheit meiner Aufforderung zu einer Vorrede der „Phantasiestücke", erfuhr ich auf mein Befragen, daß er sie schon in Bamberg vernichtet habe. „Es war das die einzige Genugtuung, die ich mir damals vor mir selbst zu geben wußte und meine stumme und stille Aussöhnung mit der guten Kalb bewirkte", fügte er hinzu.

Den Abend und bis nach Mitternacht brachte die Tischgesellschaft bei Marcus zu; leider aber nahm das Gespräch, da Jean Paul dorten eine neue Bekanntschaft mit einem Arzte machte, eine solche Wendung, daß die allgemeine Unterhaltung unterging in den geführten streng medizinischen Diskussionen, worin übrigens Jean Paul sich besonders wohlgefiel und als ein tüchtiger Opponent glänzte und siegte.

Ehe er des andern Tages abreiste, frühstückte er noch bei mir und auf sein ausdrückliches Begehren vor meinen Bücherschränken. So liebenswürdig als an diesem Morgen erinnere ich mich kaum, ihn je wieder gesehen zu haben. . . Er versicherte nochmals, wie froh und heiter er am gestrigen Tage gewesen sei, „wenn nur", fügte er hinzu, „der fatale Streich mit der Kalb nicht geschehen wäre!" Er habe fast die halbe Nacht daran gedacht und fände nach reiflicher Überlegung es nicht nur für schicklich, sondern auch für redlich, der Gekränkten förmliche Abbitte zu leisten; es seien deshalb die Pferde zwei Stunden später bestellt, um diese Pflicht persönlich statt meiner zu erfüllen. Hierauf kam er nochmals auf die Tischgesellschaft zurück, erkundigte sich nach diesem und jenem, lobte insbesondere den trefflichen Marcus, erwähnte aber Hoffmanns mit keiner Silbe. Ich wollte das Gespräch auf ihn hinführen, Jean Paul aber wich aus. Er würde sich gewiß offen gegen mich über ihn geäußert haben, hätte ich ihm nicht früher gesagt, in welchem freundschaftlichen Verhältnis ich zu Hoffmann stände, und daß er mein täglicher Gesellschafter sei. . .

Während des Frühstücks ging Jean Paul öfters zu den Bücherschränken. Ich hatte das früher erwähnte famose Buch hinweggeschafft, was seinem Auge nicht entging und er wohlgefällig zu bemerken schien, ohne sich jedoch darüber zu äußern. — Er zog eine und die andere seiner Schriften heraus und lächelte, als er im Siebenkäs herumblätterte. — „Ich wollte Sie eben fragen," sagte er, „ob Sie immer noch auf Ihrer Meinung beharren und den Siebenkäs dem Titan vorziehen, sehe aber, wie unnütz diese Frage ist, an dem zerriebenen Deckel und den vielen Bleistiftstrichen inwendig." Ich versicherte ihn wie immer, daß es mir unmöglich sei, mich von meinen Glauben zu trennen, und er nahm meinen Starrsinn abermals wohlgefällig auf, doch bemerkte er folgendes: „Ich will Ihnen Ihren Glauben nicht nehmen, sage Ihnen aber nur, daß mein ganzes Ich mit seinen Tugenden und Fehlern im Titan versteckt ist und ich keinen zweiten mehr schreiben werde."

Als ich aus dem Innersten meines Herzens mich in Lobeserhebungen über seine Werke ergoß und ihm beteuerte, welche selige Stunden sie mir schon bereitet, was mir bei keinem anderen Schriftsteller nur in einem ähnlichen Grade geschehen sei, sprach er wahrhaft gerührt: „Oh, überhäufen Sie mich nicht persönlich mit Lobsprüchen in Ihrem Zimmer, überschütten Sie aber dagegen, wenn ich in Baireuth bin, diese da (hier fuhr er mit dem Finger der Reihe nach über seine vor ihm stehenden Schriften) mit möglichstem Lobe. Jede aufrichtig gemeinte Anerkennung meiner Geisteskinder von seiten der Besten zieht mir nach und erklingt auch aus weitester Ferne zitternd wieder in meiner Brust." . . .

Die Rede kam unter anderm auch auf seine Rezensenten, und zwar auf solche, die ihm Schwulst und Unverständlichkeit vorwarfen: „Was wollen die Narren!" fuhr er auf, „sie rezensieren sich selbst in ihrer Dummheit! Ich wäre nicht ich, schriebe ich anders, und was diese meine Schreibweise mir kostet, ahnet das Volk auf seinem Miste nicht!"

Es schlug 11 Uhr, und Jean Paul erinnerte sich seines Ganges zur Frau von Kalb. Er verabschiedete sich auf das freundlichste mit den mir unvergeßlichen Worten: „Leben Sie herzlich wohl! Den vollständigsten Beweis meiner Liebe kann ich Ihnen nicht hier, sondern erst in Baireuth liefern, wenn Sie dort hinkommen und mich dann in den Stunden, wo jeder mich stört, und die Sie kennen, besuchen sollen und werden.“ — —

---

82. Karl Friedrich Kunz:

. . . Da ich mir nun einmal vorgenommen, dem Leser alles das mitzuteilen, was ich aus den Kammern meines Gedächtnisses noch hervorzufinden vermag, muß ich nun auch eines Abends gedenken, an welchem mir Jean Paul in der trübsten Stimmung erschien, solange ich ihn kannte. . .

In Baireuth angelangt — das Jahr ist mir entfallen, es war aber in einem der ersten der Bekanntschaft mit Jean Paul —, lud ich denselben schriftlich zu einem Mittagessen in meinem Gasthofe ein, und er antwortete: „Wenn Ihnen meine Tischgesellschaft Freude macht, die Ihrige macht mir eine, so komme ich denn.“ Zwei andere Gäste waren: Pfarrer Österreicher und der jetzige Appellationsgerichtsrat Dr. Brendel, gegenwärtig zu Würzburg, damals Hofmeister des jungen Grafen von Rottenhan zu Merzbach. Jean Paul würzte wie immer die Tischunterhaltung durch seine Genialität und heitere Laune. Die Gespräche waren die mannigfaltigsten. Die „Dämmerungen für Deutschland“, die damals kurz zuvor erschienen, machten einen Hauptgegenstand der Unterhaltung aus. Dr. Brendel und ich ergossen uns in Lobeserhebungen über das Buch, nicht so Pfarrer Österreicher, dem man es ansah, daß er etwas gegen Jean Paul auf dem Herzen trage. Seine Gemütsstimmung trat deutlicher hervor als die Rede auf Jean Pauls „Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne“ kam und ihr Verfasser in seiner durch Wein er-

höhten Laune, teils kommentierend, teils den Faden fortführend und weiter ausspinnend, sich zu neuen Beichten ganz offen und nichts argwöhnend hingab und mit den köstlichsten Einfällen den Redefluß schmückte.

Während auf Dr. Brendel und mich diese wie in einem Raketenfeuer sich jagenden Witzblitze ihre Wirkung nicht verfehlten und wir aus dem lautesten Lachen nicht herauszukommen vermochten, bemerkten wir deutlich, das die feuer- und witzsprühende Rede auf unseren Pfarrherrn ganz anders wirkte, ja ich glaubte deutlich wahrzunehmen, wie sich der Mann innerlich gewaltig darüber ärgere, wovon Jean Paul in seiner heitern, fröhlichen, sorglosen Stimmung — wie er dies mir auch später bewahrheitete — augenblicklich nichts wahrnahm. Im Verlauf des Gesprächs aber konnte es ihm so wenig als uns entgehen, daß die Beichte des Teufels, sowohl wie sie gedruckt war, als die später dazu gefügten mündlichen Marginalien, unserm geistlichen Herrn gänzlich mißfielen, wahrscheinlich, weil sie seinen durch und durch orthodoxen Grundsätzen nicht zusagten und sie ihm vielleicht als gewaltige Profanation des Sakraments der Beichte galten.

Wir hatten uns nicht geirrt, denn alsbald expektorierte er sich in Worten, die den Jean Paulschen witzigen die Spitze bieten sollten, als stumpfe, plumpe Pfeile aber bei uns dreien eine große Niederlage erlebten, indem wir dazu nicht nur nicht lachen konnten, sondern selbst die Köpfe bedenklich schütteln mußten.

Was der geistliche Skrupulant für weitere, speziellere Beziehungen finden mochte — ob vielleicht auf sich selbst —, konnte ich damals nicht herausfinden, geschweige jetzt nach so vielen entschwundenen Jahren — genug, die verstärkten Gegeneinwendungen seinerseits, die endlich sogar in platte, grobe Neckereien übergingen, bewiesen, daß ihm Jean Pauls harmlose Witzreden gänzlich zuwider waren. Des letzteren fröhliche Stimmung ward aber eine entgegengesetzte, und Österreichers Bemerkungen

mußten ihn auf eine empfindliche Weise berührt haben, da er es nicht weiter der Mühe wert hielt, mit seinem sonst stets schlagfertigen Witze darauf einzugehen, und er völlig teilnahmlos sich bezeigte.

Das war das Vorspiel von jenem vorhin erwähnten Abend, an welchem wir wieder zu Tische versammelt waren.

Jean Paul brachte zwei seiner Kinder mit. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen, wahrscheinlich weil Jean Paul der Mittag noch zu sehr in den Gliedern lag. Er beschäftigte sich viel mit den Kindern, denen er gegenübersaß. Österreicher schien seine Neckereien diesmal mit den Kindern fortsetzen zu wollen, indem er dem Vater gegenüber ihnen bald dies, bald das verwies. Letzterer verteidigte ihre scheinbaren Unarten und belegte sein Urteil mit Stellen aus seiner Levana. Österreicher opponierte dagegen, Jean Paul wurde lebhafter und pikierter, eines der Kinder griff mit der Hand während der Diskussion nach irgendeiner auf einem Teller sich befindenden Speise, der daneben sitzende Österreicher bemerkt es, erfaßt unsanft den Arm des Kindes und führt es ebenso unsanft zu seinem Platze zurück. Dem Vater schien die schroffe Behandlungsweise zu mißfallen, was er zwar in höflichen, aber etwas bitteren Worten dem sich unberufenerweise zum Erzieher seiner Kinder aufgeworfenen Geistlichen kundgibt. Dieser wird heftiger, Jean Paul entgegnet ebenso, und der Pseudovater vergißt sich so sehr, ihm eine Sottise zu machen, die ich nur ihrem Wortinhalte, nicht dem Buchstaben nach noch im Gedächtnis trage, und die darauf hinaus lief, Jean Paul unumwunden zu sagen, „daß man ein recht guter Levana-Schreiber und dennoch ein recht schlechter Erzieher seiner eigenen Kinder sein könne".

Eine Glutröte überzog das Gesicht des tiefgekränkten, herrlichen Mannes, er erhob sich, vom Tisch aufzustehen. Ich, der neben ihm saß, zog ihn unter wenigen begütigenden Worten auf seinen Stuhl zurück, Österreicher aber fuhr fort, unter heftigen Gestikulationen seinen Ausspruch beweisen zu wollen, und nannte

dabei den Namen Rousseau. — — Diesen kaum ausgesprochen, fuhr Jean Paul noch heftiger in die Höhe, setzte sich aber bald wieder; seine Aufregung ging in stillen Schmerz über, und mit Tränen in den Augen rief er aus: „Was?! — mit Rousseau vergleichen Sie mich?!"

... Dr. Brendel und ich suchten das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen; allein Jean Paul nahm wenig Teil daran, ward zuletzt gänzlich stumm und goß in kurzen Pausen ein Glas nach dem andern hinunter. Die heftige Gemütsbewegung, in der er sich befand, und in welcher er fast bewußtlos trank, verfehlte die Wirkung nicht. Obwohl er sich bald entfernte, war deutlich wahrzunehmen, daß er sich in Wein und Bier — was er beides untereinander genoß — übernommen hatte. Es war das erste- und letztemal, daß ich Jean Paul — während einer fünfzehnjährigen Bekanntschaft mit ihm — betrunken sah.

... Andern Tages bei meinem Abschiedsbesuche fand ich ihn sowohl körperlich als geistig sehr angegriffen, und als ich nun im Begriff stand, das gestrigen Abends zu erwähnen, fuhr er auf und rief: „Um alles in der Welt bitte ich Sie, reden Sie mir von diesem Höllenabende nie etwas mehr, ich danke Gott, daß ich nicht kränker bin! Verwischen Sie ihn womöglich aus Ihrem Gedächtnisse, ich werde dasselbe tun." Nach einer Pause fuhr er heiterer fort: „Nun, was gibt's Neues? — à propos, wissen Sie schon, daß ich nun nicht nach Wien reisen werde, da ich den — — Österreicher bereits zur Genüge in Baireuth kennen gelernt habe? — — Was halten Sie vom Wetter? Ich muß laufen, um meinen Leichnam zur Räson zu bringen als ungehorsamen Satelliten meines Geistes, dem ich heute gewaltig die Sporen einsetzen will und muß, das ist notwendiges Bedürfnis nach solcher gottlosen Misère." — —

Jean Paul machte Miene, mehrere ihm zum Spaziergange nötige Dinge zurechtzulegen, und ich empfahl mich bald.

Besuch in Nürnberg (Juni 1812).

83. Friedrich Wilhelm von Hoven:

Den berühmten Jean Paul, den Legationsrat Friedrich Richter, lernte ich zuerst in Baireuth kennen. . . . Noch näher aber wurde ich mit ihm in Nürnberg bekannt, wo er sich einen vollen Monat aufgehalten hatte. Er hatte eine Privatwohnung gemietet, und es verging selten ein Tag, an dem ich ihn nicht besuchte. Ich traf ihn gewöhnlich an seinem Arbeitstisch, teils lesend, teils schreibend, und bald wurde ich auch mit der Art bekannt, wie er arbeitete. Er las sehr viel, selbst in der Harmonie, und nicht bloß Zeitungen und Journale, sondern auch Bücher, die er mitgebracht hatte. Er hatte immer eine Schreibtafel bei der Hand, um auf der Stelle nicht nur alles, was ihm beim Lesen interessant vorkam, sondern auch seine eigenen Gedanken dabei, seine originellen Ansichten, seine geistreichen Einfälle, seine überraschenden Witze niederzuschreiben. Diese Früchte seiner Lektüre und seiner Studien trug er dann unter den gehörigen Rubriken in ein dickes Schreibbuch in Quartformat ein, und wenn er über einen Gegenstand schreiben wollte, so lieferten ihm diese Schreibbücher die Materialien, die er nur zusammenzustellen brauchte, um ein Buch daraus zu machen . . . Indessen gehört er ohne Widerrede zu den geistreichsten und originellsten unserer Schriftsteller und, was seinen Charakter betrifft, zu den gutmütigsten und liebenswürdigsten Menschen . . .

---

84. Ferdinand Grimm an seine Brüder, 1. März 1815:

Ich kam dann . . . nach Baireuth, wo ich einundeinhalb Tag bleiben mußte. Die Stadt war so hell und freundlich und das Wetter wie Frühlingsvorposten eingetreten, daß ich Lust bekam, zu Jean Paul zu gehen; und gegen Abend traf ich ihn bei guter Laune (er hat wieder ein Werk unter den Fingern) in einem ziemlich eleganten Hause, umgeben mit Frau (einer echten Berlinerin) und zwei ungezogenen artigen Mädchen; sein abge-



Jean Paul im 53. Lebensjahre

nutzter Überrock war ehedem blau und sonst, wie auch das Hemd auf der Brust, nicht eben rein zu nennen, seine Rockschlippen unter dem Kragen waren Nadelkißchen, denn wohl sechzig Nadeln konnte man hier eingesteckt zählen, wahrscheinlich zum Festheften der Papierstücke. Ich fand seine Gesichtszüge gerade so, wie ich mir sie nicht vorgestellt hatte (das Bildnis vor dem Hesperus ist gar nicht ähnlich), aber nur ein Wort aus seinem Mund, und man hört den alten Bekannten. Sein Kolorit gleicht dem eines Weintrinkers, der Kopf ist dick (ein wenig von Luther hat er), hat hübsche Quetschbacken, die Nase ist ein bißchen unbestimmt, selbst im Profil, was schade, die Stirn ist schön, der Mund auch, und die Augen sehen weich und rührend, aber männlich, der Mund — so das hab' ich schon; übrigens ist er mittelmäßiger Größe und sehr stark — überhaupt, kann ich Dir sagen, drückt sich an dem edlen, deutschen Kopfe so viel Schönes aus, das man in den ersten Stunden nicht so ganz zu beurteilen fähig ist, so wie oftmals dasjenige, was aus ihm herausgegangen ist. Jean Paul ist ein leidenschaftlicher Preuße und wünscht (wie überhaupt das ganze bayrische Land) nichts mehr, als wieder einer zu heißen; er sprach mehr über Politik, lobte Görres ganz entsetzlich und neigte sich am Ende nochmals zu mir und, indem er mich angriff, sagte er: „O sagen Sie's mir doch noch einmal, was meinen Ohren zu hören doch so wohltut, daß wir wieder Preußen werden." Dann war er höchst ausschweifend, sprang vom Wiener Kongreß auf die Untätigkeit Schellings, die ihn ärgerte, und dann auf den alten lieben Fr. Jacobi und schimpfte letzt auf den Bockesel Napoleon, wie er ihn nannte; alles sprach er so heftig-schnell und stand dabei auf, eilte im Zimmer auf und ab, setzte sich und eilte wieder; er war so voll Stech- und Stichworte, verdrehte mir meine Sätze im Maul und war so höchst komisch, daß ich einigemal laut habe lachen müssen. Auch auf die Märchenwelt kam er bald, sprach vom Alter und Ursprung der Märchen und sagte, daß er auch einmal einige Märlein habe

schreiben wollen, das Ding sei ihm aber nicht angegangen. Den ersten Band [der Grimmschen Märchen] lobt er außerordentlich, und die Jean Paulin stimmte mit zu und wollte meinen, daß den zwei Mädchen nie ein Buch mehr Freude gebracht habe. Als ich ging, bat er, Euch doch recht zu grüßen.

85. Henrik Steffens:

Man wird sich erinnern, daß ich in früheren Jahren in Jena aus einer einseitigen Laune, die mich beherrschte, Jean Paul, der damals sich in Weimar aufhielt, absichtlich vermied: jetzt [Frühjahr 1815] beschloß ich, ihn aufzusuchen. Als er einen preußischen Offizier bei sich eintreten sah, schien er etwas überrascht; als ich mich aber nannte, empfing er mich auf seine enthusiastische Weise. In seinem Hause blieb ich einige Stunden, und diese waren kaum verflossen, als wir so vertraut waren, als hätten wir Jahre miteinander verlebt. Seine geistreiche Frau war ebenso offen und mitteilsam wie er. Er trat mir völlig so entgegen, wie ich ihn mir dachte, nur seine Gestalt überraschte. Man hätte hier eher einen magern blassen Menschen erwartet als den wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich sah . . . Wir verließen die Frau, und er führte mich nach einem Kasino, wo wir die angeseheneren Männer der Stadt versammelt fanden. Die Rolle, die ich im Kriege spielte, hatte doch einige Aufmerksamkeit erregt; man drängte sich um mich. Ich war etwas ermüdet und zog mich aus dem Gedränge zurück. Aber damit war mir freilich wenig geholfen. Jean Paul war am wenigsten liebenswürdig, wenn er sich in einen philosophischen Streit einließ. Seine ganze Philosophie bestand aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit verteidigte. Er hatte sich Herder zum spekulativen Abgott ausersehen, und obgleich ich selbst die vielfachen Verdienste dieses Schriftstellers schätzte, so enthielt doch seine Philosophie eine so in die Quere gezogene Ansicht, daß sie, von einem zweiten willkürlich aufge-

nommen und noch mehr verzerrt, völlig unausstehlich werden mußte. Da hier an ein Zurechtstellen gar nicht zu denken war, so verhielt ich mich völlig leidend. Der Monolog fing an, mich zu ergötzen. Wenn er erschöpft schien, reizte ich ihn durch irgendeinen Einwurf, und er sprach dann im unaufhaltsamen Fluß weiter; es war aber merkwürdig, wie aus dem zähen Strome, der sich fortwälzte, manchmal reizende Genien unerwartet auftauchten, sich leicht schwebend anmutig bewegten, dann plötzlich in den Strom untertauchten und unsichtbar fortgewälzt wurden. Wir verließen den Klub, und Jean Paul brachte den Abend mit mir in meinem Gasthofe zu und verließ mich erst, als ich nach Mitternacht meinen stoßenden Kurierwagen bestieg. Er hinterließ mir doch das Bild eines geistig bedeutenden Mannes. Ich begriff indessen wohl, daß er, worüber mehrere meiner Freunde, die mit ihm jahrelang zusammenlebten, klagten, beschwerlich werden konnte. Ich hatte ihn, ich gestehe es, liebgewonnen und freute mich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

86. August Lewald:

[Mai 1815, in einer Abendgesellschaft in Baireuth.] Wie wir in die Gesellschaftszimmer traten, kam uns ein dicker Mann freundlich entgegen, der schon auf uns gewartet zu haben schien. Alle Damen hüpften auf ihn zu und präsentierten ihm ihre mächtigen Blumensträuße, die er sich lächelnd an die Brust mit vielen Nadeln befestigen ließ. Jean Paul war nicht eben elegant gekleidet, aber in seinem Anzuge lag dennoch der Ausdruck einer kleinstädtischen Zierlichkeit. So trug er z. B. eine weißgestrickte Weste, die natürlich ganz formlos war, an deren Rande sich eine Girlande aus grünen Korallen hinschlängelte. Der Hals war offen; der Rock abgetragen und sehr kurz, welches jetzt nicht auffallen würde, damals aber gegen die herrschende Mode sehr kontrastierte . . .

Man setzte sich zum Tee; man musizierte; die Bürger dekla-

mierte; Jean Paul, mit dem ich eben im Gespräch begriffen war, zog mich in ein Nebenzimmer, um die Leute nicht in ihrer Andacht zu stören, wie er sagte, in der Tat aber, weil er kein Freund von dergleichen Deklamatorien war. Hier hingen schöne italienische Landschaften an den Wänden, nach der Natur gezeichnet: die borromeischen Inseln, die Ufer des Lago maggiore, die in seinem Titan eine so bedeutende Rolle spielen. „Sind meine Schilderungen nicht treu?" fragte er mich, „trag' ich meine Leser nicht gleichsam auf den Armen umher und zeig' ihnen alles deutlich?" – „Nicht allen Lesern gleich," bemerkte ich. – „Nun ja," erwiderte er, „ich gesteh' es, so wie die Leser sich ihren Autor wählen, so halte ich es auch für billig, daß die Autoren sich ihre Leser wählen dürfen."

Man nahm es mir übel, daß ich ihn der Gesellschaft entzog; die Wirtin selbst kam zu uns, um uns in den Salon zu führen . . . Jean Paul war ziemlich einsilbig geworden; man bat ihn, sich zum Flügel zu setzen. „Er phantasiert himmlisch," sagte mir die Dame des Hauses, „nur wird es leider oft zu lang. Er kann nicht aufhören, wenn er ins Feuer kommt." Er setzte sich nach einigen Umständen und präludierte. „Lieben Sie das Lied: ‚Namen nennen dich nicht', das in ganz Deutschland als Ihr Lieblingslied bekannt ist?" fragte ihn jemand. „Lieblingslied?" sagte er, „wer hat ein Lieblingslied? Das kann nur der Schweizer von seinem Kuhreihen sagen. Ich habe indes das Lied gern, das ist wahr, ich weiß aber nicht, wie es zu jenem Namen gekommen ist."

Er fing zu spielen an; kühne Griffe, mächtige Akkorde! Man stand lauschend umher; nicht einer war in der Gesellschaft, der nicht die innigste Verehrung, die reinste Bewunderung vor dem Manne hegte. Sein Spiel machte daher den tiefsten Eindruck.

Man hat schon oftmals auf die Ähnlichkeit Beethovens und Jean Pauls hingewiesen; ich habe sie beide gekannt und gefunden, daß sie selbst bis auf ihr Äußeres sich erstreckte. Beethoven war

etwas kleiner, aber auf den ersten Anblick dieselbe kräftige Natur, dieselbe Nachlässigkeit in der äußern Erscheinung, dieselbe Gutmütigkeit, dasselbe einfache, herzliche Wesen . . . In Jean Pauls musikalischen Phantasien wurde seine Verwandtschaft mit Beethoven aber erst recht deutlich.

Nach beendigtem Spiel wollte er Tee; aber der Tee war längst fortgetragen, und die Bedienten brachten ihm andere Erfrischungen. Er bestand aber auf Tee und begehrte ihn so laut im Vorzimmer, daß die Dame des Hauses ängstlich aufsprang, um nach der Ursache des Lärms sich zu erkundigen, und, wie natürlich, sogleich Tee zu bringen befahl. Leider ist es nur zu wahr, daß er im Eifer des Gesprächs dann diesen Tee so stark mit Rum zu versetzen pflegte, daß er am Ende reinen Rum trank und so für die Gesellschaft fast untauglich wurde. Dies war die Ursache, daß er von vielen Baireuther Gesellschaften, welche die Gegenwart des herrlichen Mannes mit dieser Unannehmlichkeit nicht erkaufen wollten, ausgeschlossen blieb.

Man trennte sich. Ich begleitete Jean Paul bis zu seiner Wohnung . . . Der Himmel war gestirnt; er sprach einiges über Astronomie; es war seine Lieblingswissenschaft. An der Tür lud er mich ein, ihn zu besuchen. Ich blieb so lange bei ihm stehen, bis von innen geöffnet ward und sein alter Spitz, der wohlbekannte „Spitzius Hoffmann", an ihm wedelnd aufsprang. –

[Mehrere Monate später.] . . . Nachmittags besuchte ich ihn. Er hatte einen sonderbar hüpfenden Gang, und der dicke, große Mann, in einem ziemlich saloppen Negligé, machte eine originelle Figur in dem kleinen, niedrigen Schreibzimmer. Vor dem Sofa stand der Schreibtisch und quer daneben ein Schrank mit Abteilungen, die mit Buchstaben bezeichnet waren, worin er seine Exzerpte hatte. Ich hätte gewünscht, in diesem Reichtume stöbern zu dürfen. Neben ihm auf dem Sofa lag der Spitz, der an einigen fetten Teilen des Schlafrocks leckte. Auf dem Tische bei aufgeschlagenen Büchern und Papier lagen Pfropfen, an denen

noch Harz und Pech klebte, und die leicht erraten ließen, welche Gattung von Flüssigkeit sie einst verschlossen hatten.

„Sie finden mich nicht in der besten Laune," fing er an, „denn ich habe in jeder Woche meine drei Passionstage: der eine, wo meine Zimmer gescheuert werden, der zweite, wo sie meine Kleider ausklopfen, und der dritte, wo mein Barbier kommt. Heut ist nun alles zugleich über mich hereingebrochen, und Sie können wohl denken, wie mich das in Unruhe versetzt."

Trotz dieser häuslichen Leiden fand ich ihn jedoch gesprächig und heiter. Er war so freundlich, mich um mein Trauerspiel zu bitten, und versprach, mir darüber seine Meinung zu sagen.

Es war ein seltsames Mißverhältnis zwischen Jean Paul und seinen Mitbürgern, die zum größten Teile keine Ahnung von seiner Bedeutung hatten. „Alles Tote lebt hier," sagte er zu mir in bezug auf Baireuths herrliche Natur, „aber alles Lebende ist hier tot," setzte er dann seufzend hinzu. Er durchstrich gewöhnlich einsam die Gegend, stieg aber nur selten auf die Berge. „Die Menschen steigen hinauf, um das zu suchen, was sie eben verlassen: die Ebene!" pflegte er zu sagen, „und so wünschen sie gar oft wieder ihre Wünsche zurück."

Seine liebenswürdige, geistreiche Frau schätzte er sehr. „Sie hat mehr Verstand als ich," sagte er mir einmal. Seine älteste Tochter, ein kleines Mädchen, fand ich die Flegeljahre lesend.

87. Karl Bursy:

Baireuth, am 14. Mai 1816. Den heutigen Tag hatte ich mir seit lange herbeigesehnt. Jean Paul mußte ich hier kennen lernen, den Mann, den ich Beethoven so nahe verwandt glaube. Ich hatte einen Brief von Wolke an ihn und war ihm außerdem von Geheimrat Mayer in Berlin, seinem Schwiegervater, angemeldet. Noch war die Uhr nicht neun, als ich mich von meinem Gasthofe aus auf den Weg machte, mit einem Bilde von Jean Paul, das ich lange für meine Einbildungskraft ent=

worfen und daß ich mir, ich weiß nicht nach welchem Original, zusammengesetzt hatte. Ich dachte mir Jean Paul, den genialen Dichter, als einen zarten, feinen, hagern, saubern, feinstimmigen Mann, ohngefähr von Wolfarts Körper und mit dessen Feueraugen. Dabei nett gekleidet und in einer Studierstube, wo alles an Ort und Stelle ist und allenfalls ein Korrekturbogen lose auf dem Schreibtische liegt. Wie ganz anders fand ich's da! Zwei Treppen mußte ich hinaufgehen; dann kam ich an eine Klingel, die mir die Türe zur Küche öffnete. Von da leitete mich seine Frau durch zwei Arbeitszimmer an die Studierstube ihres Gemahls. Ein kleines Türchen, durch das ich kaum aufrecht gehen konnte, sollte mich hineinleiten in das Empyreum des Witzes und der Laune. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner, da mir das Vorzimmer wenig Freundliches hatte und durch Unordnung in mein Ideal griff. In der offenen Türe trat mir nun der Mann entgegen, den ich suchte. Ziemlich korpulent, rot im Gesicht, bausbackig mit starkem Unterkinn, ohne Halstuch und Weste, in einem alten, abgetragenen, grauen Flausrock, dem überall die Knöpfe fehlten, statt deren unzählige Flecken ihn zierten, und der nur kümmerlich in seinen Fetzen zusammenhielt, mit herunterrutschenden Strümpfen, die den kahlen Fuß hervorblicken ließen, stand Jean Paul vor mir und fragte mich mit einer seltsamen Verbeugung: „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" Ich nannte ihm meinen Namen und brachte ihm einen Gruß von seinem Schwiegervater, worauf er mich erkannte und mich willkommen hieß. Nach einigen Worten über Wind und Wetter gab ich ihm meinen Brief von Wolke, und das gab nun Stoff zum lebendigen Gespräch. Um in sein Zimmer mich zurückzuführen, muß ich mir's beschreiben in seiner ganzen Unordnung, die eigentlich ganz unbeschreiblich ist. Das Zimmer ist klein und so vollgekramt, daß nur ein Gang in der Mitte bleibt, wo zwei Menschen gehen können. An der Wand links zwischen Ofen und Tür steht ein Bücherschrank, in dem die Bücher durch- und auf-

einander liegen, als seien sie in Jahren nicht in der Hand eines Lesers gewesen. Am Fenster, der Tür fast gegenüber, ist ein großer Tisch, der so mit Papieren und Büchern und Weingläsern bekramt ist, daß ich ihn noch einmal besser ins Auge fassen muß, um ihn mir deutlich denken zu können. Am Tisch steht ein Kanapee statt eines Stuhles, so sonderbar gestellt, daß man nicht anders hinzukann, als wenn man über den Tisch wegsteigt, denn dicht an der einen Seite des Tisches lehnt sich ein zweiter Bücherschrank, worin eine große Menge Exzerpte liegen und mehrere Bücher, die Jean Paul gerade gegenwärtig liest. Daß übrigens auch in diesem vorn und hinten offnen Schranke nichts von Ordnung zu sehen ist, folgt aus dem früheren; er steht so frei als ein gegitterter Ofenschirm vor der Flamme, an den Arbeitstisch gelehnt, an dem die herrlichen Kunstwerke des beliebten Schriftstellers hervorgingen. Der Ofen war stark geheizt, und unter demselben stand die gestrige Abendmahlzeit seines Favorit-Hundes, der seit zwei Tagen auf Streifereien ausgegangen war, sonst aber seinen Herrn nie verließ.

Gehend kam Jean Paul mir entgegen, und gehend hat er mich die ganze Zeit meines Aufenthalts bei ihm unterhalten. Dabei ging er nicht mäßig und im Philisterschritt, sondern so schnell, als jagte er einem Eilboten nach. Nun denke man sich das kleine Zimmer kaum zehn Schritt lang, worin wir uns wie die Kreisel herumdrehten. „Wenn der Mensch spricht, so muß er gehen," sagte Jean Paul, „denn beim Sprechen bewegen sich die Füße wie die Hände." Wolkes Brief gab Anlaß, über die neuen Sprachverbesserer zu reden. Jean Paul lobte Wolkes „Anleit", nur mit mancher orthographischen Eigenheit und mit der halsstarrigen Verbannung der Wörter in „ung" war er unzufrieden. Die deutsche Sprache, meinte er, sei schon übeltönend genug, und die neuen Bildungen, wie z. B. der Bemerk – ein Wort, womit Wolke seinen Brief an Jean Paul angefangen –, brächten nur noch mehr Mißklang hinein. Dennoch sprach er heftig

gegen den Rezensenten des „Anleits", den Herrn Krause hier in Baireuth, mit dem er öfters schriftlich und mündlich über die Mängel des Wolkeschen Werkes gesprochen. Die Äußerungen Jean Pauls mißbrauchte Krause in der Rezension und zog damit als mit eigenen Waffen öffentlich gegen Wolke zu Felde. Jean Paul bemerkte dabei, Krause käme ihm vor wie die bleiernen Purzelmännchen, die immer wieder auf den Füßen zu stehen kommen, man mag sie werfen, wie man will; so soll sich Krause immer auf einen einzelnen Gesichtspunkt einen Purzelbaum schlagen. Jean Paul ist mit Krause ob dieser Rezension zerfallen, da sie früher in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden. Hernach hat Krause auch das „Museum" von Jean Paul rezensiert und besonders den ersten Aufsatz über Magnetismus, darin aber fast nur allein das Grammatische, da Jean Paul mehrere Wolkesche Grundsätze befolgt. Er erklärte mir den Grund, aus dem er das Wort „Empfindbilder" sich gebildet hat, und das gab nun Veranlassung, über tierischen Magnetismus zu sprechen. Dieser Gegenstand interessierte ihn ganz ungemein. Er hatte Wolfart vor fünfzehn Jahren in Berlin kennen gelernt und freute sich ungemein über die Fortschritte des Mesmerismus in Berlin. Von Wolfarts Mesmerismus kannte er nur den ersten Teil, die Anmerkungen nicht. Mesmers System nannte er schlechte Atomistik, ein Beweis, daß er es eigentlich nicht ganz gekannt. Die Erläuterungen zu lesen war er begierig. Was ich ihm von den neuesten Erfahrungen erzählte, interessierte ihn sehr lebhaft. Selten ließ er mich zu Ende reden, mit jedem Worte, das ich sprach, drängten sich ihm neue Fragen zu, und sein Auge funkelte und glühte, als wollte er jeden Dintenflecken seiner schmutzigen Stubendiele zum magnetischen Reverberierspiegel potenzieren. Gleich zu Anfang unseres Gespräches holte er eine Bouteille Wein aus dem Nebenzimmer und schenkte mir und sich das Glas voll. Es war die Zeit, wo er gewöhnlich einige Gläser Wein zu trinken pflegte. Ich trank mit ihm und wurde teils durch den hellen Rebensaft, noch mehr

aber durch Jean Pauls Feuer und Leben so elektrisiert und erhoben, daß ich mit mir ganz fremder Lebhaftigkeit in das Tempo meines Wirtes mit einstimmte. Jean Paul hatte seit langer Zeit nichts über Magnetismus erfahren, weil er aus der Ferne nur das weiß, was gedruckt wird. „Warum lassen die Menschen nichts darüber drucken?“ rief er öfters aus; „man lebt ja in Baireuth wie im Sack.“ Er hatte früher den Wienholt gelesen und war zuletzt durch Wolfarts Krankengeschichte im „Asklepieion“ für den tierischen Magnetismus so heftig eingenommen, daß er uns gleich seinen herrlichen Aufsatz im „Museum“ lieferte. Er hat selbst schon manchmal bei Zahn- nnd Kopfschmerzen seiner Freunde mit Wirkung magnetisiert und wollte von mir wissen, ob er die Manipulation richtig vornehme. Ich mußte mich hinsetzen, und nun manipulierte er an mir in seinem Feuer so starken Druckes, daß es fast schmerzte. Ich bemerkte darauf, man müsse die Hände in einer geringen Entfernung vom Kranken halten. „Ja, ja,“ sagte er, „ich weiß wohl, ich will nur, daß Sie's fühlen, ob ich an den richtigen Stellen des Körpers den Zug leite.“ Alles das geschah mit einer Schnelligkeit und Heftigkeit, die ich gar nicht beschreiben kann. Auf und ab lief er neben mir, riß mit einem Mal das Fenster auf, schlug's dann wieder zu, knöpfelte den Rock zu und los, lief an den Tisch, wo unsere Gläser standen, die er angelegentlichst füllte, und machte manche interessante Bemerkung. So fragte er mich, wie wohl ein Magnetiseur auf eine freiwillige Somnambule einwirken würde. Er meinte, positiv gegen positiv werde sich aufheben. „Noch hat man keine Erfahrung über diesen Fall,“ erwiderte ich. — „Wie kann denn auch dies endlose Feld der physiologischen und psychologischen Welt so früh durchforscht sein,“ bemerkte er schnell, gleichsam die Magnetiseure entschuldigend. Wir sprachen wohl eine Stunde lang über den tierischen Magnetismus, und sooft ich ihm eine interessante und bestimmte Erfahrung erzählte, war er ganz entzückt.

Allmählich wandte sich das Gespräch auf ihn selbst, und er erzählte nun mit einer großen Weitläufigkeit seine Lebensweise. Bald entschuldigte er sich, daß er nur von sich spräche; „indes", sagte er, „Sie sind ja Arzt, und Sie müssen denken, ich zerlegte Ihnen einen Kadaver; ich anatomiere mich selbst Ihnen vor." Er ist jetzt 46 Jahre alt und, wie er sagt, seit den Pocken im siebenten Jahre nicht eigentlich krank gewesen. Wenn er zuweilen Kopfschmerzen bekommt oder Brustbeklemmungen, die er mir als eine ganz eigene und ungewöhnliche Erscheinung beschrieb, so nimmt er zu drei Mitteln seine Zuflucht, früher zum Opium, und zwar Laudanum („sprechen Sie Laudánum oder Laúdanum aus?" unterbrach er sich selbst); jetzt hat er das Opium nicht mehr nötig, und Digitalis, Bier und Wein helfen ihm von allen Unpäßlichkeiten. Er war früher Hypochonder und scheint's mir noch zu sein, denn seinen Körper hat er mit solcher Kleinlichkeit studiert, daß er auf jeden Puls- und Herzschlag mit größter Genauigkeit achtet. Alles, was er tut, geschieht nach vorgesetzter Regel, die freilich fremdartig genug ist. Am meisten hütet er sich vor Übermäßigkeit im Essen; das mache den Menschen dumm. „Schlafen muß ich viel," sagte er, „damit meine Leser nicht schlafen. Unmittelbar nach dem Abendessen lege ich mich zu Bette, und mit Hülfe meiner in Katzenbergers Badereise gerühmten Mittel bringe ich's schnell zum Einschlafen. Ich habe jetzt noch viel mehr solcher Mittel erfunden und durch Selbsterfahrung geprüft. Da ich nachts wohl zwanzigmal aufwache, um Wasser zu trinken, so mußte ich mir untrügliche Mittel ausfinden, und ich habe sie gefunden. Ich schlafe gewöhnlich acht Stunden und trinke morgens, sobald ich aufgestanden, ein Glas ganz kalten Wassers. Eine gute Stunde darnach reinen, leichten, französischen Wein. Ist's gutes Wetter, so arbeite ich nie in meinem Zimmer, sondern gehe zur Stadt hinaus in Gärten, wo mich niemand stört. Mit mir nehme ich einen Ränzel (er zeigte mir diesen wie eine Jagdtasche geformt), in dem ich Papier, Feder, Dinte, ein

Glas und eine Bouteille Wein stecken habe. Bis zum Mittag arbeite ich, d. h. ich schreibe, namentlich jetzt einen meteorologischen Aufsatz für's Morgenblatt. Nach dem Essen lese ich nur und exzerpiere, ohne eigentlich selbst zu arbeiten; nach dem Abendessen nehme ich nie mehr etwas zur Hand."

Jean Pauls Bibliothek ist ebensogut medizinisch als juristisch und theologisch, und er zeigte mir auf seinem Schreibtisch Bücher des heterogensten Inhalts, die er eben jetzt läse. Vor allem machte er mich auf einige Bände aufmerksam, die sehr ge- und verbraucht schienen. Sie waren Quart mit Schlußösen, wie man die Taschenbücher macht. „Diese Bücher gebe ich Ihnen nicht für eine Bibliothek von 200000 Bänden; es sind meine Exzerpte, zu denen noch ein Real- und Verbalregister gehört." Er zeigte mir die ganze Einrichtung dieser Exzerpte und versicherte mir, sie seien ihm zu seinen schriftstellerischen Arbeiten ganz unentbehrlich. Das Register ist so eingerichtet, daß es alphabetisch auf alle die Stellen weiset, wo in den Exzerpten etwas über das gesuchte Wort gesagt ist. Schon seit seinem dreizehnten Jahre hat er gelesene Schriften exzerpiert, anfangs freilich immer seitenlang, bis er auf kurze Notizen gekommen. Ich bemerkte darauf, daß er selbst seinen Lesern jetzt um so viel mehr zu exzerpieren gebe, teils szientifische Bemerkungen, teils herrliche Sentenzen. „Was jene betrifft," antwortete er, „so können Sie sich auf die Richtigkeit der Zitate verlassen, da ich alles selbst gelesen, was ich zitiere."

Endlich lenkte sich unser Gespräch auch auf Musik, und Jean Paul erzählte, er habe von der Bamberger Truppe hier vor einiger Zeit den „Joseph von Ägypten" und bald darauf Weigls „Schweizerfamilie" gehört. Obgleich sie schlecht gegeben worden, so sei er von Méhuls Oper ganz entzückt, dagegen habe ihm die „Schweizerfamilie" ganz leer und matt geschienen . . . Ich erzählte ihm manches von der Musik in Berlin und auch von Beethovens Fidelio und seinem Sieg bei Vittoria. Daß ich

nicht kalt von unserm Meister sprach, kann ich mir denken, und daß Jean Paul in Feuer gesetzt ward, dazu gehörte so sehr wenig. Auch er hatte einmal hier eine Symphonie von Beethoven sehr schlecht aufführen gehört und war davon innigst ergriffen gewesen. „Ja," rief er aus, „wenn ich nur nach Wien könnte! Aber das kostet zu viel Zeit und bringt mich ganz aus meiner Lebensweise. Aber ich muß doch einmal hin, um das tönende Wien zu sehen und zu hören." Ich sagte ihm nun meine Meinung in Rücksicht der Parallele zwischen ihm und Beethoven, und er schien's recht wohlgefällig anzuhören. Auf Hoffmanns Undine freute er sich, er traut ihm viel zu. Wir sprachen von manchen Berliner Gelehrten. Franz Horns Ewigen Juden tadelte er und meinte, Horn habe bessere Sachen geliefert. Über die anderen Stücke des Frauenalmanachs wollte er sprechen, da ich aber sagte, ich hätte ihn nicht gelesen, erwiderte er: „Nun! dann hilft's und lohnt's nicht, daß wir drüber schwatzen. Was Fouqué liefert, ist gut, und also auch seine Sachen in diesem Almanach." Auch die Aufsätze der Baronin Fouqué darin lobte er. Lafontaine nannte er das Almanachfutteral, aus dem die Verleger wie aus einer Kapsel zu jedem Taschenbuch ihr Manuskript zögen. Seinen ersten Schriften ließ er Gerechtigkeit widerfahren, desto weniger aber allen seinen nachherigen Arbeiten. „Der Mensch arbeitet zu viel und zu schnell, zu leicht ohne Fleiß." Als Beweis, wie kritisch er selbst zu Werke geht, zeigte er mir das Manuskript seiner Flugschrift „Mars und Phoebus". Wäre alles gedruckt, was in dem dicken Konvolute geschrieben war, so hätten wir ein dreimal stärkeres Buch von Jean Paul aus der Presse erhalten. Aber nur den dritten Teil des ersten Entwurfes bestimmte der Verfasser fürs Publikum.

Während wir miteinander sprechend auf- und abgingen, kam seine Frau hinein und meldete ihm eine Einladung zu einer sehr steifen Abendgesellschaft, in die sie nicht gehen wollte. „Geh du nur hin," sagte er, „je steifer die Gesellschaft, desto besser;

wenn die Menschen dann wie aus Holz geschnitzte Figuren dastehen, das ist das beste; ich bin nie und nirgends steif und geniert." Unter den hiesigen Sehenswürdigkeiten rühmte er mir vorzüglich die Fantasie und die Eremitage und prophezeite mir zu diesem Ausflug aus der Stadt gutes Wetter. So hatten wir denn ein paar Stunden verplaudert; ich bat ihn um die Erlaubnis, ihm mein Exemplar meines „Museums" bringen zu dürfen, damit er einige Worte hineinschriebe, und er bat mich, ihn während meines Aufenthalts hier noch zu besuchen. „Nach Mittag finden Sie mich zu Hause"; meinen Reisegefährten mit mir zu bringen, erlaubte er mir auch . . . Herzlich dankte mir Jean Paul, als ich mich empfahl, für alles, was ich ihm erzählt, und versicherte mir, das gebe ihm für viele Stunden Stoff zum Merken, Nachdenken und Aufzeichnen. Noch muß ich eines Vergleichs erwähnen, den er machte, als wir von Fichte und Schelling sprachen. „Fichte hat wie manche Insekten unbewegliche Augen, die immer nur nach einer Richtung hinschauen, und daher den einen Punkt ihres Augenmerks nicht verfehlen. Schelling sieht wie Insekten mit Facettenaugen nach allen Seiten, besonders in entgegengesetzter Richtung, deswegen ist er Dualist. Er vernichtet seinen Dualismus in der Indifferenz, wenn er starr vor sich hinschaut. Das ließe sich sehr gut weiter ausführen." Besser wenigstens, als ich hier unsere Unterhaltung aufgeschrieben. Wenn ich mir das Leben und Feuer denke, mit dem Jean Paul alles sprach, und ich sehe dann auf mein beschriebenes Papier, so kommt's mir gerade so vor, als hätte ich die Glut einer Feuersbrunst oder eines sprühenden Ätna abgemalt und wollte mich daran wärmen und suchte die ausgeworfenen Lavaströme zu zeichnen. Wer malt die Blicke, das Auge eines Jean Paul! . . .

Nach dem Mittagessen war ein Besuch bei Jean Paul verabredet. Andreae ging ein Viertelstündchen zuvor zu ihm, weil er etwas Besonderes an ihn zu bestellen hatte. Dann kam ich mit Oppert hin. Ich vermutete für diese Stunde nicht so ange-

nehme Unterhaltung als heute morgen. Es mußte allgemeiner sein, weil wir nun zwei Köpfe mehr waren. Jean Paul empfing mich mit den Worten: „Sieh da, die heilige Reisedreieinigkeit beisammen!“ Da das Wetter noch trübe war, tadelte ich ihn ob seiner heutigen falschen Prophezeiung. Das nahm er übel, denn es war sein Steckenpferd, was ich unsanft berührt. „Wäre denn meine Aussage Prophezeiung, wenn jetzt schon schönes Wetter würde?“ sagte er empfindlich. „Wir bekommen aber welches, und zwar auf wenigstens vier Wochen.“ Oppert kam nun mit ein paar philiströsen Bemerkungen, die ihn noch mehr zu ergreifen schienen. Als Jean Paul sagte, die Menschen wollen nun einmal, daß man richtig prophezeie, erwiderte Oppert, sie wollten, daß man gar nicht prophezeite. Das setzte den Wetterpropheten ganz in Feuer, und ich suchte nun schnell das Gespräch abzulenken. Es ging aber nicht so leicht, denn Jean Paul war seinem Thema zu hold; er ist in der Stadt als Meteorolog bekannt, und sein Laubfrosch, der in einem großen Zuckerglase zwischen seinen Papieren auf dem Schreibtische steht, ist wie sein Aushängeschild. Besonders achtet er mit Sorgfalt auf die Gestalt der Wolken. Diese meint er zu kennen und zu entziffern; sie sind ihm eine Schrift, die Künftiges offenbaret, und die sich vorher lesen und erklären läßt.

Allmählich erschöpfte sich doch der Gegenstand der Meteorologie, und Jean Paul erinnerte sich nun, daß ich ihn in Rücksicht der Geschichte der Frau von Puttlitz auf Oppert hingewiesen hatte. Er fragte begierig darnach und faßte plötzlich in Opperts krause Haare, aus denen er mit Gewißheit viel magnetische Kraft zu erkennen glaubte. Nachdem er staunend Opperts Geschichte angehört und ihn mit hundert Einwürfen unterbrochen hatte, wollte er unsre Willenskraft mit einem Schlüssel prüfen, der sich auf dem Finger drehen sollte. Oppert besiegte ihn; Andreae und ich hielten ihm das Gleichgewicht. Zur Beschwerung des Schlüssels holte er ein Buch, und zwar nahm er einen Band seiner Flegel-

jahre. Es schien nicht schwer genug; „dafür ist's auch mein Buch, die sind alle nicht schwer genug.“ Einmal fuhr er mit dem Schlüssel zwischen die Blätter, so gewaltsam, daß diese ganz verknittert wurden. „Wir wollen denken, daß dieser Schlüssel ein Rezensent sei,“ sagte Jean Paul. Ein gutes halbes Stündchen verblieben wir bei ihm; dann gingen wir, und er entließ uns mit den Worten: „Wir sehen uns doch noch, ehe Sie fortreisen.“

[15. Mai.] . . . Unterdessen hatten wir von Jean Paul eine Einladung zum Tee erhalten, die wir mit Freude annahmen . . . Als wir zu ihm kamen, fanden wir nur dessen Frau zu Hause und als Gast eine Frau von Schubert. Die Legationsrätin Richter ist eine Dame, die viel sprechen kann und es gerne tut; eine gebildete Dame, die eine tüchtige Schwade im Munde führt. Mich stellte sie der Frau von Schubert als den Professor Bursy vor; wenn sie mich nur nicht gar so philiströs angesehen hat, so will ich's ihr schon verzeihen. Der Tee wurde gereicht und getrunken und die Biskuits gegessen und gesprochen von Wetter und Oper und Komödie und Reisen usw. Endlich kam Jean Paul als Wirt in einem reinern und menschlichern Anzug, als ich ihn bisher gesehen, und gleich kam das Gespräch auf Magnetismus. Ich mußte manches, was ich ihm erzählt, der Gesellschaft wiederholen, und er kam nun wieder mit seinen Bemerkungen herein. Oppert sprach gar sehr zugunsten seiner magnetischen Kraft, und Frau von Schubert bat ihn, er möge an ihr einen Versuch machen. Er willigte ein, und das war nicht recht, denn wie darf der Arzt dieses wichtigste aller Wirkmittel so spielend reichen, wenn eine Törin die Zunge dran legen will? Übrigens äußerte die Dame Furcht gegen den Magnetismus, weil sie sich leicht in den Magnetiseur verlieben könnte, wovon sie Erfahrung zu haben vorgab. Jean Paul bemerkte, daß hätte gar nichts zu sagen, ein solches Verlieben hätte nichts auf sich. Ein Magnetiseur habe einen magnetischen Harem um sich, in dem er keiner einzelnen Schönen seine alleinige



Gunst schenken könne. Gerade wie ein Apostel sei der Magnetiseur zu betrachten: wenn jener nebst einer schönen, sittlichen Seele auch einen schönen Körper besessen, so haben auch alle seine Jünger und Zuhörer sich in ihn verliebt. Auch in einen hübschen jungen Prediger verlieben sich alle Menschen, zumal alle jungen Mädchen. Ebensowenig als diese unglücklich würden oder jene in Verlegenheit kämen, alle ihre jungen Verehrerinnen zu heiraten, ebensowenig brauche die Somnambule in der Furcht zu sein. Ohngeachtet die Frau von Schubert so sehr gegen das Verlieben in den Magnetiseur sprach und die bekannte Erfahrung wußte, daß jeder unreine Gedanke des Magnetiseurs die Einwirkung störe, schien sie mir gerade zu denen zu gehören, die sich vor jedem solchen Gedanken nicht dem Teufel verschreiben dürfte, wenn sie nicht fürchten sollte, in seine Hände zu fallen. Nachdem Oppert sie einige Minuten magnetisiert, meinte sie in der Hand einige Wirkung zu spüren. „Sie haben ja ein seidenes Kleid an,“ sagte Jean Paul, „das geht nicht; aber ich wünsche nur, Sie hätten recht bald einmal Kopfschmerzen, dann müssen Sie sich mir anvertrauen, und ich bin fest überzeugt, ich heile Sie davon.“

Das Klavier, ein alter Rumpelkasten, wurde nun in die Stube gebracht, und wir nahmen unsere Sonate vor . . . Während wir quasi musizierten, sprach Jean Paul sehr laut und lebhaft mit Oppert, wie ich nachher erfuhr, immerfort über Magnetismus. Ehe wir noch geendet, kam er zu uns, küßte uns herzlich, sagte uns Lebewohl mit einem herzlichen Wunsch für unsere Reise und ging in sein Zimmer mit der Entschuldigung, er müßte jetzt essen und dann schlafen gehen. Wir hörten im Nebenzimmer mit Tellern klappern, und nun erst merkten wir, daß die Einladung wörtlich erfüllt würde . . .

88. August Zeune:

Jean Paul sagte mir an der Wirtstafel zu Baireuth im Jahr 1817: „Der Wein wirkt stärkend auf den Geisteszustand,

den er vorfindet, er macht die Dummen dümmer, die Klugen klüger."

Besuch in Heidelberg (6. Juli bis 23. Aug. 1817).

89. Heinrich Voß an Truchseß, Heidelberg, Juli 1817:

Vorigen Sonntag [6. Juli], als ich etwa um 6 Uhr abends heiß beim Shakespeare sitze, meldet mir die Magd, es sei ein armer Student da, der eine Unterstützung begehre; und sogleich tritt der Student in die Tür herein und klagt seine Not in einigen wohlgesetzten Worten. Ich denke bei mir: „für einen Studenten siehst du nicht mehr allzu jung aus," und seh' ihm steif in sein wunderschönes Auge. Da fällt mir der Teufelsstudent um den Hals und küßt mich, als wenn er mich ersticken wollte: Jean Paul ist's, der liebe, langersehnte und wahrlich heiß ersehnte Jean Paul . . . Von Form und Wuchs ist Jean Paul, wie jeder andre ehrliche Philister[1]), aber sein Auge — nein, so ein Auge, das hat Gott nur in der höchsten Begeisterung erschaffen können; und welche Biederkeit, Rechtlichkeit, innige Herzlichkeit ruht auf seinen Zügen, besonders, wenn er bei Anhörung von etwas Schönem und Edlem lächelt! Um dies Lächeln müßten ihn die Engel im Himmel beneiden. Man hatte mir gesagt, Jean Paul liebe nichts mehr als Tummelung in großen Gesellschaften. Was war nun natürlicher, nachdem wir uns durch ein kleines Junggesellenmahl und ein recht herzliches Gespräch erlabt hatten, er von der Reise, und soeben erst war er vom Wagen gestiegen, ich von des Tages mühseliger Kopfarbeit, daß ich ihm anbot, noch einige Besuche zu machen . . .

[1]) Voß an Abeken: „Er ist von Gestalt vollkommen wie Goethe, vielleicht etwas stärker, sein Gesicht ist nicht ganz so ausdrucksvoll . . ." — An Wolff: „Von Wuchs und Leibesgestalt ist er ungefähr wie Graf Leopold Stolberg, doch etwas größer und stärker, von Gesicht nicht so regelmäßig schön, aber bei weitem ausdrucksvoller durch eine hohe, gewölbte Stirn, durch ein helles Auge . . ."

„Wenn Sie es wollen", sagte er, „und durchaus wollen, nun wohl, ich folge Ihnen. Soll es aber nach meinem Sinne gehen," und dabei sah er gar freundlich aus, „dann bleiben wir heut unter uns, ein halb Stündchen ausgenommen, das ich brauche, um den Fuhrmann zu zahlen und mit Aufträgen an die Frau und die lieben Kinder zu bepacken." Er war nämlich mit einem Baireuther Einspänner gekommen . . . Eine kleine Stunde ließ ich ihn darauf im Wirtshause allein, und unterdes machte ich einen Spaziergang am Neckarufer, o gewiß mit recht dankbarem Gefühle gegen die Vorsehung, daß sie mich eines solchen Glückes gewürdigt hatte. Als ich zurückkam, fand ich den Brief geschrieben und Jean Paul 93 Gulden abzählend, womit er nicht recht fertig werden konnte. Ich half ihm mit meiner Weisheit; als aber der Kellner kam und unser Werk überschaute, fand sich's, daß wir beide uns um zehn Kreuzer verzählt hatten. Nun kam der Fuhrmann, und Jean Paul gab ihm acht Gulden Trinkgeld (viere, glaub' ich, hatte er ihm versprochen): „erstlich," wie er sagte, „weil du ein guter Kerl bist; zweitens, weil du ein armer Teufel bist, ich zwar nicht übermäßig viel, aber doch mehr habe als du; drittens, damit du der lieben Frau und den lieben Kindern all die schönen Sachen genau wieder sagst, die ich dir unterwegs vorgesagt und hundertmal eingetrichtert habe." Dies letzte versprach der Mensch (Gott gebe, daß er imstande sei, es auszurichten!), und nun ergoß er sich in Lobeserhebungen: „Ne! was das für'n Mann sein, der Herr Legationsrat, daß globen se nie nich, so brav, so gemeen, und was er eenen zu assen gibt, das gloobt keener, und z' trinken; er hat mer den ersten Tag fünferle Schnaps gegeben, und 'ch war ganz neblicht davon." — „Was?" fuhr Jean Paul dazwischen, „ein Kerl aus dem Thüringerwalde, der unter den Russen gedient und mit denen wer weiß wie viel Maß Schnaps gesoffen, der ist so eine Schnapsmemme?" Unterdes hörte der Schwager gar nicht auf mit seiner Lobeserhebung, und all seine Perioden schlossen mit: „Ne, so 'n Mann gibt's auf Erden nich

als den da." — „Und den da," fuhr Jean Paul von neuem dazwischen, auf mich zeigend, und machte dabei so viele Grimassen und tolle Interjektionen, daß ich gar nicht aus dem Lachen herauskam. Geld hat Jean Paul blutwenig mitgebracht, wenigstens glaub' ich's so; doch denkt er kein Geld zu sparen und nichts schuldig zu bleiben. Er führt nämlich eine köstliche Münze im Kopf; er hat sich auf der Reise allerlei Aufsätze ausgedacht, die in den Morgenstunden zu Papier gebracht und sodann von Cotta versilbert werden; und Cotta zahlt ihm, was er begehrt — viel, wiewohl viel zu wenig von dem Erzschindjuden, der wenigstens schon 30000 Taler an ihm gewonnen. — Daß unser Gespräch den Abend von Osten nach Westen schwadronierte, kannst du denken; erst die folgenden Tage sind wir zum Detail gelangt. Was ihm mein ganzes Herz gewonnen, ist die Liebe, mit der er von meinen Eltern spricht, zumal von der guten Mutter, die er durch Schilderung so genau kennt wie wir. Er kann nicht satt werden, zu hören, und ich nicht, zu erzählen, und ich wollte, du sähest sein Gesicht, die Gier, womit er dergleichen auffaßt. In unsern Garten hat er sich ganz verliebt, besonders in die schöne kühle Grotte. Dorthin gedenkt er oft zu kommen und zu arbeiten; und wir haben ausgemacht, wenn es vor [7?] Uhr des Abends ist, kümmert keiner sich um den andern, sondern jeder studiert für sich. Da hab' ich ihm schon die Bank zum Sofa einrichten lassen und ein viereckig Tischchen (die runden sind ihm zuwider) davorgestellt, und auf diesem soll immer ein Krug Bier (Shakespeares Autolycus singt: „Ein Maß gut Bier ist ein' königliche Mast") parat stehn. Als ich ihn verließ, sagte ich ihm: den folgenden Morgen wollt' ich ganz ihm schenken. Er verbat das; ich bestand darauf. Er verbat's heftiger: „ich hab' einen eisernen Willen," sagt' er. „Ich auch," antwortete ich, „und wir wollen sehn, wessen der eisernste ist." Daß ich durchdrang, denkst Du wohl . . .

Gestern [8.] mittag aßen wir bei Schwarz und hatten ein gar fröhliches und gemütliches Mahl, mitten unter den Kindern

an denen Jean Paul, der kindliche, selber so viel Freude hat ... Jean Paul hat eine wunderbare Weise des Umgangs. Jedes gesprochene Wort erregt in ihm eine neue Idee, die wie ein „harmloses Wetterleuchten“ (ein Wort Shakespeares) leise das Gehirn berührt und dann verflogen ist. Daher die Unerschöpflichkeit seines Gesprächs. In großer Gesellschaft spricht er selten zusammenhängend, sondern abspringend, gerade wie seine Gedankenspäne im Morgenblatt; und man kann wohl sagen, was Don Carlos von Marquis Posa: „die Splitter seines Geistes könnten Tausenden genügen“, die nicht gerade Dummköpfe zu sein brauchten. In seinem Zimmer aber, selbander oder selbdrei, ist es eine wahre Wonne, ihm zuzuhören. Wie weiß er Geist und Herz allgewaltig zu treffen, und wie fühlt man's im inneren Herzen, daß das, was er sagt, aus dem Herzen entspringt. Wie oft ist mir schon eine Träne ins Auge getreten, nicht bei einem rührenden oder gar herzbrechenden Worte von ihm[1]), sondern wenn mich die Wahrheit und die innere Schönheit seines Wortes traf. Mit dem kann man nicht leben ohne den steten Vorsatz, ein besserer Mensch zu werden ... Daß Jean Paul meinen herrlichen Vater wegen dieser Sittlichkeit so lieb hat, weiß ich nun, und daß beide meinen Aristophanes so lieben wegen seiner sittlichen Hoheit, das weiß ich auch ... Ich war noch lange gestern abend bei Jean Paul, denn er zieht magnetisch an und klammert an sich fest. Wir nahmen herzlichen Abschied, als der liebe Gott aus Abend und Morgen den zweiten Tag vollendet hatte. Eitelkeit wirft man Jean Paul vor. Ich habe nichts dergleichen an ihm gespürt, nämlich von der lumpigen Eitelkeit, wo jedes Lob kitzelt, und hätt' es auch ein Konditorweib ausgesprochen. Aber jenes großartige Selbstgefühl eigner Größe hat er auch, und wer hat das nicht, wer ihm an Größe gleicht? Wer es nicht zu haben vor-

---

[1]) An Wolff: „... denn Jean Paul ist ganz frei von Kotzebuischer Sentimentalität ..“

gibt, ist ein Erzlügner. Schiller hatte eine kindische Freude, wenn ein Stück von ihm auf dem Theater gefiel. Und schreibt nicht die Heilige Schrift dieses kindliche Wohlgefallen dem Schöpfer nach der Schöpfung zu, „als er sahe, daß alles wohl war"? So will ich Dir gleich gestehn, um an Großes Kleines zu knüpfen, daß es mich unbändig freut, wenn mich Jean Paul wegen meiner Shakespeareübersetzungen so lobt . . .

Da Jean Paul so vieles ist, so wundre Dich nicht, daß ich ihn auch einen Magnetiseur nenne. Er hat schon viele geheilt. Wie er bei Paulus so lebendig davon sprach, rief er mit einmal aus: „Jetzt wär' ich in der Verfassung, gleich zum Werk zu schreiten, wenn nur eine Krankheit da wäre." Und dann sagte er zu Mamsell Paulus: „Schaffen Sie sich bald eine Krankheit an, damit ich Sie kurieren könne." Wenn das erst unter unsern geistreichen Damen bekannt wird, die werden in Rudeln zu ihm strömen, und ich selbst möchte mich schon von ihm kurieren lassen, wüßt' ich nur wovon . . . Jean Paul hat nun fünfzig Bände in die Welt gesetzt; fünfzig andere spuken ihm schon im Kopf herum, wenn er nur die Zeit fände, alles zu gestalten. Er ärgert sich, daß ihm Methusalems Jahre nicht beigelegt werden können. Noch mehr ärgert er sich über Methusalem, daß er so lange gelebt und nicht ein Buch, nicht einmal eine Satire geschrieben, nicht einmal die Buchdruckerkunst erfunden hätte. Satiren möchte Jean Paul gern in großer Menge schreiben. „Wunderbar aber," sagt er, „kaum hab' ich fünf Seiten Satire geschrieben, dann ist mein Herz wieder voll Liebe. Nur wenn Napoleon mein Gegenstand wäre, da wollt' ich tausend Seiten schreiben, ohne daß die Liebe dazwischen störte." Nicht wahr, alter Truchseß, dieser Haß ist die rechte Liebe. – –

Was Fouqué über „Loves labour lost" sagt, ist vortrefflich und zeugt von kritischem Geiste, der aber bei ihm sich nie zu wahrer Kritik verdichten wird. Jean Paul, der ziemlich geringschätzig von diesem Stück dachte, natürlich, da er's bloß aus Eschenburg

kannte, der die mehr als achtzig Wortspiele diebisch unterschlagen und die Unzahl von Blitz- und Witzreden alles Stachels und Salzes beraubt hatte, ist durch meine Übersetzung vollkommen bekehrt. Er kann sich gar nicht satt wundern über den „Humor aller Humore" und führt die Wortspiele beständig im Munde, unter denen ihm eins, wo ich den Nordpol in einen Morgenstern verwandle und mit der Morgensternwaffe zusammenkoppele, den meisten Beifall abgewonnen. Er hat sich die Mühe gegeben, vier Akte mit dem Original zu vergleichen, und geht in seinen Foderungen so weit, daß es ihn unbefriedigt läßt, wenn auch nur e i n Wort an einer andern Stelle steht wie im Original, oder auch nur e i n Wörtchen fehlt. Daß er hier manchmal das Unmögliche fodert, würde Dir blitzdeutlich werden, wenn Du den einsilbigen Lakonismus der englischen Sprache aus der Anschauung kenntest. Wir hatten gestern [9.] eine dreistündige Konferenz darüber, als ich aus dem Kolleg gekommen war und wir den übrigen Teil des Abends friedlich unter uns zubrachten. Mit dem Versbau weiß er gar nicht umzugehn. Seine Verbesserungsvorschläge waren gewöhnlich der Art, daß ich lächeln, einmal sogar laut auflachen mußte, als er ein wahres Ungeheuer von Vers zum Vorschein brachte. „Lieber Mann," sagt' ich, „wo bleibt der Rhythmus?" worauf er mit den Fingern und den Lippen nachzählte, fand, daß ich recht hatte, und mit einer unbeschreiblich anmutigen Naivität sein: „Ja so, es geht nicht," antwortete[1]). Auch hat er die wunderliche Vorstellung, daß jeder Rhythmus mit Bedacht hingestellt und im eigentlichen Sinn ausgegrübelt werden müsse. . . An der Prosa hat Jean Paul nichts oder doch nur Unbedeutendes auszusetzen, was mich

---

[1]) An Abeken: „ . . . Die dritte Zeile von des Königs pathetischer Anfangsrede lautete bei mir:

Und sei ein Schmuck uns im Unschmuck des Tods.

Er hatte nichts einzuwenden, nur foderte er Z i e r und U n zier, und ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß der Vers das nicht erlaube . . ."

sehr freut. In Erstaunen gesetzt hat ihn meine Übersetzung von Heinrich IV., die schon bis über die Hälfte gediehen ist. Er fragte, ob die Abweichungen von Schlegel sämtlich notwendige wären oder darunter geflissentliche, um nicht mit einem Nebenbuhler zusammenzutreffen. . . Übrigens ist auch Jean Paul meiner Meinung, daß beide Übersetzungen, ohne sich zu stören, friedlich nebeneinander stehn könnten. . . Von meinen Lustigen Weibern ist er überaus eingenommen, und nun weiß ich, daß dies kein Kompliment ist, wie ich anfangs fürchtete, da er in der Treue fast noch strengere Foderungen macht als ich. Er will in der neuen Ästhetik umständlich über unsern Shakespeare reden und tut es wahrscheinlich noch früher, denn das Heidelberger Leben wird er wohl nicht unbesungen lassen. Meine Falksrezension hatte ihn sehr ergötzt, und er wußte weit besser Bescheid darin als ich selbst. – Kurz vorher war Falk bei ihm gewesen und hatte ihn mit „ekelhaften Tiraden aus dem verfalkten Koriolan" gelangweilt. – Truchseß, wie lieb ist mir der Mann (wahrlich ich nenne ihn meinen Herzensjeanpaul, Dir wie ihm, und er hört es gern) mit dem Verstande, der Teilnahme, dem Wissen und der ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit. . .

Gestern mittag [9. Juli] aßen wir bei Frau von X. [Ende] und hatten ein wahrhaft köstliches Mahl, unter anderm noch die dickſten Spargelstengel, die ich je gesehn, und wilde Hühner, mein Leibgericht, und ein Weinchen, das verdiente, von Jean Paul brünstig umhalst und eingehalst zu werden. Jean Paul erzählte uns viel und überaus anmutig von seiner Frau und von den Kindern. Wenn er von seinem jüngsten Töchterchen so recht innig spricht, dann gehn ihm die Augen über. Sein dreizehnjähriger Bube muß, nach einem Briefe zu urteilen, ein wahrer Prachtbube sein. Wie es mit Jean Pauls Magnetisieren ist, soll mich verlangen. Was er darüber spricht, scheint mir, dem Laien, sehr verständig, auch gefällt mir's, daß er nichts als Tatsache nimmt, was nicht auf das strengste beglaubigt ist. Einem alten

Geistlichen in Baireuth muß er gründlich geholfen haben („den Arzt mit seiner Apotheke", sagte er, „schickte ich fort und die Krankheit ihm hinterdrein"), so auch seiner Magd, die er als ein vierschrötiges, aus einer Kerngesunden durch Tanz und Zugluft krank gewordenes Luder schilderte. Diese hat, einem Aberglauben zufolge, ihm gar nicht danken wollen, weil sie die geheime Kunst für des Teufels Hexerei gehalten. Die erste Rede, die der alte Geistliche wieder gehalten, ist die Einsegnung von Jean Pauls beiden ältesten Kindern gewesen. Ich hätte Dir gegönnt, die ganze Erzählung mit anzuhören. Dein Herz wäre innerlich bewegt worden, das weiß ich. Nach dem Essen ging die übrige Gesellschaft aufs Schloß, wo ein Schwarm versammelt war, Jean Paul zu begrüßen. Er folgte nach gewaltigem Sträuben, und es wäre nichts daraus geworden, wenn ich nicht dringend, und ich kann wohl sagen, auf das äußerste dringend und schmeichelnd gebeten hätte, denn einen festen Willen hat er, den nicht leicht etwas beugt, wie ich schon oft bemerkt habe. . . . Mit den Studenten, die ihn aus Herzenstrieb besuchen, spricht er sehr freundlich, jedoch nicht hingebend, ein paar Neugierige, die sich mit einem Rauchfaß einfanden, hat er höflich ablaufen lassen.

Den 11. Juli. Gestern abend waren wir bei Paulus und ich gegen meine Gewohnheit vergnügt bei dem steifen, trockenen Pedanten. Aber nicht er machte es, sondern die Frauen und Jean Paul, der von Mutter und Tochter angebetet wird . . .

Den 18. Juli. . . Mein Punschabend [11. Juli] ist überaus herrlich ausgefallen; es war ein Friede, eine Freude in der Gesellschaft, die sich besser fühlen als beschreiben läßt. Und lauter auserlesene Männer hatte ich für meinen Jean Paul geladen. . . Alle saßen um einen langen Tisch, nur ich allein ging ohne Aufhören umher und sah zu, ob auch die Gläser voll süßen Weins waren. Und wenn jemand mich um sich rief, antwortete ich: „Gleich, gleich, Herr!" denn daß man's so machen muß,

weiß ich aus Heinrich IV., dessen Küfer und Kellerjungen ich soeben aus dem Englischen ins Deutsche übertrage. Als zehn Flaschen von uns zwanzig geköpft waren, dachte ich – mich auf sophokleische Sprüche und die Kernlehren der sieben Weisen besinnend –: nun nichts weiter, wenn noch gepunscht werden soll. Und in wenigen Augenblicken dampfte die erste Bowle in unserer Mitte, nachdem wir die lange Tischreihe in drei Tischpartien getrennt hatten, damit jeder nach Belieben stehen und gehen könnte. Dieser Bowle folgten zween andere, und ich weiß gar nicht, wie es kam, die Zungen wurden immer beredter, die Schädel feuriger, und gesprochen ist unstreitig mehr als zehn dicke Folianten voll. Ein Pfarrer bat Hegeln, er möchte ihm eine Philosophie für junge Mädchen schreiben, die er beim Unterricht gebrauchen könnte. Der entschuldigte sich, seine Gedanken wären nicht faßlich genug, und vollends mit der Sprache, da würd' es hapern. „Wenn's weiter nichts ist," rief der Pfarrer in feurigem Entzücken aus, „dafür ist gesorgt, das muß unser Jean Paul übernehmen, der weiß Leben zu verbreiten durch Sprache und Darstellung." – „Also so steht die Sache," rief nun Jean Paul dazwischen, „unser Hegel soll den Geist hergeben, ich soll einen tüchtigen Leib darum ziehn und ein Schmuckgewand, und dann wollen Sie das Ding zu Markte führen." – Das gab nun Anlaß zu einem Füllhorn von gutmütigen Scherzen; und Hegel ward so ausgelassen, so frohherzig, so populär (was er auf dem Katheder nicht immer ist), daß wenig fehlte, er hätte die Philosophie sogleich begonnen. Als die dritte Bowle aus war, machten ein paar Gäste ein Gesicht, als wenn sie gehn wollten. Geschwind ließ ich die vierte Bowle anrücken, und alles saß wieder. Erst um 12 Uhr trennten wir uns, dann ging jeder zu Hause, einige auf unsicheren Füßen, neben sich selbst. Kurz vor dem Auseinandergehn sagte Hegel, auf Jean Paul deutend: „Der muß Doktor der Philosophie werden," und Schweins und ich stimmten ein, baten aber Hegel um Gottes willen, er solle die Sache doch

geheim halten, was wir mit Mühe von ihm erlangten, denn er hatte große Lust, es sogleich auszuschwatzen. –

Sonnabend nachmittag [12.] hatte Frau von X. [Ende] an die achtzig Personen auf den Schloßberg zum Tee geladen, fast lauter Noblesse. . . Als wir auseinander gingen, begleiteten Schwarz und ich unsern Teuern in sein Quartier. Die Nacht nahm schon überhand, da hellte sich mit einmal der Himmel und die Gasse: ein Haufen Studenten war's, die, mit Fackeln in der Hand, ein lautes Lebehoch riefen, „dem unsterblichen Dichter, dem edlen Menschen, dem Züchtiger alles Bösen und Schlechten". – „Nun, all ihr lieben Menschen," rief Jean Paul aus, „ihr wollt mich noch mit Liebe ersticken," und stürzte zur Tür hinaus.[1]) Ich blieb oben und sah, wie liebevoll er unter die Jünglinge trat, aber was er sprach, verstand ich nicht. Es sollen herrliche Worte voll deutscher Kraft und deutschen Feuers gewesen sein. „Gebt mir all eure Hände," schloß er, und da drängte sich alles um ihn, seine Hand zu fassen, und das Jubelgeschrei mehrte sich zum lautesten Fortissimo. Er folgte dem Zuge bis auf die Neckarbrücke, dann ward er von den Anführern, unter denen der treffliche Carové war, feierlich zurückgeführt. Als er wieder aufs Zimmer kam, – nein, eine solche Freude hab' ich noch nicht erlebt, nie für möglich gehalten, als ihm aus dem seelenvollen Auge, aus allen Bewegungen, aus allen Worten, die er mehr stammelte als sprach, aus der quellenden Träne hervorleuchtete. Daß nicht viel mehr gesprochen ward, begreifst Du. Wen rührt nicht der Anblick eines Kindes, dem zum erstenmal zum Weihnachten beschert wird. . .

Den andern Morgen [13.] um 5 Uhr war ich schon wieder bei Jean Paul, um ihn zur bevorstehenden Neckarfahrt zu wecken.

---

[1]) An Wolff: „Auf der Treppe empfingen ihn vier Deputierte, deren einer eine schöne Anrede hielt, während draußen ein „Heil unserm Dichter, heil!" nach „God save etc." gesungen ward. Als das Lied zu Ende war, fing Jean Paul an zu sprechen."

Ich fand ihn noch ganz in liebliche Träume verloren. Die Abendszene hatte sich die Nacht durch in reizenden Phantasien fortgesponnen. „Nein," sagte er, „so was darf ich nur einmal erleben," und nun sprudelte von neuem die Wonne aus ihm hervor, sich „von der jungen Nachwelt so geliebt zu sehn". — Da die Neckarfahrt noch zwei Stunden über Neckarsteinach fortgehn sollte und ich bange war, die gar zu lange Wasserreise möchte dem teuern Mann lästig sein, hatte ich den gescheuten Einfall, einen Wagen zu bestellen, der uns bis Neckargemünd fahren sollte . . . Unterwegs waren wir außerordentlich froh, in Neckargemünd frühstückten wir, nach anderthalb Stunden erst kam das Schiff. Unsre Vorausfahrt ward auch wohltätig für die Schiffsgesellschaft. Denn wie wir ins Schiff stiegen, fanden wir einen großen Teil sichtlich ermüdet von der langen Fahrt, aber Jean Pauls Erscheinung belebte alles mit neuem Feuer, selbst die Feuerlosen. Nachher, als die zweite Ermüdung eintrat und der Hunger obendrein, ward gesteuert durch eine wahre Unermeßlichkeit von Speisen und vortrefflichen Weins. Wir landeten an einer wunderschönen Wiese und fingen behaglich zu schmausen an, während der Neckar lieblich ans Schiff plätscherte und die Vögel aus Wald und Himmel sangen. Ich kam, nicht weil ich mich vorgedrängt hatte, sondern durch bloßen Zufall, neben Jean Paul zu sitzen . . . Da sagte er mir: „Voß, eins verdrießt mich, da ich dich so herzlich lieb habe, daß wir uns noch immer Sie nennen; komm, und in diesem Kusse empfange mein ganzes Bruderherz." Da dachte ich an meinen lieben Truchseß, der so wenig wie Jean Paul verschwenderisch ist mit seiner Vertraulichkeit, und — ich freute mich . . . Nach dem Essen wurden gesellige Spiele gespielt, gejagt, gehascht, geplumpsackt; alles machte Jean Paul mit, und alles kleidete ihn, weil nichts Schwerfälliges in ihm war . . . Daß wir auf der Rückfahrt nicht bloß gefühlselig, sondern auch ein bißchen weinselig waren, wird keiner mehr begreifen als mein alter Truchseß. Doch keiner überschritt das

Maß, ungeachtet die Gespräche immer lauter und feuriger wurden. Man sah nur, wie die Freude mit all ihren Polypenarmen die Herzen umschlungen und umschnürt hielt. Mehrere Schifflein kamen uns entgegen, um Jean Paul ein Vivat zu bringen, auch Kanonen oder Flintenschüsse wurden gehört. –

Der Montag [14.] ging geräuschlos vorüber. Am Dienstag gab Hegel einen Punschsatz und obendrein einen Plumpudding, der mich, als er in Arrak brannte, lebhaft an Jena erinnerte. Vorgestern abend [16.] ward ich von Muncke, Hegel und Schweins aufgefodert, schnelle Fakultätssitzung zu berufen. Es geschah. Nun beschlossen wir, Jean Paul feierlich zum Doktor zu kreieren. Der einzige, welcher stark dagegen war, war Kollege Langsdorf, aus dem doppelten Grunde, erstens, weil es mit Jean Pauls Christentum nicht ganz geheuer stünde, zweitens, weil seine Moralität auch nicht ganz koscher wäre, sintemalen Jean Paul gern ein Glas über den Durst tränke und dadurch – wenn von uns Philosophen so geehrt – den Jünglingen ein böses Beispiel zur Völlerei geben könnte. Auf das erste erwiderte Hegel mit der größesten Ernsthaftigkeit, aber mit einem Schalk im Herzen, der ihm bei seiner Trockenheit so herrlich läßt, und bewies nun mit einer Beredsamkeit, die mich an ihm in Erstaunen setzte, daß Jean Paul ein ganz herrlicher Christ sei. Auf das zweite erwiderten wir alle, ernsthaft und komisch durcheinander, bis endlich dem guten Langsdorf die mathematische Rinde vom Herzen fiel und er ganz überzeugt dasaß, Jean Paul sei nicht nur der beste Christ, sondern auch der moralischste Mann, trotz den bösen und übertriebenen Gerüchten über ihn, die von einem gewissen Dr. Hartung ausgestreut sind (Falks Verehrer oder, wie Bürger gesagt hätte, Hansa . . ch), dem Jean Paul geraten hatte, von seinem nüchternen Umgange mit den Musen abzustehn. Ich wollte, Du hättest angehört, wie gründlich ich dem guten Langsdorf den Unterschied zwischen bacchischer Trunkenheit und bacchanalischer Besoffenheit auseinandersetzte. Ich

sagte ihm, auch Schillern habe man die letzte vorgeworfen, da er doch nur die erste verschuldet; so auch dem alten Aristophanes und, was noch mehr sagen wollte, dem alten Äschylos, von dem es geheißen, er habe seine Schauspiele im Bacchusrausche geschrieben, was aber lediglich von dem edlen Rausche des Gemüts zu verstehen sei. Genug, unser Senior war am Ende lebhaft für uns, und ich erhielt, als Dekan, den Auftrag, das Diplom auszufertigen . . . Den anderen Abend um 8 Uhr war es schon auf Pergament gedruckt und ein prächtiges Futteral aus Saffian gefertigt, und in diesem Augenblicke werden Creuzer und Hegel als Überbringer bei Jean Paul sein, die ich erkoren, weil ich ihm doch unmöglich meine eigenen Lobsprüche in die Zähne und in den Bart werfen kann. Jean Paul habe ich durch ein Billet verpflichtet, grade jetzt zu Hause zu sein. Ob er's ahnt? Ich glaube wohl; denn ich mußte von ihm all seine etwanigen Würden hervorlocken, die auf dem Diplom aufgezählt werden müssen. Ich tat das gestern morgen um 7 Uhr unter dem Vorwande, daß mich manchmal eine sonderbare Neugier plagte, die er diesmal so wohlfeil befriedigen könnte. „Ich bin gar nichts auf der Gotteswelt als Hildburgshäuser Legationsrat." — „Auch nicht etwas, das ins Theologische, Medizinische und dergleichen einschlägt?" — „Nein." — „Auch nicht Mitglied einer Akademie?" — „Nein, gar nichts als ich selbst." — „Nun denn, leb' wohl, meine Neugier ist befriedigt." — Als ich um meine gewohnte Mittagsstunde wiederkam, sah er mich scharf an; ich machte aber den ganz Unbefangenen, und von meinem seltsamen Morgenbesuch war weiter die Rede nicht . . .

Gestern ist Jean Paul bei Thibaut gewesen, der ihn mit Musik bewirtet hat. Thibaut nämlich ist seit einem Jahr etwa Vorsteher eines musikalischen Klubs, der wöchentlich einmal in seinem Hause zusammenkommt. Dort werden, vielleicht mit einiger Einseitigkeit, bloß italienische alte Musiken, Messen, Requiems, Stabat Mater u. dgl. gesungen, die Thibaut mit großem

Kostenaufwand aus Italien sich verschafft hat. Thibaut kündigte Jean Paul erst feierlich an, keiner, der nicht Mitglied sei, dürfe Zuhörer sein. Jean Paul bat flehentlich, daß ihm nur ein Winkel in einem benachbarten Zimmer vergönnt sein möchte, oder ein Platz auf dem Boden, „oder", fügte er hinzu, „was Sie mir ohnehin nicht wehren können, ein Spaziergang vor dem Hause." Anfangs alles vergeblich. Endlich ließ sich Thibaut doch bewegen, seine Grundsätze zu brechen, und Jean Paul ist auf alle Klubabende feierlich eingeladen. Du siehst, wie lieb wir den Mann haben, sogar Eide und Gelübde brechen wir für ihn. Übrigens ist Jean Paul ganz erstaunt, in einem trockenen Juristen so viele Musik zu finden . . .

Den 19. Juli. Als ich gestern nach 12 Uhr zu meinem teuren Jean Paul kam, fand ich ihn ganz in Freude verloren über die ihm erwiesene Ehre. Er konnte gar nicht satt werden, mich zu küssen. „Alter, Alter," sagte er, „wollt ihr mich denn ganz erdrücken mit Liebe?" Aber wenig mehr brachte er hervor als dies in abgebrochenen Lauten, und eine volle Träne stand in seinem schönen Auge. Bei seiner kindlichen Bescheidenheit hatte er's nicht geahnt, daß dergleichen im Werk sei, und gar geglaubt, ich wäre ein so neugieriger Kauz, als wofür ich mich ausgegeben. „Bin ich doch so lange", sagte er, „in bayerschen Landen, und keiner hat mich zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gemacht; und da komm' ich nach Heidelberg, bin kaum ein paar Tage da, und man macht mich schon zum Doktor, und so liebe, herzliche Menschen machen mich dazu; nun, auf diesem Doktor wird der Segen des Himmels ruhn, und ich will mich breit machen damit!" Den Abend gab Creuzer einen großen Doktorschmaus, wozu auch aus andern Fakultäten Kollegen geladen waren. Das war wieder ein seliger Abend. Schrecklich hoch ließen wir den Doktor leben. Meine Spezialkollegen sagten mir sämtlich, sie wären zufrieden mit meinem Diplom, bloß Langsdorf ist es nicht, der noch immer argwöhnt, Jean Paul sei kein rechter

Christ, worüber Hegel seine königliche Freude hat. Armer Stockmathematiker, der du keine Ahnung davon hast, daß die Religion höher steht als alle Religionen! Freilich, zu denen gehört Jean Paul nicht, die Kokketterie treiben mit Christus und den Heiligen und dem Gebet, oder mit den von der katholischen Menschheit eingeführten Alfanzereien, aber den will ich sehen, der ein wärmerer Verehrer der echten, einfachen, biblischen Christusreligion ist als Jean Paul! Ich habe viel mit Jean Paul über diesen Punkt gesprochen, auch in bezug auf Fouqué, den seligen Wagner und andre religiöse Schriftsteller; und zwischen uns ist ganz vollkommener Einklang. Ich könnte Dir, mein teurer Truchseß, darüber viel, vielleicht auch Interessantes sagen, wenn mir die Zeit reichte und der Brief nicht endlich einmal zur Post müßte. An Frau und Kinder denkt Jean Paul unaufhörlich. Das merkte ich am Doktorabend, als sich zwischen einigen Theologen ein höchst unersprießlicher und unlogisch geführter Streit erhub über die Begriffe selig und heilig. — Und wenn ich mich totschlagen lassen müßte, ich wüßte nicht zu sagen, was eigentlich sollte ausgemacht werden, und es kam mir drum höchst komisch vor, als der Streit Jean Paul zur Schlichtung vorgelegt ward. Wie half sich der? Ohne sich zu besinnen, sagte er: „Der Papst ist heilig; ich aber bin selig, weil ich ein so liebes Weib und so liebe Kinder habe. Weil ich selig bin, kann ich nicht heilig werden, aber der heilige Papst kann auch nicht zu meiner Seligkeit gelangen.“ Das war ein prächtiger Einfall, einem so unnützen Streit ein Ende zu machen. Denn Du glaubst leicht, daß sich ein lautes Lachen erhub, und alles war dadurch wie mit der Schere abgeschnitten ... Nun fingen die Leute über derbere Dinge zu reden an, über Dampfmaschinen, Näh-, Strick- und Spinnmaschinen und andere Maschinen, wobei nicht bloß mich — was nichts sagen will —, sondern unsre Sachverständigen, Muncke, Tiedemann und andere, Jean Paul in Erstaunen setzte mit seiner gründlichen Kenntnis von solchen Dingen.

Jean Paul meinte zuletzt: da man jetzt in allen Künsten Maschinen hätte, so sollte man Maschinen bauen, die neue Maschinen erfänden, das würde auf umgekehrtem Wege neue Künste und Wissenschaften hervorbringen. Jean Paul kann manchmal mit seinem Vielwissen an Niebuhr erinnern, aber doch nur sehr von ferne, denn gar vieles ist bei ihm – und wie wäre das auch anders [möglich]? – von der Oberfläche geschöpft. Ich erzählte der Gesellschaft, was Griesbach ehemals zu mir sagte: wer einen Kandidaten zu examinieren hätte, sollte ihm einen Band von Jean Paul geben; – wüßte er den gründlich zu kommentieren, so wäre er gewiß geschickt. Jean Paul fragte wohlweislich, ob es Ernst oder Scherz von Griesbach gewesen wäre; ich sagte: ein Gemisch aus beidem. – Auch meine Gesundheit als des Promotors ward getrunken, welche Gesundheit ich in eine Gesundheit der ganzen Fakultät verwandelte, Jean Paulen zu Gemüt führend, daß wir auch zu magnetisieren verstünden, sintemalen eine Kraft von uns ausgegangen und in ihn eingeströmt sei; woran denn Jean Paul allerlei Schmeichelhaftes anknüpfte . . .

90.

Kaum langte Jean Paul Richter am 6. Julius zum Besuche seiner Freunde in Heidelberg an, als es gleich der laute Wunsch aller hiesigen Akademiker war, diesem so hoch geachteten Dichter ihre Verehrung und Anhänglichkeit öffentlich kundzutun . . . Mehrere Studierende versammelten sich zu diesem Zwecke und zogen abends am 12. Juli ohne Geräusch, etwa zweihundert an der Zahl, zu seiner Wohnung, . . . wo freudig „Jean Paul Richter, dem Lieblingsdichter der Deutschen! dem Kämpfer für Freiheit und Recht!" ein dreifaches Hoch erscholl. Während nun ein von meinem Kommilitonen C[arové] verfaßter, das Lob des Dichters bezweckender Gesang angestimmt wurde und die erwählten Ehrenritter sich zu demselben begeben wollten, trat der herrliche liebreiche Kraftmensch mit Tränen im Auge selbst in unsre Mitte.

Jeder wollte ihn sehen, jeder ihn herzen; es war ein Kampf, seine Hände zu drücken. „Oh," sagte er, „hätte ich nur hundert Arme, um sie alle euch allen zu reichen; ich weiß, ihr wollt nur das Gute und Rechte, wie sehr lieb' ich euch alle!" Dann, indem er die sich immer darreichenden Hände fort drückte, sagte er: „Jede Hand ist ein Herz! – In meinen Werken könnt ihr euch irren; aber hoch erfreut es mich, daß ihr in mir den deutschen Mann erkennt: ja, für Deutschland, für Recht will ich wirken, bis ich sterbe." – ... Als der Gesang verklungen war, sprach er noch die Worte: „Ich dachte jetzt mehr an Gott als an uns." ...

91. Richard Rothe an seinen Vater, 12. Juli 1817:

Der 12. Juli wird mir ewig ein denkwürdiger Tag bleiben ... Ich brauche Dir nicht mehr zu sagen, als daß die hiesige Burschenschaft (im engeren Sinne des Wortes) heute abend um $9^1/_2$ Uhr Jean Paul unter Fackeln und Gesang ein Lebehoch gebracht ... Jean Paul kam herunter zu uns: „Wo sind Hände?" war sein erstes Wort, „Kinder, gebt die Hände her, daß ich sie drücken kann; jede Hand ist ein Herz." Und die Hände häuften sich so sehr, daß er oft sechs und mehrere zugleich umfaßte. Die Rührung war wirklich von beiden Seiten außerordentlich; Jean Paul hatte so etwas nicht erwartet. ... Ich kann wohl sagen, daß ich nie eine so unaussprechliche Gemütlichkeit gesehen wie in ihm. Mit der innigsten Leutseligkeit mischte er sich unter uns: „Wenn Sie mir", sagte er, „dieses Lebehoch bringen, weil ich ein Deutscher bin, wohl, so nehme ich es freudigst an; aber wenn Sie es dem Dichter bringen, dann sei es fern von mir, mich dessen würdig zu achten. Doch wahrlich, einen solchen Abend erlebe ich in diesem Jahre, ja gewiß in diesem Leben nicht mehr; auch konnte eine solche Szene nur in Heidelberg erlebt werden; nicht in Jena, nicht in Göttingen, nirgends anders." Dies waren seine Worte. Er erkundigte sich nun, wo

wir hinzögen. Wir erwiderten, daß wir nach unserem Festhause zurückkehren würden. „Nun wohl,“ sagte er, „so begleite ich Sie wenigstens ein Stück.“ Wir nahmen ihn an die Spitze des Zuges, der, die Hüte mit Eichenlaub bekränzt, paarweise Arm in Arm einherschritt. Er selbst war im bloßen Haupte; es regnete sanft, und mit der ersten besten Mütze bedeckten wir ihn. Bis auf die Neckarbrücke zog er mit uns, dann kehrte er um; wir teilten uns und bildeten zwei Reihen, durch die er mitten hindurchging. Habe ich je die Rührung einem Menschen auf dem heitersten Gesichte angesehen, so war es Jean Paul. Seine Herzlichkeit, verbunden mit der kindlichsten Natürlichkeit, ist ganz unbeschreiblich; ich kann nicht mehr sagen als: er war wahrhaft Jean Paul.

92. Theodor von Kobbe:

Die Burschenschaft hatte gar bald die Idee gefaßt, dem großen Jean Paul Richter ... ein würdiges Lebehoch zu bringen ... Das Licht der Liebe zog in Gestalt von Pechfackeln vor den „Hecht“... Es ertönten die Worte: „Es lebe Jean Paul*), der große Dichter, der deutsche Mann!“ Dann ein Gesang, gedichtet von Carové, in Ermanglung eigner Melodie auf die Töne des „God save the King“ gepfropft. Jean Paul erschien beim ersten gehörten Ausruf. – Die breite Stirn, das nur vom Anblick der Götter erblindete blaue, göttliche Auge, die kräftige, wenngleich nicht große Gestalt, das deutsche, auf den Nacken hinabwallende Haar ergriff die Troßbuben und Knappen des poetischen Lebens, und nicht wenige vergossen seit ihrem Abschied aus dem Vaterhaus die ersten Tränen. Aber auch Jean Paul entfielen Perlen aus den Wogen eines unsterblichen Gefühls. Kaum hatten die letzten Töne die mit des Dichters Locken spielenden Lüfte durchzittert, als er ausrief: „Mit dem großen Dichter irrt ihr euch, meine Kinder, aber nicht mit dem deutschen Mann. Diese Ehre konnte mir nur die Heidelberger Burschenschaft antun, dafür habe ich

*) Ich glaube, man rief aus Deutschtümelei „Johann“ anstatt „Jean“!

während eures Liedes Gott gebeten, daß er euch alle segne. Ich wollte, ich wäre Briareus, der Hundertarmige, um euch mit reichlichem Händedruck eure Liebe zu vergelten."

Nachdem Jean Paul diese Worte geredet hatte, ging er in dem ihn immer enger umziehenden Kreise umher, jedem die Hände reichend, aus denen schon so viele Segnungen auf die Menschheit geströmt waren. Es war, als ob ihnen magnetische Funken entsprühten, deshalb konnte ich nicht umhin, meinen Platz im Kreise zu verlassen, um noch einigemal den Humoristen zu berühren. Als ich ihm aber das drittemal die Hand reichte, fiel mir mein Unrecht ein, die subjektive Freiheit nicht mehr zum Wohl aller beschränkt zu haben, und fast kleinlaut rief ich dem großen Dichter zu: „Vergeben Sie, ich habe Sie schon zweimal um einen Händedruck betrogen." – „Tut nichts, junger Freund," lächelte Jean Paul, „hier ist noch der vierte und fünfte Händedruck."

Man bildete jetzt ein Spalier. „Auf die Hirschgasse!" riefen einige Musensöhne, „da ist ein gutes Bier," wohl wissend, wie sehr der alte Dichter ein solches Getränk zu würdigen verstand. „Ich gehe mit euch," rief Jean Paul und schritt mit unbedecktem Haupte vorwärts. Allein Carové und Ferdinand Walter wußten wohl, wie schwierig es sei, den alten Barden mit ziemlicher Rede zu bewirten, und welchen tollen Begeisterungen er ausgesetzt werde. Sie beredeten ihn daher zur Rückkehr. – Am andern Morgen ließ uns Jean Paul durch seinen Freund, den liebenswürdigen Professor Heinrich Voß, sagen: er habe in der vorigen Nacht vor Freude nicht geschlafen, er hoffe in der nächsten übrigens den Fackelzug noch einmal im Traume zu erleben.

93. August Schumacher:

(Heidelberg, 13. Juli.) . . . Erst seit zwei Stunden sind wir mit dem Abende von einer herrlichen, fünf Stunden weiten Neckarlustfahrt zurückgekehrt . . . Herr Professor K[reuzer?] hatte die über sechzig Personen starke Gesellschaft frühmorgens 1/2 6 Uhr

zum Einschiffen bestellt . . . Erst bei Neckargemünd wurde Jean Paul, der mit dem jüngern Voß zu Lande vorausgefahren war, als Schmuck- und Schlußstein der Gesellschaft aufgenommen . . . Denke Dir einen starken, wohlbeleibten, fast großen, aber sehr beweglichen Mann von vierundfünfzig Jahren. Im einfachen grünen Sommerrocke, mit gestrickter gelblicher Weste, worin die weiße Halsbinde von dem vollen Doppelkinne bis auf ein schmales Reifchen versenkt war, sprang er behend genug aus dem Nachen an den Bord unter das frohe „Willkommen!“ der Freunde. Das abgezogene grüne, goldbordierte Schirmmützchen in der Hand, zeigte er, alle freundlich begrüßend, ein lebensfrohes Gesicht und schöne dunkelblaue, stets geschäftige Augen unter der großen Stirn, welche die Jahre schon erweitert hatten, ohne das gebliebene braune, halbgelockte Haar zu färben.

. . . Bei recht anmutigen Stellen wurde zuweilen gelandet . . . Nach dem Essen wurde die nächste Wiese zum großen Spielplatze erlesen. Der Prinz Gustav von Schweden und der Prinz Karl von Waldeck nötigten mit mehreren Damen den beweglichen Jean Paul durch öftere Anregungen im Spiel zu ungemeinen Laufproben, so daß diesem der von schönen Händen um das Mützchen zierlich geflochtene Eichenkranz (von dem ich mir bei Gelegenheit drei Blätter stahl) fast im Laufe entfallen wäre.

. . . Unserm innig herzlichen Richter fiel heut oft eine dankbare Glücksträne hinter der Brille weg . . .

(1. Aug.) . . . Erzählen will ich gern von unserm Geliebten, wenigstens möcht' ich Dir sagen können, wie gut er ist. Es freut mich, daß ich ihn auf zweierlei Weise so nennen kann, denn ich muß sein Wesen teilen und mir ihn besonders denken, wie er schreibt, und wie er lebt. Dort steht er als „Richter“ vor der fehlenden Menschheit und führt mit weisem Herzen ein scharfes Schwert gegen Torheit und Irrtum; hier kommt er als Doppelapostel in der Liebe „Johannis“ und im Feuereifer „Pauli“, tritt, sich selbst vermittelnd, dem einzelnen mit offenen Armen entgegen und hat

nur Liebesmäntel auszubreiten über die Schwächen und Blößen des Nächsten.

Und doch kannst Du in mancher Hinsicht wieder sagen: er spricht, wie er schreibt; denn auch in der Unterhaltung geht der Strom seiner Gedanken nicht immer laut und sichtbar fort und scheint oft unterbrochen, während er still in der Tiefe weiter zieht, und Du hast Not zu folgen, um nicht das Wieder-zu-Tage-springen für eine neue Quelle zu halten, sondern als Fortsetzung des Ideenganges zu erkennen. — Oft habe ich im stillen die gewaltige Kraft und Schnelle dieses Menschengeistes der Elektrizität vergleichen müssen; wo ihn nur ein Gegenstand mit einem Punkte berührt, da springen Funken, und der ganze Stoff ist durchdrungen. So ergreift und verfolgt er fast alles im einzelnen, weiß dann aber wieder von der letzten Spitze aus die klarste Universalität zu entwickeln. Dabei läßt ihn der unsägliche Reichtum des Wissens keinen Augenblick in Verlegenheit, sondern in den verborgensten Tiefen geistiger Dinge sind ihm stets aus dem ganzen Leben der Schöpfung unzählige Gleichnisse wie Grubenlichter und Leuchtkugeln zur Hand, die Dunkelheit aufzuhellen.

Über Tugend und Frömmigkeit habe ich ihn nie reden hören, allein diese Begriffe sind ja auch nur durch den Gegensatz des Sündenfalls gebildet und müssen sich bei einer reinen Seele von selbst verstehn. Und rein ist sein Wesen, wie der Tau, der vom Himmel fällt; und wie unwiderstehlich das Gleiche ihm zuströmt, so unheimlich muß dem Unreinen in solcher Nähe werden, weil er in jenem Kristall seine eignen Schattenseiten erkennt. —

Herrlich beweist unser Freund, daß das Höchste mit dem Tiefsten, das Größte mit dem Kleinsten oft wieder dieselben Resultate gibt; mit der gereiftesten Menschenweisheit vereinigt sich wieder ein anspruchloser, unschuldiger Kindessinn. Er weiß nichts von dem stolzen nil admirari der Alten, das geringste Blümchen kann er bewundernd genießen. Allein so steht er auch in ruhiger Heiterkeit eines vollen Bewußtseins vor dem Großen und Er-

habenen, er würde ebenso sicher und unbefangen zu einem Throne hinauf als von da herunter sprechen . . .

94. Heinrich Voß an Abraham Voß, 31. Juli 1817:

. . . Ich weiß nicht, daß ein Mensch mich je so über alles Maß hinaus an sein Herz geklammert hat wie dieser Mann, der mir noch immer als ein nicht zu lösendes Rätsel dasteht; ja, und nicht mich allein, sondern uns alle miteinander, Männer und Frauen, jung und alt. Wir können nicht loslassen von ihm. Wo sitzt dieser unnennbare Zauber? Ich kann es mir nicht klar machen, sooft ich mich auch in Träumen darüber verliere. Denke Dir das vollste Bild der Gesundheit und Kraft, geziert mit einer jungfräulichen Reinheit des Gemüts, die aus allen Zügen spricht, am meisten aus dem Auge, das man immerfort anschaun möchte. Aber andere Menschen haben das auch, namentlich unser Truchseß, der selige Gleichen, und doch liegt solch eine Anziehungskraft nicht in ihnen, wenngleich eine große. Ich fange in der Tat an zu glauben, daß geheime, magnetische Kräfte im Spiel sind, die kein endliches Wesen begreift. Mamsell Paulus ist im eigentlichsten Sinne verliebt in ihn, und ich fürchte, es ist mehr als Schwester- und Bruderliebe, wofür Jean Paul es nimmt. Sie ist ganz und gar in seiner Gewalt und tut alles, was er haben will; sie trank neulich ein Glas Champagner, das erste in ihrem Leben, bloß weil Jean Paul es wollte. „Wenn mein Sohn mannbar wäre," sagte mir Jean Paul, „der sollte sie zur Frau nehmen[1])." – „Lieber noch", antwortete ich ihm, „nähme sie den mannbaren Vater, wenn er Witwer wäre." Wenn keine Affektation dabei ist, und ich wünsche beinahe, es sei Affektion dabei, sie kann noch an ihm zur Ottilie werden. Ich bemerkte das gar zu deutlich, als wir neulich von Weinheim zurückfuhren; und konnte den andern Morgen nicht umhin, Jean Paul drauf aufmerksam zu machen, mit der dringen-

[1]) An Wolff: „Wenn mein Sohn mannbar wäre, den sollte sie heiraten; und sie tät's, wenn ich's ihr sagte."

den Warnung, nichts zu tun, zu reden, was eine Leidenschaft, vielleicht zum Unglück für das Mädchen, nähren könnte[1]).

Von jener Fahrt nach Weinheim [20. Juli] muß ich Dir noch etwas erzählen. Anfangs war mein Plan bloß auf Jean Paul und Schwarz gerichtet; um aber die Fahrt angenehmer zu machen, sollte Frau Hegel, die schon Erlaubnis hatte, und Mamsell Paulus dabei sein. Als ich zu dieser kam und bat, sagte sie hastig: „Ja, ich fahre mit!" und ihr Gesicht glühte. Bald darauf kommt Jean Paul hin und nach einer halben Stunde Gesprächs unverzüglich zu mir mit den Worten: „Hör', Alter, die Mutter Paulus will auch mit; sie hat's zwar nicht gesagt, aber ich hab's gemerkt; sie beneidet die Tochter, wenn sie ihr schon die Fahrt gönnt." Geschwind ich hin: Jean Paul hatte richtig bemerkt; aber ich bemerkte noch mehr: der alte Herr war auch fahrlustig; und es ward gar schön aufgenommen, als ich nun alle drei förmlich einlud. Da wir nun zwei Wagen haben mußten, lud ich noch hinzu Jettchen Schwarz und Carové, der hier studiert. Grimm schrieb ich, wir würden bei ihm frühstücken und bei der Frau Rätin Falk zu Mittag essen. Um 8 Uhr Sonntag morgens ging die Fahrt vor sich. Ich stieg in den einen Wagen, Jean Paul in den andern. Dann fuhren wir zu Schwarz, wo ich die Tochter, Jean Paul den Vater bekam; dann kam Carové zu mir. Nun hielten wir bei Hegels, und die Frau stieg ein zu Jean Paul mit einem gar fröhlichen Gesicht. Dann fuhren wir zu Paulus, die schon alle vor der Tür standen. Die beiden Alten packte ich ein, das Jungfräulein kam zu Jean Paul, voll innerer Seligkeit. Und sieh, wie gescheut ich alles ausgedacht

---

[1]) An Wolff: „Ich habe nie bemerkt – und habe doch täglich stundenlang Gelegenheit zu bemerken –, daß Jean Paul, um dessen Gunst und Küsse wenigstens fünfzehn bis zwanzig Mädchen und Frauen buhlen, auch nur ein verführerisches Wort gesprochen hätte; daher jene Bitte überflüssig war; aber damals kannte ich ihn so genau nicht. Er gibt wohl mitunter einen Kuß, aber es ist der Kuß eines edlen Bruders, den jedes Pfänderspiel erlaubt."

hatte: damit nicht Unfug vorginge zwischen Jean Paul und den Frauen, mußte der ehrwürdige Schwarz als Wächter dabei sein. Das Wetter war ungemein schön, die Fahrt ging rasch vor sich. $^1/_2$ 11 Uhr stiegen wir vor dem Weinheimer Tor aus und zogen nun neun Mann stark in Grimms Wohnung ein. Hier stand schon ein prächtiges Frühstück parat; nur Kaffee fehlte noch und Schokolade; aber die Hegel und Jettchen Schwarz waren sogleich in der Küche mit Küchenschürzen, die in der Eile geborgt wurden, und in ganz kurzer Zeit stand auch dies parat, zumal da auch ich, der berühmte Schokoladenkoch, mit Hand anlegte. Daß Mamsell Paulus sich unaufhörlich an ihren Liebling lehnte, ihm die Backen streichelte, sich dann und wann ein Küßchen rauben ließ, versteht sich von selbst. Es waren drei köstliche Stunden, in denen es ganz unbarmherzig über die prosaischen Holländer herging; und wir saßen doch selbst so holländisch behaglich zusammen. Carové, der lange in Holland angestellt war, gab das meiste, und Jean Paul verwandelte jedes Faktum in ein lebendes Bild. Grimm war ganz verwundert über den Mann. Um 1 Uhr gingen wir zur gastfreien Frau Rätin, wo wir ein wahrhaft herrliches Mittagsmahl fanden und einen wunderköstlichen Wein. Wir wurden alle sehr gesprächig, Jean Paul zuletzt bis zur Ausgelassenheit . . . Endlich machten wir einen Spaziergang in das wunderliebliche Birkenauer Tal, Mamsell Paulus immer am Arm ihres Geliebten. Unterdes war auch Hegel mit seinen Kindern nachgekommen und in einem andern Wagen Creuzers mit einigem Anhang. Erst $^1/_2$ 9 Uhr stiegen wir wieder zu Wagen, alle in dem Gefühl eines selig verlebten Tags. Daß ich den Morgen mich von Jean Paul getrennt hatte, war schicklich und in der Ordnung wegen Paulus und seiner Frau. Nun aber machte ich's pfiffig; ich ersann fünf Vorwände, warum ich in den andern Wagen müßte, Vorwände, die zusammen überzeugend schienen, wiewohl jeder für sich nichts war als ein Vorwand, und nun mußte Schwarz zu Paulus, der Theolog zum Theologen.

Was der theologische Wagen unterwegs machte, weiß ich nicht; im Jean-Paulswagen ging's über die Maßen lustig her. Wir spielten eine Art von Pfänderspiel, und dabei gab's manchen Kuß in Ehren. Über Mamsell Paulus hatte ich nicht zu gebieten, die tat, was ihr Herz ihr gebot; der Hegel aber, die mir anvertraut war, erlaubte ich, Jean Paul acht Küsse zu geben und mir viere. Ein paarmal mußte ich drohen und mir merken lassen, daß ich eine Zunge hätte, einem Ehemann in Heidelberg, und eine Feder, einer Ehefrau in Baireuth ein Geheimnis zu vertrauen: gleich war alles wieder in Ordnung, bis von neuem in aller Unschuld gesündigt ward. Um 11 Uhr waren wir zu Hause . . . Und so, lieber Abraham, leben wir Tag vor Tag in dulci jubilo, bald hie, bald da. Hegel hat bei solchen Gelegenheiten schon zweimal einen Katzenjammer bekommen — denke Dir, ein Philosoph! — Schwarz schon dreimal — denke Dir, ein Theologe! — Jean Paul nicht ein einziges Mal, selbst den einen Morgen nicht, als des vorigen Tages Last fast allzu groß gewesen war . . .

Des Morgens 1/2 8 Uhr geht Jean Paul mit seinem Hund und dem Schreibzeuge und einer Flasche Wein auf die Sattler-Müllerei, und vor dem Gartenhäuschen oben auf der Höhe setzt er sich zum Arbeiten hin. Nun sind in allen Häusern, die Fenster dahin haben, Tubus auf ihn gerichtet; und gestern machte ich mir den Spaß, ihn auch ein paar Stunden lang durch unsern Dollondschen zu beobachten. Er saß da ganz nachdenklich und begeistert, schrieb — manchmal mit Hast, dann wieder piano —; dann nahm er ein Schlückchen Wein; dann kappte er die Feder; dann sprach er mit seinem Hunde Allért, was höchst komisch aussah, da man die Worte bloß sah und nicht hörte; dann spazierte er auf und ab, besah die Gegend und schrieb wieder. Daß er in dieser geistigen Einsamkeit so viel Zeugen hat, ahnet er nicht . . .

Am Aristophanes hat Jean Paul eine gewaltige Freude. Zum erstenmal las ich ihm daraus vor, als er einem Maler

saß, aber das ernste Zuhören hat der Ähnlichkeit geschadet. Schade, daß wir Roux jetzt nicht hier haben. Noch ein Maler hat sich gemeldet. Ich schlug Jean Paul vor, er solle beide zugleich malen lassen; und er wollte wohl, aber die Maler nicht . . .

Jean Paul ist mit meinem Heinrich IV. außerordentlich zufrieden. Alle Augenblicke kommt er und kuckt zu, wie weit ich bin. Ein paarmal haben wir auch schon an einem Tisch gearbeitet. Er hält große Stücke auf mich, und ich bin stolz darauf; denn es ist seine Art gar nicht, sich jedem hinzugeben . . .

95. Prof. Kayser:

Er pflegte des Morgens am Schützenhäuschen unterhalb des Riesensteins zu sitzen und zu arbeiten. Mit dem Fernrohr konnten wir ihn von unserer Wohnung aus erkennen. Dort stellte ich [1. Aug. 1817] ihm also, weil ich sonst keine schicklichere Gelegenheit wußte, die beiden Frauenzimmer als Verehrerinnen seiner Schriften vor. Er stand auf, empfing uns mit gewohnter Gutmütigkeit, sprach über dies und das, konfus und witzig. Wir hatten ihn eben verlassen, als er die begeisternde Bouteille an den Hals setzte und den letzten Schluck tat. Er hob Papiere auf, die der Wind vom Tische geweht hatte . . .

96. Heinrich Voß an Abraham Voß, 3. Aug. 1817:

. . . Gestern Morgen um 10 Uhr hatte ich Muncke und Tiedemann eingeladen, Jean Paul arbeiten zu sehen, und zwar auf ganz eigene Manier. Täglich von 8 bis 1 Uhr sitzt er vor dem Oberhäuschen der Müllerei und schreibt. Nun pflanzen wir den Dollondschen Tubus auf, der ihn so prächtig herbeiholt, daß wir alle Mienen des Dichters genau sehn können. Wir lachten herzlich darüber, daß Jean Paul nicht einmal ahnete, welche Zeugen seiner dichterischen Einsamkeit er hätte. Es rührte sich was in seiner Nähe; er sah etwas ungehalten aus, ward aber gleich wieder heiter, da es ein paar hübsche Mädchen waren, die ihm einen Morgengruß und ein paar Rosen brachten. Kaum waren die

vorübergezogen, als ein paar Philister kamen, das Wundertier auch einmal zu sehn. Jean Paul sah grimmig aus wie ein Bär, grüßte aber doch. Noch anderthalb Minuten lang behielt er das Bärengesicht und schrieb immer fort — es muß ein recht bärenhafter Gedanke in sein Manuskript gekommen sein —, dann ward er wieder heiter . . .

Ich erzählte Jean Paul, man habe seinen Hund irgendwo eingehascht und ihm allerlei Haare abgeschnitten und davon nach Mannheim geschickt. „Geht's denn mir besser?" antwortete er und zeigte mir nun, wieviel Locken ihm fehlten, und wie alle Symmetrie auf dem Kopf gestört sei. „Das muß der liebe Gott", sagte er, „in Baireuth wieder in Ordnung bringen, wo sie mich ungeschoren lassen." . . . Da kommt der liebe Jean Paul, und seine erste freundliche Frage ist: „Hast einen neuen Brief von der Mutter?" Nun will er meinen Brief an Dich lesen, oder vielmehr er liest ihn schon. — Da brummt er, er muß bei einer Stelle sein, wo ich ihn lobe . . . Du siehst wenigstens daraus, daß dieser Brief bloß Wahrheit enthält, wenn ich auch sonst schon Wahrheit und Dichtung possenhaft vermenge . . .

97. Heinrich Voß an Konrektor Wolff, Anfang August 1817:

. . . Vor etwa acht Tagen speisen wir zu Mittag bei Frau von Ende, einer geistreichen Frau und schwärmerischen Verehrerin von Jean Paul, meiner lieben Schwester in Jean Paul. Unser Herzensmann kam auf Frau und Kinder zu sprechen, nachdem wir ein Gespräch über Gott und Unsterblichkeit vollendet hatten. Er sprach mit einer Liebe, mit einer Innigkeit von ihnen, wie ich sie nie erlebt; und die Tränen rollten ihm über die Backen. „Wenn ich so dasitze und meine Emma um mich herumschmeichelt, oder mein kleiner Max auf meinem Knie sitzt und den Mund zum Küssen sucht, dann schere ich mich weder um Gott noch um Unsterblichkeit." Das waren ungefähr seine Worte. Die letzten, die ich buchstäblich gebe, fing der Bediente auf, ein sehr religiös

erzogener Mensch, seelengut, aber beschränkt. Der grübelt nun viele Tage lang, und mit ihm die Kammerjungfer, wie Jean Paul so sprechen und doch ein guter Christ sein könne. Endlich, gestern morgen [5. Aug.], bittet er die gnädige Frau, ihm den Zweifel zu lösen. Frau von Ende, gewandt wie sie ist, übersetzt ihm alles in verständlichere Sprache, zeigt ihm das Unschuldige der Worte, wenn richtig im Zusammenhange verstanden, und zugleich, wie die frohe Laune der Geselligkeit ein Vorrecht habe, mal ein Wort zuviel zu sagen. Der Bediente ist vollkommen beruhigt und beruhigt wieder die Kammerjungfer. Das erzählte uns gestern mittag Frau von Ende, und wir lachten herzlich. „Aber", fing Jean Paul an, „die Sache hat auch eine sehr ernsthafte Seite. Erstlich, wie rührt mich die Treue dieses Menschen, der alles aufbietet, um nur nicht den Glauben an einen Menschen aufgeben zu müssen, den er für brav gehalten. Zweitens hab' ich arg gefehlt, daß ich mich eines so gemeinen Ausdrucks bediente bei heiligen Dingen, und in eines Menschen Gegenwart, der daran Ärgernis nehmen konnte. Das soll mir eine heilsame Lebensregel sein. Wer auch nur e i n e Seele ärgert, der hat Schuld auf dem Gewissen." ... Ein andermal sagte er mir: „Wohl ein Folioband voll Schlüpfrigkeiten ist mir im Leben durch den Kopf gefahren, und wie wär' es anders möglich, da ich so vieles gelesen, so vieles kombiniert und dabei nicht ganz oberflächlich in die Naturgeschichte und Anatomie geschaut habe. Aber zeige mir e i n e n Gedanken der Art in meinen Werken, und mit meinem Blut will ich ihn abwaschen." ... Neulich las ich ihm einen eben erhaltenen Brief von meinem Truchseß vor, der Richtern persönlich kennt und ihn so warm liebt wie die Tugend. Darin werd' ich beschworen und bestürmt, alles anzuwenden, daß Jean Paul auf der Rückreise die Bettenburg besuche. „Wie freut es mich," sagte Jean Paul, „von diesem Manne gelobt zu werden; denn hier gilt es meinen Charakter, nicht die Außenseite. Mancher ist schon mit mir zufrieden, wenn ich grade lustig bin und ihn mit lustig mache."

98. Heinrich Voß an Abraham Voß, 13. Aug. 1817:

Heute vor acht Tagen [7. Aug.], grad' um diese Stunde, ist Jean Paul, von den drei Paulus begleitet, mit meinem Köfferchen nach Mainz gereist. Ich kam noch grade zur rechten Zeit, diesen Koffer, den er schrecklich romantisch gepackt hatte, klassisch umzupacken; und versprechen mußt' er mir um seiner feinen und zierlichen Kleider willen, daß er auch in Mainz eine besonnene Hand, womöglich eine hausmütterliche, zu Hülfe nehmen wollte. Schon zwei Briefe hab' ich von ihm und einen Sophie Paulus, die schier verliebt in ihn ist . . .

Den Rhein betreffend, muß ich eins nachholen. In Schwetzingen [23. Juli] führte ich ihn an die Atrappe und fing nun einigermaßen pathetisch an: „Da sieh den Vater Rhein, wie er dem Ozean zufließt!" – „Ach, wie schön!" sagte er und stand, leicht aufgeregt wie er ist, in ein seliges Staunen verloren. – „Oh, komm noch einen Augenblick," bat ich, „daß wir den schönen Marmorrahmen in der Nähe bewundern, worin der Künstler die Landschaft wie ein Gemälde gefaßt hat." Er folgte mir, anfangs noch immer begeistert. Auf halbem Wege stockt seine Zunge mitten im Wort: „Ein verfluchter Rhein," sagte er, „und, alle Wetter, was ist das? da stehn ja Studentennamen in Luft geschrieben!" Und somit standen wir vor einem schändlichen Freskogemälde. Nun hättest Du die Gier sehen sollen, mit der er das Ding untersuchte, wobei er alle Optik, die in seinem Kopfe spukt, zu Hülfe nahm, und nachher die unendliche Gutmütigkeit, mit der er sich preisgab, als wir zur übrigen Gesellschaft zurückkehrten . . .

Vor zehn Tagen etwa [5. Aug.] brachte ich Jean Paul zu den Harschern, und an uns schlossen sich Frau von Ende, Frau Gensler und die beiden weiblichen Paulus. Jean Paul hatte große Freude am Bilde[1]). Um aber alles recht zu sehen, und besonders den

[1]) Einem von dem älteren Frl. Harscher gestickten Bilde.

Vorgrund, legte er sich auf die Erde. Da schrie mir Lisette leise ins Ohr: „Oh, welche Wonne für mich, der große Dichter kniend vor dem Bilde meiner Schwester!" Und nun fing sie an, eine Flut von Lob über den großen Dichter und die geistreiche Frau von Ende zu ergießen . . . „Um Gotteswillen," sagte mir nachher Jean Paul, „heirate mir die nicht!" Die Künstlerin hat ihm gefallen, sie stand auch bescheiden und sprach fast nichts. – Übrigens ist ihm Lisettens Bekanntschaft sehr interessant gewesen, so auch Mosers und anderer. Er sieht dergleichen als eigentümliche Naturprodukte an und verarbeitet es als Romanstoff. – Noch füge ich hinzu: Nie ist ein Mensch in Heidelberg so allgemein geliebt, bewundert, gefeiert worden wie Jean Paul. Und wie wirkt das auf ihn? Er ist immer sich selbst gleich und freut sich, wenn er einmal einen Abend still für sich ausruhen oder mit einem Freunde verplaudern kann. Auch nicht die leiseste Spur von Eitelkeit hab' ich in ihm gemerkt. Ich kann es nicht oft genug sagen: er ist einer der biedersten, der seltensten Menschen, und ich muß täglich bedauern, daß ihn die Eltern, die Brüder nicht kennen lernten . . .

99. Heinrich Voß an Abraham Voß, 18.–22. Aug. 1817:

Gestern [17. Aug.] 1 Uhr stieg ich zu Wagen[1]) mit Jettchen Schwarz, ihrer Mutter, einem jungen Doktor und dem Erzieher des jungen Prinzen von Waldeck, einem trefflichen Menschen, der nicht schlechter Dichter ist . . . Kaum waren wir im Schaf[2]) abgestiegen, so kam auch Jean Paul mit Baron Unger-Sternberg. . . . Es war nicht möglich, Jean Paul auch nur ein Glas Rüdesheimer beizubringen; wir andern tranken ein paar Gläser. Jean Paul erzählte mir, endlich sei der kleine Sternberg geboren, zu dem er schon vor vierzehn Tagen zu Gevatter war gebeten worden. Ich wollte, Du hättest mit angehört, wie er mit aller Kraft der

---

[1]) Um Jean Paul in Mannheim abzuholen.

[2]) Gasthaus in Mannheim.

Beredsamkeit und des sprechenden Händespiels den Wunderjungen schilderte, seine Größe, Derbheit, Schönheit, Genialität; nur die Nase müsse noch vollkommener hervortreten ... Bis um 5 Uhr aßen wir fröhlich zusammen; dann gingen wir zu Vincentis, deren große Loge für Jean Paul und alle, die seinethalb nachkommen würden, vom Theaterintendanten eingerichtet war. Jean Paul und ich bekamen den vordersten Platz, was ich mir gerne gefallen ließ, da Jean Paul so musikalisch ist und ich erwarten durfte, manches Wort der Belehrung aus seinem Munde zu hören. Ich nahm Jettchen Schwarz zur Rechten, Jean Paul die Mutter zur Linken, und die übrigen standen und saßen hinter uns wie Kavaliere. Man hatte die Vestale von Spontini Jean Paul zu Ehren einstudiert, und die Schauspieler und Schauspielerinnen taten ihr Möglichstes. Die Oper gehört zu den vorzüglichern, und die Musik soll höchst vollendet sein. Ich versteh' es nicht, aber lange hat mich nichts so ergriffen, wozu wohl Jean Pauls Nähe nicht wenig beitrug, dessen Empfindung in mich überging. Der ist bei so etwas ganz Kind der Natur, aufgeregt wie ein Meer im Sturm, und dann ist Arm, Hand, Fuß, jede Fingerspitze bei ihm in Bewegung. Ich sah, wie ihm Tränen aus den Augen stürzten, wie sich Wange und Stirn bald zum Lächeln erheiterten, bald in den finstersten Ernst falteten. Und nun in den Zwischenakten, wie sprudelte er von Beredsamkeit, und immer hastiger sprach er und immer heftiger, und dabei keine Spur von Krampfhaftem! Ich mußte des Wilden gedenken, der vor dem Wasserfall niederkniet und die Gottheit anbetet. Wie hat er uns das Bedeutsame einzelner Stellen entwickelt und uns auf kühne Übergänge aufmerksam gemacht! Er wußte das musikalische Grausen einer der erschütterndsten Szenen mit einem Grausen nachzuschildern, das wahrhaft Grausen erweckte! – Und nun am Ende des Stücks? „Lieber Bruder," sagte er mit seiner freundlichen Stimme, „erlaube mir eins und mach' auch, daß die Schwarz es erlaubt und die andern; laß mich die Nacht noch dableiben. Morgen

früh will mich Unger-Sternberg euch nachbringen." (Darum hatte ihn Sternberg dringend gebeten in einem der Zwischenakte.) „Tut ihr's aber nicht gern, nun so fahr' ich mit euch." Sage selbst, lieber Abraham, eine große Freude ward uns dadurch benommen; aber diesem Mann, – wer konnte es abschlagen? wer überhaupt einem, der so freundlich bittet, weil er nicht anders kann, weil alles an ihm Liebe und Freundlichkeit ist? Glaube aber ja nicht aus dieser Äußerung, daß er ein Stück von Allmannsfreund sei, wie Fouqué leider sein soll, was sich mir immer mehr bestätigt. Nein, Richter ist einer der feinsten Menschenkenner, und wo er Schlechtigkeit wittert, da wendet er sein Antlitz, oder macht sich einen Spaß, dergleichen Gegenstände mit beißendem Spott zu überziehen. – So erging's dem armen Wamboldt, den er irgendwo traf. Und als ich ihn nachher fragte, warum diesmal so gar unbarmherzig, sagte er: „Ich kenne den Kauz schon seit zwanzig Jahren, er ist ein schändlicher Ehebrecher fremder Ehen: er hätte noch zehnmal mehr verdient, aber die Gesellschaft mußte geschont werden." . . . Durchaus nicht leiden kann er, wenn einer Unreines weißzubrennen sucht; aber ein leidenschaftlicher Verteidiger wird er, wo er ein Talent oder eine Tugend unterdrückt sieht. So hörte ich ihn herrlich den Baron von Unger-Sternberg verteidigen, den die Adelschaft haßt, weil er die eine Hälfte derselben, die schofle, verachtet, und den sie überall anzuschwärzen sucht, weil er in einsamer Familienstille lieber den Wissenschaften lebt . . .

Zwei schöne Abende haben wir gehabt, einen [18. August] bei der höchst liebenswürdigen Frau von Piatoli, Gesellschafterin der Herzogin von Kurland, die voll Freude ist über Jean Paul, obgleich sie nichts von ihm kennt . . . Jean Paul sprach von Träumen, wachenden und nächtlichen. „Und welche sind Ihnen die liebsten Träume?" fragte eine Dame. Da hättest Du hören sollen, wie wunderlieblich er uns Paläste und Zaubergärten von allen Edelsteinen und allen Blumen und Pflanzen vormalte.

„Oben ist ein großer Saal, von bunten Lichtern erleuchtet. Da sind Ritter in Rüstungen und schöne Frauen aus allen Ländern, auch ein paar Herzöge sind dabei und allerliebste Kinder, aber nicht von denen, wie die Maler sie malen, sondern wie der liebe Gott sie frommen Eltern schickt. – Und nun", fuhr er fort, „steh' ich unten und sehe all diese Herrlichkeiten; doch nein, ich sehe sie noch nicht, ich ahne sie erst. Dann strebt die Seele empor, und o Wunder, die Seele ist ganz Seele, sie fliegt aufwärts, und kein Körper hemmt sie. Der schöne Saal ist erreicht: nun schweb' ich von einer Dame zur andern, und jeder raub' ich einen Kuß: mag's Herzogin oder Gräfin sein – mir alles gleich – aber küssen muß ich sie usw." Da hab' ich schon wieder etwas Holdseliges entstellt; denn das Seelenvolle des Blicks und der Sprache fehlt hier . . . Gestern [19.] waren wir bei Frau Hofrätin Dapping, die ihre Zöglinginnen für die große Welt bildet und ihnen Geist beibringt aus der Fülle des ihrigen. Daß sie Jean Paul sogleich um eine Dosis Geist ansprach, war ihrer Persönlichkeit angemessen. Im vollen Ernst, die Mädchen wurden in eine Reihe gestellt, wie die Orgelpfeifen, und jeder eine Tasse Tee in die Hand geschoben, ich weiß nicht warum, aber wahrscheinlich als ein Ablenker der jungfräulichen Verlegenheit. Nun sollte Jean Paul zu jeder gehn und ihr was Geistreiches sagen, den Charakter, die Talente, die Neigungen jeder einzelnen betreffend. Jean Paul, der weder ein solcher Herzenskündiger ist, daß er sogleich mit jeder Bescheid wüßte, noch auch Lust hatte (wie er mir nachher sagte), sich lächerlich zu machen, sich aber dennoch nicht ungefällig beweisen wollte, nahm das Rumfläschchen, tröpfelte jeder zwei Tröpflein in den Tee und fragte nach etwas Derbem und Handgreiflichem, wo Fräulein N. N. her sei, ob der Ort hübsch läge, ob viele Rosen da wüchsen, und was weiß ich all. Da wurden die guten Mädchen recht traulich, besonders als das Rumtröpflein zu Kopfe stieg. „Sieh, Alter," sagte er mir nachher, „war das nicht schön gemacht? Da haben sie Geist

genug gekriegt, und ich habe den meinigen gespart." – Nachher bewirkte er ihnen die Erlaubnis, tanzen zu dürfen. Gern hätte Jean Paul mitgetanzt, aber er kann nicht. Gegen das Ende des Tanzes schlang sich eine lange Reihe von tanzenden Jünglingen und Jungfrauen in mehrfachen Kreisen um Jean Paul. Als sie zurücktanzen wollten, hielt er sie auf mit starkem Arm. Nun mußte ihm jedes Mädchen einen Kuß geben und so ihre Freiheit lösen. Vier Mädchen, die nicht getanzt hatten, mußten ihn auch küssen, und sie weigerten sich nicht. „Noch nie", sagte die ernste Frau Hofrätin Dapping, „ist dergleichen in meinem Institut geschehn, aber es gehörte auch ein Jean Paul dazu, daß es geschehn durfte; diesem Edlen ist alles vergönnt." Mir sagte die Frau Hofrätin: „Dieser Kuß wird noch lange wohltätig wirken, wenn die Mädchen künftig die Werke des großen Mannes lesen und nun um so inniger fühlen." . . . Ich fragte Jean Paul beim Zuhausegehn, warum er die Frau Hofrätin nicht auch geküßt habe. „Ich hab' ihr ehrerbietig die Hand geküßt," sagte er. „Entweder sie mußt' ich küssen und nicht die Jungfrauen, oder die Jungfrauen und nicht sie." Und darin hat er wahrlich recht. Aus dem unschuldigen Spiel wäre eine verzerrte Koketterie geworden...

Vorgestern abend [20.] waren wir bei Schwarz. Jean Paul gab mir . . . seine Briefe von Frau und Kindern. Die haben mir einen seltenen Genuß gewährt. Die Frau, in einer gebildeten, aber höchst einfachen Sprache, schreibt noch immer wie eine junge Braut. Sie hängt an ihrem Manne mit schwärmerischer Liebe, die sich sogar in einzelnen Worten ausspricht, z. B. „Du Heißgeliebter!" und zugleich blickt sie in Demut auf ihn, wie auf ein höheres Wesen. Es hat mich gerührt, überall die Bitte zu lesen, er möge doch ja recht lange bei den lieben Heidelbergern bleiben, weil sie ihn so liebten und pflegten. Emma schreibt schon ganz vernünftig. Die hat etwas von des Vaters Laune und seine volle Gutmütigkeit. Ottilie will ihm so gern wieder seinen Kaffee einschenken; es muß ein kleines, liebes Schmeichel-

kätzchen sein. Aber keiner erfreut mich wie der ehrenfeste Max, der immer vom Lernen spricht und den Vater freundlich bittet, er möge doch ja zum 1. September da sein, dann werde er öffentlich examiniert und werde gewiß gut bestehn . . . „Als Max geboren war," so sagte Jean Paul vor einigen Wochen, „o wie schlecht sah der aus, wie eine Spinne" (und dabei krümmte er die Finger recht spinnenhaft); „aber nun solltest du ihn einmal sehn, welch ein schöner Jung' es geworden. Und gesund und stark sind die Kinder, wie ihr Vater; keine Medizin kommt mir ins Haus, und mittags und abends essen wir Kartoffeln." Der Frau soll ich soviel Küsse geben, wie ich will, hat er mir versprochen. Es muß eine köstliche Familie sein, alles ist im Einklange . . .

Doch ich wollte Dir vom Mittwoch abend erzählen. Eine große Gesellschaft war versammelt . . . Ein Machtgebot erscholl aus Schwarz' Munde. Sogleich stellte sich die Gesellschaft in zwei Kolonnen, und ich ward aufgefodert, Jean Paul bis an die Orgel hinzuführen. Da gab's zu meinem nicht geringen Verdruß wieder etwas Theatralisches, und ich bedauerte Jean Paul von ganzem Herzen, als er mir bittend ins Ohr flüsterte: „O wende ihn von mir, den herben Kelch, mein guter Bruder!" Ein Kranz von Suppenlorbeer ward hervorgelangt, und sogleich trat ein Bübchen aus der Schwarzei auf, ein schlechtes Gedicht über den Ruhm und Jean Pauls Unsterblichkeit herzustottern. Da schöpfte ich Atem. Wie es gar nicht vorwärts wollte mit dem Ruhm, nahm Jean Paul den Knaben auf die Arme, küßte ihn und sagte: „Du hast's gut gemacht, mein Junge, laß nur gut sein"; und wir übrigen fingen gar herzlich an zu lachen. Die Feierlichkeit konnte nun gar nicht wieder in Gang kommen. Ich weiß gar nicht, wie gescheute Leute auf solche Torheit geraten. Auch kein Wort ist gesprochen worden über den Kranz, den Schwarz Jean Paul und Jean Paul wieder Schwarz auf den Kopf setzen wollte . . .

Gestern [21.] abend waren wir bei Paulus, eine artig ausgewählte Gesellschaft und recht grundherzlich vergnügt . . . Merkwürdig war mir Uhlands Bekanntschaft, dem man nicht sogleich ansieht, was in ihm steckt. Als Dichter steht er mir hoch, bedeutend hoch, höher wegen der Kraft, womit er die Rechte des Landes gegen den König zu schützen sucht. Nur schade, daß man in Jean Pauls Gegenwart bedeutende Männer doch nicht recht kennen lernt. Wenn Jean Paul auch nicht grade verdunkelt, so lenkt er doch, ohne es zu wissen und zu wollen, die Aufmerksamkeit zu sehr auf seine Persönlichkeit, als daß für andre viel übrig bliebe . . .

Vom Aristophanes hat er drei Stücke gelesen und wahrhaft genossen [1]). Auffallend war mir, wie die Rhythmen auf ihn wirkten, gar nicht anfangs durch ihre innere Schönheit, sondern durch den Reiz der Neuheit. Daß der so sehr musikalische Mann, der ganze Nächte durch auf dem Klavier phantasiert, Sinn für Rhythmus hat, läßt sich voraussagen. Aber sein Ohr ist gar zu wenig an die Rhythmen gewöhnt. Alles, was nicht Jambus, Trochäus oder Daktylus ist, setzt ihn in Erstaunen. Und nun kannst Du denken, wie es ihm bei den Päonen und gar Galliamben erging, deren ich ihm vorsagte. Die päonischen Verse in der Lysistrata belustigten ihn, zumal die „Volligen Beköstigungen“, bei denen ich ihm so recht sinnlich anschaulich machte, wie schwierig es gewesen, Zwiebeln und Knoblauch in diesen Rhythmus zu zwingen.

Ich sehe durch den Tubus, und siehe da? noch einmal sitzt er auf seinem Lieblingsplatze und schreibt – vielleicht einen Abschied von Heidelberg; und sein treuer Allert liegt neben ihm auf dem Tisch. Daß ich ihn öfter belauscht, hat ihm die Paulus erzählt. Er hat geantwortet, ich könnte tun, was ich wollte, und wir hätten ja schon an einem Tische gearbeitet, wie auch wirklich ein paarmal geschehen ist. Auch zur Winterszeit arbeitet er

---

[1]) Voß an Abeken: „Die Vögel sind sein Leibstück.“

wenigstens einige Stunden im Freien, und wenn er dann schreibt, so geschieht es stehend, wobei er ein eignes Gestell hat, worauf er die Füße setzt, damit der Schnee ihm nicht durch die Stiefel dringe. Daher mag er auch so kerngesund sein; denn er ist das völlige Gegenteil von einem schwächlichen Stubensitzer . . .

Ich könnte Dir leicht aus Jean Pauls Munde sogenannte brillante Gedanken in unendlicher Fülle mitteilen oder ganze Gespräche – wenigstens auszugsweise – über ernste Gegenstände. Aber einesteils hab' ich dazu nicht Zeit, da ich meine Briefe in abgerissenen Augenblicken, gewöhnlich abends vor dem Zubettegehn, zusammenflicke, andresteils schreib' ich auch in der Tat lieber Züge nieder, die den Menschen charakterisieren, als Dinge, die Du in seinen Werken ohnehin besser findest, als ich sie sagen kann. So z. B. über Unsterblichkeit hat er nichts gesprochen, als was in seinem Kampanertale steht, nämlich dem Inhalte nach. In der Form wird ihm freilich der Stoff bei jedem neuen Gespräche von neuem neu. Aber das mitzuteilen, wäre wohl eine platonische Hand erfoderlich. – Glaube aber ja nicht, daß ich Dichtung unter die Wahrheit menge, außer etwa in einer unbedeutenden Kleinigkeit, wo sich die Dichtung sogleich als Dichtung ankündigt. Würde ich sonst wohl Jean Paul Briefe von mir sehn lassen?

100.

Einen hohen Kunstgenuß gewährte Jean Paul [21. Aug. 1817] die Betrachtung der altdeutschen Bildersammlung, die die Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram zusammengebracht hatten. Es wird berichtet, daß der herrliche Christuskopf von Hemling dem Dichter Tränen entlockt habe.

101. Heinrich Voß an Abraham Voß, 24. Aug. 1817:

. . . Jean Paul war sehr, sehr froh, als ich ihm Donnerstag [21.] abend sagte, ich wollte ihn bis Neckargemünd begleiten. Kam ich ihm nicht zuvor, er hätte mich selbst darum gebeten. Freitag

morgen ging ich zu ihm, seine Papiere zu ordnen, sein Geld zu sortieren usw. Ich fand ihn aber nicht zu Hause: er war auf die Sattlermüllerei gestiegen, um ein Stücker fünfzehn bis zwanzig Stammbuchblätter zu beschreiben und lästigen Abschiedsbesuchen unbedeutender oder eitler Menschen zu entgehen. „Denn was mir so recht lieb ist," sagte er, „will ich selber schon aufsuchen." Ich geschwind zu Hause und stelle mich an den Tubus. Eben ist ein Blatt fertig. Er spaziert einen Augenblick herum, nimmt ein neues Blatt; mit anderthalb Zeilen ist's getan. „Das ist nur so ein guter Bekannter," denk' ich bei mir. Aber halt, nun kommt's anders. Mit sehr freundlichem Gesicht nimmt er ein neues Blatt; er schreibt und schreibt, sechs Zeilen und noch kein Ende. „Mit dem meint er's gut," sag' ich mir; und so war's auch: es war Carovés Stammbuchblatt. Nun rauscht was aus dem Gebüsch. Er sieht finster aus; doch nein, er wird wieder freundlich, er geht mit schnellen Schritten entgegen, ein Frauenzimmer kommt hervor, es ist Sophie Paulus, und gleich hinterdrein die Kirchenrätin Schwarz. Sie sagen ihm etwas sehr angelegentlich und weisen mit dem Finger aufwärts. Nun merk' ich's: Jean Paul soll zum Riesenstein hinauf. Mein Tubus weiß zu folgen. Bald stehn sie oben. Links und rechts schauen sie und sprechen wenig. Nun verlier' ich sie und bekomme sie nicht wieder.

Den Mittag ess' ich mit ihm bei Paulus. Über Tisch ward von einem Fackelzuge gesprochen, mit dem ein Student sollte begraben werden, der sich tags zuvor erschossen hatte. Jean Paul erschrak über den Gedanken. Als wir ihm aber sagten, es sei ein Mensch von kläglicher Gesundheit gewesen, der in einem Anfalle von Wahnsinn bei unerträglichen Kopfschmerzen gewaltsam Hand an sich gelegt, daß er also mehr Mitleid und Bedauern verdiene als strengen Tadel, daß er ferner ein so guter Mensch gewesen sei und die Liebe aller Lehrer und Mitstudenten erworben habe, nahm er sein Wort zurück, daß einem Selbstmörder keine Ehre geschehen müsse. „Er war nicht er," sagte Jean Paul, „als

er die schreckliche Tat verübte," — und dann, nach langem Nachdenken, — „und für die unglücklichen Eltern ist es auch einiger Trost, wenn sie auch nach solcher Tat Liebe für den Sohn erblicken." . . . Um 1/2 3 Uhr ward Jean Paul unbeschreiblich wehmütig gestimmt. Sein Auge füllte sich immer mit Tränen; nicht ansehn durfte man ihn, nicht die Hand ihm drücken, er wäre außer Fassung gekommen, und doch merkte ich ihm an, wie Gewalt er sich tat, in eine fröhliche Stimmung zu kommen, was ihm auch auf Augenblicke gelang. Ich entfernte mich und sagte, um Vier wollte ich zu ihm kommen, ihm einzupacken . . .

Um 4 Uhr fand ich ihn, aufs Bett geworfen, die Augen verweint. Aber er konnte mit fester Stimme reden. „Mein guter Bruder," sagte er, „wie dank' ich dir, daß du mich morgen begleiten willst. So soll ich mich doch nicht auf einmal losreißen von allem, was mir teuer ist." Der Abschied von Paulus war ihm sehr schwer geworden, besonders von der Mutter, die es so recht innig fühlt, wie Jean Paul die Fröhlichkeit im Hause, die lange verschwunden war, wiederhergestellt. Auch die kindliche Hingebung der guten Sophie mußte seinem Herzen wohltun. Und welche Liebe hatte er von Paulus genossen, der edlen Gastfreiheit des Hauses gar nicht zu gedenken! Ich bat Jean Paul, auf mich gar nicht zu merken. Ich wollte still für mich lesen, und er sollte unterdes Wäsche, Kleidung, Bücher, kurz alles, was in den Koffer sollte, zurechtlegen. Er gab mir den umgearbeiteten Siebenkäs. Überall fand ich ganze, halbe, viertel Seiten ausgestrichen, ausschweifende Empfindung gemäßigt, ungezügelte Ausbrüche der Phantasie beschränkt und, was mich besonders freute, alle ausländischen Worte entweder gradezu mit inländischen vertauscht, oder den Satz so verändert, daß das Wort entbehrt werden konnte. Wo aber die Ausmerzung nicht möglich war, hat er die Wörter mit lateinischen Buchstaben geschrieben, grade wie wir es bei Shakespeare tun, um die Böcke von den Schafen zu sondern. Der Zusätze sind noch weit mehr. — Ich brachte ihn allmählich in eine ganz heitere

Stimmung hinein; und so fand ich ihn auch um 7 Uhr, als ich ihn bei Daub abholte, um noch einen Besuch bei Hegels zu machen, nachdem Schwarz ihn vorher zu Creuzer und einigen andern geführt hatte. Wie wir bei der Heiligen Geistkirche sind, hören wir hinter uns eine Stimme, und sogleich stapft uns ein wohlbeleibter Herr munter an der Krücke nach — Tieck war's, der eben über Paris aus London zurückgekehrt ist. Schwarz lud ihn zum Abendessen. Tieck und Jean Paul fanden sich sehr verändert, körperlich zuerst, und dann dieser jenen geistig zu seinem Vorteil. Tieck hat das Schneidende verloren und kann in der Tat überaus angenehm sein. Ob er aber ist, was er scheint, mag ich nicht untersuchen. Jean Paul hat einige Zweifel, und noch weit mehr Paulus und seine Frau. Mich selbst kümmert's wenig oder gar nicht . . .

. . . Vor vier Wochen schon gab mir Engelmann ein Heft Rouxischer Landschaften, die bei ihm soeben herausgekommen sind, als Geschenk für Jean Paul. Die überliefre ich. Tags drauf kommt eine Bitte, Jean Paul möge doch ein paar Worte Rezension darüber schreiben. Die wird abgeschlagen, und ich denke nicht mehr daran. Nun hat sich Pfarrer Dittenberger mißbrauchen lassen, der Überbringer solcher Bitte zu werden. Aber Jean Paul ist sich selber getreu geblieben. Vom Geschenk wollte er nun gar nichts wissen. „Es ist kein Geschenk aus freiem Herzen," sagte er, „der Mann wollte mich nur benutzen; und wie könnt' ich drüber öffentlich reden, oder vielmehr die Kupfer mit vollen Backen ausposaunen, da ich von Malerei nichts verstehe?" Keine Bitte von Schwarz: er solle das Heft doch für die Kinder mitnehmen, wollte fruchten. Und das billige ich. —

Von 1/2 8 bis 9 Uhr war ich mit Jean Paul allein, und wir packten Papiere und Geld in einen Pappkasten, den wir uns hatten machen lassen, und besorgten den Kober, wobei ich mein Pfeifchen gemütlich rauchen konnte. Erst als wir bei Tische saßen, kam Tieck. Er unterhielt uns angenehm über Shakespeare und

sprach bescheiden. Es war aber eine andere Bescheidenheit als bei Jean Paul, es war eine Bescheidenheit, die sich derselben bewußt ist. Um 10 Uhr hielt ich Jean Paul die Uhr vor, ihn bittend, er möge zu Bette gehn. Das verdroß Tieck ein wenig. „Sie sind wohl sein Hofmeister?“ fragte er, nicht ohne Spott, aber doch in gutmütigem Tone. „Ja,“ sagte ich, „heute abend bin ich's; ich muß für den Mann sorgen, der gestern abend so spät zu Bette ging und morgen um Vier heraus muß, wenn er vor Fünf fahren will.“ Dies war Jean Paul gar zu lieb . . .

Wenig schlief ich die Nacht und war doch munter, als ich drei viertel um Fünf zu meinem lieben Jean Paul kam, den ich schon völlig angezogen fand und eben in Begriff, sein Frühstück, Kaffee und Butterbrot, mit mir in gleiche Portionen zu teilen. „Du sagtest mir gestern,“ fing er an: „die Uhr ist abgelaufen. Wohl; aber schön, daß sie aufgezogen war, und daß wir sie wieder aufziehn können.“ Wir hatten noch eine halbe Stunde, ehe Schwarzens kamen, und der Wagen war auch noch nicht da. Wir konnten noch so schön gemütlich sprechen. „Sei meinem Max,“ sagte er, „was du seinem Vater bist; denn hier soll er studieren. Der Junge ist unverdorben. Aber er ist feurig und lebhaft; und ich fürchte, es steckt etwas Leichtsinn in ihm, den er vom Vater geerbt haben mag, wenn er gleich in mir nicht zum Vorschein getreten ist. Ein angehender Student ist wie ein Pulverfaß, das durch eine Stadt voll Wachtfeuer gefahren wird. Nimmt man's nicht gut in acht, so entzündet es sich und fliegt auf. Bitte deine teuren Eltern, von denen wir so oft gesprochen haben, daß auch sie den Max nach einigen Jahren freundlich aufnehmen. Und andere haben mir das auch schon versprochen.“ Ich bat ihn, Max doch ja nicht vor dem neunzehnten Jahre auf die Universität zu schicken . . . Jean Paul war tief bewegt; er sprach fast kein Wort; er lächelte mit einer Träne im Auge. Ich hatte seinen Sinn getroffen: Ich hatte dem Fuhrmann gesagt, er müsse durch die neue Straße fahren, damit wir Paulus' Wohnung vor-

beikämen. Vor der hielten wir still, zu Jean Pauls freudiger Überraschung. Vater Paulus stand am Fenster. Jean Paul stieg aus, um noch einen guten Morgen hinaufzuschrein. Mutter und Tochter erschienen nicht, obgleich wir drei bis vier Minuten warteten. (Das können sie gar nicht verschmerzen. Die Mutter hat ordentlich Entschuldigungen deshalb gemacht, wie ich sie gestern besuchte: sie sei solange bei Kreppfries gewesen, ich glaube bis zwei die Nacht, oder nahe dran u. s. w.) Frau von Ende stand am Fenster und warf einen Korkenzieher in den Wagen zu drei bis vier Flaschen Porterbier, die sie für Jean Paul herbeizuschaffen wußte. Nun fuhren wir zum Tor hinaus.

Ich bat ihn, mir eine Erläuterung zu geben, was er mit dem Leichtsinn gemeint habe, der im Richterschen Blut stecken solle. Da erzählte er, zwei Brüder habe er gehabt, die sehr gutmütig gewesen wären, aber grenzenlos leichtsinnig; der eine, ein Barbier, sei erst im Anfang dieses Jahres gestorben, „zu meiner schmerzlichen Freude; denn er war nicht mehr auf den grünen Zweig zu bringen, wie sehr ich auch täglich an ihm arbeitete und [ihn] mit Geld unterstützte." Den andern Bruder hat Jean Paul vor zwanzig Jahren nach Leipzig gebracht, damit er dort unter seiner Aufsicht und zugleich auf seine Kosten studierte. Der gerät trotz der brüderlichen Hut in schlechte Gesellschaft, ergibt sich unter dem Vorwande, mit gleichaltrigen Freunden zu studieren, dem Spiele; endlich bestiehlt er seinen Bruder, der eben eine gute Buchhändlereinnahme gehabt, um mehrere hundert Taler und geht davon. „Er war kein schlechter Mensch," sagte Jean Paul, „nur leichtsinnig. Nachher kam wahre, tiefe Reue furchtbar über ihn. Ich verzieh ihm alles und vergaß es. Gott hat ihn mir genommen, in der Jenaer Schlacht fand er, unter den Preußen dienend, den Heldentod." . . . Noch einen Bruder hat Jean Paul in Baireuth, einen guten, ehrlichen Philister, so eine Art von Kammerrevisor, den sein Amt redlich nährt, und der ein guter Vater seiner acht Kinder ist. Von der Mutter, die aber

schon tot ist, spricht Jean Paul mit unendlicher Liebe. Nach des Vaters Tode ist die Familie in der drückendsten Armut gewesen. Das hat Jean Paul bewogen, schon 1784, in seinem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre, seine grönländischen Prozesse drucken zu lassen. „Wie froh", spricht er, „war ich bei meinem trockenen Stück Brot, wenn ich der Mutter nur was Besseres zu verschaffen wußte. Aber Gott hat mir noch die Freude geschenkt, daß ich ihr späterhin vergelten konnte, was sie für mich getan, die gute, fromme Mutter." — „Gehungert", spricht er, „hab' ich arg und überarg; aber nie den Mut verloren, nie meine Heiterkeit verloren. Ich wußte, es mußte gut gehn, und es ging." —

In Neckargemünd mich von ihm zu trennen, war mir nicht möglich; es war ja auch so früh am Tage. Und wie sollt' ich wegkommen, da er schon lange meine Hand festhielt und gar nicht losließ. Endlich mußte ich doch fort. Ich kann Dir nicht sagen, wie traurig ich war. Als ich den Wagenschlag wieder zugemacht hatte, ergriff ich nochmals seine Hand und drückte den Kuß der Ehrerbietung darauf. Sein letztes Wort an mich war: „Grüße deine herrlichen Eltern; und du, lieber Bruder, sei noch ein wenig glücklicher, als du jetzt schon bist, und das recht bald." Ich verstand ihn, den Teuren.

. . . Frau von Ende erzählte neulich eine Geschichte, in der sie die Bestätigung eines ihr eingewurzelten Aberglaubens zu finden glaubte. „Das war wohl recht Wasser — nein, nicht Wasser, sondern Wind auf Ihre Windmühle," unterbrach Jean Paul sie, noch ehe sie ausgesprochen hatte. Frau von Ende beschwerte sich komisch über die Grobheit dieses Vergleichs. „Ei," sagte Jean Paul, „das wollen wir schon feiner machen; das war also wohl recht Äther auf Ihre Äthermühle." Seitdem heißt sie die Äthermühle . . .

102. Friedrich Creuzer an Görres, 17. Sept. 1817:

Jean Paul war hier ordentlich eingebürgert und hat auch endlich, weil ihm der Wein im Wirtshaus zu sauer war, sich

Wohn- und Sterbehaus in Baireuth

bei Schwarz einquartiert gehabt. Nun sitzt er seit 14 Tagen wieder bei seinem Baireuther Bier. Hier war er besonders ein Liebling der Weiber und Jungfrauen, und wäre er länger hier geblieben, so hätte weder er noch sein Spitz eine Locke behalten: so sehr waren alle Scheren — zur Einlage für das Memorandumbook u. dgl. — gegen ihn und seinen Hund in Tätigkeit. Ich hätte doch gewünscht, daß Sie und Frau und Sophie die ehrliche Haut — oder vielmehr diesen unruhigen Quecksilbergeist, der keinen Augenblick auf einer Stelle bleibt, auch im Diskurs nicht — hier unter uns hätten sehen können.

---

103. Per Daniel Amadeus Atterbom:

Am 26. November [1817] abends 8 Uhr erreichten wir[1]) Baireuth . . . Am andern Morgen, den 27., sahen wir uns etwas in der ziemlich hübschen und bedeutenden Stadt um, während wir einen Lohnbedienten mit unserm Rekommandationsbrief von Frau von Chézy an Jean Paul abschickten und anfragen ließen, wann ihm unser Besuch gelegen komme. Antwort: um 11 Uhr wären wir willkommen. Also begaben wir uns um 11 Uhr auf die Wanderung nach der Wohnung dieses merkwürdigen Wesens. In einem geräumigen und zierlichen Hause der schönsten Gasse der Stadt stiegen wir zwei Treppen hinauf, die prosaischer aussahen wie jene des Lustschlosses in Lilars Park. Unser Diener ergriff die Klingel der Saaltüre und schellte — aber niemand kam, um zu öffnen. Hierauf legte ich die Hand an eine Seitentür, die sofort aufging und in ein kleines Gemach führte, dessen ganzer Inhalt weibliche Tätigkeit und weiblichen Aufenthalt verriet. Ein noch in der Knospe eingeschlossenes, ungefähr zum sechsten Teile erblühtes Mädchen, schlank gewachsen und höchst einfach gekleidet, stand überrascht und verlegen vor mir und blickte mich mit den großen blauen Augen, die halb von den

---

[1]) Atterbom und der dänische Schriftsteller Hjort.

langen Wimpern beschattet waren, gerade so sittsam und ehrbar an wie das Miniaturbild einer Holbeinschen Madonna.

„Wohnt hier der Herr Legationsrat von Richter?“ fragte ich. – „Sind Sie der schwedische Dichter?“ erwiderte sie halblaut. – „Ja freilich bin ich der!“ war meine Antwort. – „Ei, das will ich gleich dem Vater sagen!“ rief sie, und damit hüpfte sie durch eine Tür zur Rechten, die sich gleich darauf auch für mich und Hjort öffnete. Wir gelangten nun in ein größeres Gemach, welches wahrscheinlich (obwohl im übrigen höchst simpel) die Ehre und Würde eines Vorzimmers bekleidete. Daselbst saß eine andere, jedoch kleinere Tochter Jean Pauls und spielte Klavier an der Seite eines Musiklehrers, den ich in der ersten Verwirrung für Jean Paul selbst hielt, aber natürlich meinen Irrtum sehr schnell einsah. In demselben Augenblick öffnete sich eine andere Tür, und siehe da! eine Gestalt watschelte auf uns zu, die das Aussehen eines wohlhabenden Gastwirts hatte: feist und kahlscheitelig, einen alten grauen Überrock nachlässig über den stattlichen Bierbauch zugeknöpft, im übrigen ohne Halstuch und Weste, und offenstehend über der breiten, ziegelroten, behaarten Brust, mit einem Worte: im tiefsten Negligé. Von einem Gesicht hat man in Schweden ein Porträt, das ihm ziemlich ähnlich ist; gleichwohl ist sein Hängekinn jetzt größer und sein Aussehen im allgemeinen älter; hat er doch auch gewiß seine sechzig Jahre hinter sich. Ungeachtet all des physischen Gastwirtsäußeren trägt sein Antlitz doch einen höchst geistreichen und gleichzeitig doch einen höchst herzlichen Ausdruck; die Stirn ist hoch und offen; die Augen, blau wie die seiner Tochter, drücken Güte, Humor und Melancholie aus, doch schienen sie mir etwas abgespannt und schläfrig; ich will dahingestellt sein lassen, inwiefern hierzu seine bekannte Passion für das Biertrinken beigetragen hatte. Schon lange vorher habe ich von Steffens und Schütz gehört, daß sich Jean Paul sehr ungleich ist, je nachdem man ihn trifft, wenn er viel, oder wenn er

wenig Bier getrunken hat; im letzteren Falle soll er bedeutend liebenswürdiger sein wie im ersteren. Da ich noch keine Gelegenheit zu einem Vergleich hatte, weiß ich nicht, ob er sich bei meinem Besuche im abnehmenden oder zunehmenden Monde befand. — Der Scheitel ist, wie gesagt, kahl, und das übergebliebene, schon ziemlich ergraute Haar umgibt gleich einem Ehrenkranze dieses Haupt, das so viele göttliche und so manche lustige Sachen erdachte. Er steht gern, ebenso wie ich, und ist während der Konversation in einer unaufhörlichen Bewegung, die darin besteht, daß er sich beständig von einem Bein auf das andere wiegt und dazu mit den Füßen auf- und niedertritt; dies verhinderte mich zu sehen, ob er hüftlahm sei, wie ich gehört hatte (ich glaube von Frau von Helvig). Wenn ich nun hinzufüge, daß er grundehrlich aussieht, etwa in demselben Stile spricht, wie er schreibt, und daß sein Gesicht dazu mitunter wunderliche Grimassen macht, dann wirst Du leicht einsehen, was mir immer ahnte, nämlich daß er in dem Bibliothekar Schoppe eigentlich nur sich selbst porträtiert hat. Er ist im höchsten Grade ungekünstelt und freundlich, reichte sofort jedem von uns beiden die Hand und bat uns, ihm zu sagen, wer der Schwede und wer der Däne wäre. Hierauf eröffnete er das Gespräch mit einer Menge Fragen nach dem gegenwärtigen Zustand der nordischen Bildung und Literatur und sagte, daß er schon durch die deutschen Zeitungen meinen Namen und das Allgemeinste über mein Verhältnis zu meinem Vaterlande erfahren, auch daß Frau von Chézy in ihrem Briefe berichtet hätte, ich wäre derjenige, welcher hauptsächlich dazu beigetragen, daß die schwedische Nation nun anfinge, sich aus dem Französischen ins Schwedische zurück zu übersetzen (wollte Gott geben, ich verdiente dieses Lob! ! !). Er bedauerte, daß er ebensowenig schwedisch wie dänisch könne, und bat mich, dem Beispiele Ohlenschlägers zu folgen, der gleichzeitig für Deutschland und Dänemark schriebe. Über diesen sprach er sich sehr rühmend aus — sie sind auch persönlich miteinander

bekannt — und war der Ansicht, daß man ihm wohl seine etwas lächerliche Eitelkeit verzeihen könne, weil er ein so naiver und aufrichtiger Narzissus wäre.

Unter diesen Diskursen über Dänemark und Schweden, wobei er sich u. a. sehr genau über die schwedischen Sommernächte unterrichten ließ, die, wie er sagte, immer so wunderbar vor seiner Phantasie geschwebt hätten wie im allgemeinen Schweden selbst, kam endlich auch seine Frau herein, vermutlich um zu sehen, wie diese Skandinaven aussehen könnten . . . Jean Pauls Gattin ist eine angenehme, sehr angenehme Frau, geistreich und heiter, und gefiel uns beiden sehr gut. Nun wurde die Unterhaltung lebhafter, und wir kamen auf Gott weiß welche verschiedenartigen Stoffe. Einmal war er draußen im andern Zimmer und trank Bier, wie ich an seinem Atem merkte, als er wieder hereinkam. Unter anderm entsinne ich mich, ihm berichtet zu haben, daß die Frauen in Dresden Roquairols Charakter unnatürlich fänden und behaupteten, in ihrer Praxis niemals einen solchen angetroffen zu haben. Dies gab ihm Veranlassung zu vielen komischen Betrachtungen über die Frauen und Männer der Zeit. Unter allen Roquairolen, die er selber kenne, sagte er, wäre Brentano der vornehmste, der leibhaftige Roquairol par excellence; dies schloß er besonders daraus, daß Brentano ihm einstmals selbst im vollen Ernste gestanden hätte, daß er im Roquairol „mit Vergnügen" seine eigene Persönlichkeit wieder erkannt hätte und sich nur wunderte, wie Jean Paul, ohne ihn zu kennen, sein Bild so vorzüglich treffen konnte. Über Frau von Helvig, die er sonst sehr lobte, machte er doch die Bemerkung, daß sie „gar zu besonnen" wäre; doch gab er gleicher Zeit zu, daß Helmina von Chézy, für welche er sich weit mehr interessierte, als ich geglaubt hätte, „ganz ohne alle Besonnenheit" wäre. Meine Beschreibung ihres wunderlichen poetischen Nomadenlebens erbaute ihn sehr, gleichwohl pries er sich glücklich, keine solche Frau zu besitzen.

Er hat sie als Mädchen gekannt und behauptet, daß sie mit achtzehn Jahren unwiderstehlich und verführerisch gewesen sei; seitdem hat er sie nicht gesehen, doch wechselt er dann und wann Briefe mit ihr. Er fragte auch, wie sie jetzt aussähe; aber nachdem ich seine Frage, ob sie noch ihre schlanke Taille hätte, beantwortet, bat er mich, einzuhalten und nicht die Gestalt zu verderben, die er von ihr im Andenken bewahrte. Über Goethe fällte er manche scharfsinnige Reflexion. Der Zug aus Goethes Kindheit, von dem er in seiner Biographie berichtet, nämlich daß er sich über den Zweifel freute, nicht seines ehelichen Vaters Sohn zu sein, und dann unter einer Menge gleichzeitiger Prinzen umhersuchte, um einen zu finden, bei dem er Ähnlichkeit der Gesichtszüge mit den seinigen entdecken konnte, und der somit möglicherweise sein eigentlicher, geheimer Vater sein könnte, — dieses ist, nach Jean Pauls Ermessen, ein Zug, der so tief in die Beschaffenheit von Goethes moralischer Natur blicken läßt, daß, hätte Goethe hiervon nur die geringste Ahnung gehabt, er ihn niemals in einer Lebensbeschreibung hätte bekannt werden lassen, bei der alles so genau durchdacht und berechnet ist.

Während dieser ganzen Unterhaltung saß seine zuvor erwähnte älteste Tochter an einem Tische und zeichnete, hörte aufmerksam zu und blickte mich so oft und so genau an, daß ich fast glaube, sie zeichnete mich ab . . .

Sein (Jean Pauls) Abschied war recht herzlich; er gab mir väterliche Warnungen mit, nicht des Nachts zu reisen und genau auf meine Gesundheit zu achten; „denn", sagte er, „nach Ihrem Äußeren zu schließen, so scheinen Sie mir, obwohl im Norden geboren, doch gar nicht für diese Jahreszeit gemacht zu sein!" Nun wurden wir auf Veranlassung seiner Frau auf einem andern Wege, auf einem wahren Prachtwege, hinausgeleitet, nämlich durch den Saal, der wirklich sehr schön und mit verschiedenen Malereien versehen war; unter anderem zeigte mir die Mutter eine von ihrem Sohne (den ich nicht sah) nicht

ohne Geschick gemachte Kreidezeichnung nach Batonis Magdalena. In dieser Weise nimmt die ganze Familie an ästhetischer Beschäftigung teil . . .

Erinnerst Du Dich, daß im Hesperus eine Art europäischer Brahmine vorkommt, der Emanuel heißt und seinen Todestag voraus zu wissen glaubt? Frau Niethammer teilte mir gestern abend mit, daß Jean Paul nun selbst auf diese Einbildung verfallen ist: er glaubt nämlich im geheimen steif und fest, daß er am nächstkommenden 14. Januar sterben wird, und seine Frau, die viel von ihm hält und auf irgendeine Weise hinter diese Todesahnung gekommen ist, soll sich darüber innerlich auf das Schrecklichste ängstigen und grämen . . .

Ungekünstelt bescheiden äußerte er sich über sein Talent. Als ich ihm erzählte, daß nunmehr Goethe, Schiller, Tieck und er überall in Schweden gelesen würden, rief er ganz naiv aus: „Ich? Ich? Ich auch? Wahrlich, das hätt' ich nicht geglaubt! Das freut mich sehr! Also gibt's doch wirklich Leute da oben, die meine wunderlichen Produktionen kennen und lieben?" . . .

Ich sehe, daß ich in meiner Beschreibung Jean Pauls Aussehen feist genannt habe. Dies ist, soweit das Gesicht in Betracht kommt, nicht so zu verstehen, als ob dasselbe fett und sehr voll wäre; es hat mehr das Gestell eines vollen Gesichts, denn da sein Kopf überhaupt groß ist, muß sein Gesicht verhältnismäßig breit sein.

Besuch in Frankfurt (29. Mai bis 15. Juni) und Heidelberg (16. Juni bis 8. Juli 1818).

104. J. F. von Meyer an Karoline Richter, Frankfurt a. M., 15. Jan. 1826:

Ich glaube, es war im Jahre 1818, daß ich hier in gesandtschaftlichen Häusern den edeln Jean Paul zum erstenmal von Angesicht sah. Meine Urteile über Goethes Lebensbeschreibung

in den Heidelberger Jahrbüchern wurden die Handhabe zu wichtigen Gesprächen, indem er mich fragte, ob ich der JML sei; sie betrafen besonders das Positive des christlichen Glaubens, das mir längst Bedürfnis und höchste Weisheit geworden war; und wiewohl wir uns nicht vereinigen konnten, schieden wir doch, wie es sich zwischen Wohlmeinenden versteht, jedesmal freundlich und herzlich voneinander.

105. Heinrich Voß an Abeken, Heidelberg, 29. Juni 1818:

Ja wohl, Du hast recht, als ich Deinen Brief empfing, saß ich neben meinem teuersten Jean Paul, und daß er mitlas, versteht sich von selbst, zumal, da er Dich gewaltig aus meinem Gespräche kennt. Morgen vor vierzehn Tagen holte ich ihn ein, und — übermorgen bringe ich ihn wieder nach Neckargemünd, um dort den Kuß des Abschieds ihm auf die Lippen zu drücken. So kurz bleibt er diesmal; aber er kann nicht anders, er hat es mir nur zu deutlich gemacht. Diesmal hatten ihn die Frankfurter so lange. Als ich ihm zwei Stunden entgegenging — jeden Wagen, der mir entgegenkam, sah ich darauf an, ob es der Jean Pauls-Wagen sein möchte. Endlich sah ich in einem stattlichen sein geistreiches, freundliches Gesicht und er mich; „Kutscher, Kutscher," schrie er, „halt doch, halt doch!" — und mit diesem Worte war er auch schon aus dem Wagen gestürzt, und wir lagen einander in den Armen, vor Freuden und Rührung weinend. Jean Pauls Hut war weit hinaus in das Kornfeld geflogen. Mir kommt der Mann noch viel liebenswürdiger vor; aber die Liebe wirkt das. Das lange Jahr war wie fortgeweht, und ich knüpfte an die vorige Trennung das neue Wiedersehen an. Kein ordentliches Gespräch ward unterwegs geführt, über alles nur so schwadroniert, und ich konnte mich gar nicht sattsehen an dem lieben freundlichen Gesichte, dem Mund voll Güte, der hohen Stirn und dem feurig beredten Auge, und immer hielten wir die Hände zusammen. Ich war in der Tat ein wenig müde von dem langem Wege und der Hitze. Aber Jean Paul hatte was

schön Erquickliches bei sich: eine große Flasche des köstlichsten Weines und eine Viertelpastete, ihm von Frankfurter Kaufleuten auf die Reise mitgegeben. Da auch er außer seinem Kaffee noch nichts genossen hatte, ließen wir's uns wohl schmecken – und unser Freund Sancho hat nicht frischer gekaut und seinen Weinschlauch zärtlicher umarmt und mit zum Himmel gehobnem Blick daraus geklunkt, wie wir aus unsrer Flasche, die auch rein geleert ward. „Der Hurensohn, das war ein Wein!"

Gleich nach unsrer Ankunft führte ich meinen teuern Freund den Eltern zu, die ihn gleich über alles lieb gewannen und gar nicht sattwerden können, von ihm zu reden und über ihn Briefe zu schreiben — das letztere gilt indes bloß von der Mutter . . . Der Wirt vom Karlsberge, wo er wohnt, beherbergt ihn nicht als Gast, sondern als Freund, und das mit einer Aufmerksamkeit, die was Rührendes hat. Gleich den ersten Mittag lud er zwölf Gäste auf Jean Paul und nachher mich und andere, sooft wir wollen. Bei uns hat Jean Paul schon fünfmal zu Mittag gegessen und zweimal zu Abend, und wie wohl wird ihm jedesmal, wenn er über die Schwelle tritt! . . . Jean Paul über seine Frau und Kinder reden zu hören, ist eine wahre Wonne. Meine Mutter ward neulich gefragt: „Nun, wie gefällt Ihnen Jean Paul?" – „Gefallen?" sagte sie, „gefallen? – und ein anderes Wort wissen Sie nicht für solch einen Mann?" – Meine Mutter hatte unrecht, aber Du siehst, wie Jean Paul sie elektrisiert hat . . . Glaube ja nicht, daß ich nun Arbeit und alles liegen lasse. O nein. Morgens von 6–7 Uhr les' ich Kollegium; dann geh' ich zu meinem Teuren, den ich manchmal noch im Bette, gewöhnlich aber schon am Kaffee finde. Da bleib' ich ein Viertelstündchen und gehe dann an die Arbeit, die mir nie besser gelingt als in solcher Zeit. Nachmittags von 3 Uhr an gehöre ich ihm ganz, und überall, wo er ist, bin ich auch, selbst bei ganz unbekannten Personen, denn alle wissen, wo der David ist, darf sein Jonathan nicht fehlen . . .

. . . Jean Paul ist auch hier, wie schon oft, zu der schmerzlichen Erkenntnis gekommen, daß viele, die sich voriges Jahr so hart an ihn drängten, ihn nun, da sie ihre Lust an ihm gebüßt haben, durchaus vernachlässigen . . . Mein Band mit Jean Paul wird dadurch nur um so inniger, da ich Maulfreunden gegenüberstehe . . . Jean Paul macht sich manchmal den Spaß, mich im Shakespeare scharf zu examinieren; jedesmal besteh' ich . . .

Da kam mein köstlicher Jean Paul meiner Arbeit in die Quer. „Wir sind nur so wenig Stunden mehr zusammen, lieber Alter, laß dich unterbrechen." Und so sind denn wieder ein paar liebliche Stunden vergangen. O wie sehne ich mich, den Herrlichen nun einmal wieder in Baireuth aufzusuchen. Ich soll dort auf Händen getragen werden, sagt mir Jean Paul . . .

106. Ernestine Voß an Abraham Voß, 5. Juli 1818:

Wie wohl uns mit dem lieben Jean Paul geworden, kann ich Dir auch gar nicht beschreiben. Sein herzliches einfaches Äußere zieht einen gleich an. Den ersten Mittag blieb er bei uns, das, sagte er, versteht sich von selbst, und wir waren gleich wie längst bekannt. Eine solche Lebendigkeit sah ich noch nie, und völlig so wie in seinen Schriften springt er von eins aufs andere. Ein ordentliches Gespräch mit ihm zu führen, ist eine reine Unmöglichkeit, denn er unterbricht in eins weg, und doch kömmt einem nie die Empfindung, dies wäre Eitelkeit, sich selbst reden zu hören, oder Mangel an Teilnahme, zu wissen, was ein anderer zu sagen hat. Er verliert den Faden, den er unterbricht, nie, bittet immer wieder, anzuknüpfen, begreift dann oft nicht, daß dies für den, der unterbrochen worden, nicht möglich ist. Es ist uns allen ein wahrer Genuß gewesen, ihn mit Papa (den er unendlich lieb gewonnen) reden zu hören, er wollte immer so viel von ihm über sich selbst und andre und über Sachen hören; Papa hat sich immer heiß gesprochen, der Jean Paul hört fast so schwer wie Hans, aber Papa blieb immer in der heitersten

Stimmung, nur daß er klagte, er müsse hungrig vom Tische gehen, weil das Essen unbedeutende Nebensache ward. Fünf- bis sechsmal war er zu Mittag und zweimal zu Abend bei uns. Und was hat er uns da alles erzählt! Auch ich habe das wohltätige Gefühl, daß er mich sehr lieb gewonnen, und das nicht bloß, weil ich seines Heinrichs Mutter bin. Eine gar schöne Stunde hab' ich mit ihm allein im Garten gehabt, weil ich sie begehrte, von der erzähle ich Dir auch einmal. Der Anfang von Papa seinem Leben und dessen Briefe aus Halberstadt über Gleim, Wieland usw. haben ihm große Freude gemacht . . . Selbst Heinrich wußte nicht, daß Jean Paul Schlegel nicht leiden konnte . . . Er hat uns alle auf die gutmütigste Weise geneckt, daß wir so wenig von ihm gelesen haben. Er selbst hat ein ungeheures Gedächtnis und liest erstaunlich viel, Altes und Neues, alles mit Anteil . . .

107. Boisserée an Goethe, 29. Juni 1818:

Daß Jean Paul und Wilhelm Schlegel hier sind, wird Ihnen Hofrat Meyer erzählt haben . . . Sie kennen beide, wozu also viel Worte. Mit aller Achtung für ihren Geist finden wir eben mehr an ihnen zu ertragen als uns zu erfreuen.

108. Heinrich Voß an Konrektor Wolff, 21. März 1820:

August Wilhelm Schlegel und Jean Paul waren auch einmal zugleich bei uns zum Abendessen. Nach einer halben Stunde sagte mir Jean Paul leise ins Ohr: „Komm, Bruder, wir wollen in den Garten gehen, ich halt' es länger nicht aus." Das geschah; nach einer Viertelstunde war uns alles gefolgt, bis auf Schlegel, der meinen Vater oben festhielt . . . Paulus kam endlich zu den beiden, als Schutzengel meines Vaters. Unterdes waren wir übrigen seelenfroh im Garten. Als wir uns um $^1/_2$9 Uhr zum kalten Abendbrot versammelten, ließen wir Voß, Schlegel und Paulus, wo sie saßen, und setzten uns an einen ganz anderen Tisch. Seitdem ist Schlegel Jean Paulen und noch mehr mir ganz schrecklich böse.

109. Theodor von Kobbe:

Jean Paul schien meine Idiosynkrasie [gegen Aug. Wilh. Schlegel] zu teilen; er hatte eine Scheidung von Tisch – wie Schlegel mit seiner Frau vom Bett – mit dem Kammerherrn und Kammerdiener der Frau von Staël stillschweigend verabredet. Beide logierten im Karlsberg, alternierten aber jeden Tag an der Wirtstafel und zwangen die neugierigen Studenten, welche gerne die beiden „Hauptthähne" der Literatur kennen lernen wollten, zwei Mittagsessen zu bezahlen, weil jeder der Poeten der Anderswoseiende des Gegenwärtigen war.

. . . In jener Zeit war ein Clair-voyant in Heidelberg, welcher ein sehr großes Aufsehen und namentlich Jean Pauls Aufmerksamkeit erregte. Der Mann hieß, wenn ich nicht irre, Auth, war der Sohn eines Quacksalbers und mochte in seiner Jugend von allerhand Medikamenten, namentlich aus dem Reiche der Vegetabilien, gehört haben, welche er in seinem magnetischen Schlafe gar häufig verschrieb. Er saß alsdann auf einem etwas erhöhten Platze, in einem großen Kreise, zu dem Grafen und Fürstinnen sich eingefunden hatten. Jean Paul, Carové und mehrere andere verzeichneten als Schnellschreiber seine Orakelsprüche, welche der Professor Schelver, sein Magnetiseur, ihm abfragte . . . Jean Paul setzte die Möglichkeit, sich in magnetischen Rapport mit einem andern zu versetzen, lediglich in den Willen des andern, des Stärkeren. Ich erlaubte mir, ihm dagegen zu bemerken, daß, wenn dies in Wahrheit gegründet sei, der Wille manches Menschen gewiß seinen Regenten schon in magnetischen Schlaf versetzt hätte, worüber der Dichter lächelte und in die beste Laune geriet.

Ein andermal ging ich in seiner und einer größern Gesellschaft in den Ruinen des Heidelberger Schlosses umher. Plötzlich blieb er gedankenvoll bei einer Blume stehen, die eine Spinne mit ihrem schnellgefertigten Netze umspann. Als die Geschäftige die Blumenfinsternis vollendet hatte und gleich darauf einige

Fliegen fing, rief der große Humorist mir lächelnd zu: „Das ist das leibhaftige Bild des Rezensenten.“ . . .

110.

Von einem Gesellschaftsabend in dem Pickfordschen Hause [23. Juni 1818] hat die Tradition bis auf den heutigen Tag sich erhalten. Jean Paul, der gern trank, aber nicht viel, namentich nicht viel Wein vertragen konnte, da er mehr an das Baireuther Bier gewohnt war, ging auf dem Heimwege etwas unsicher. Galant gegen Damen, bot er Frau Dr. Becher den Arm an. Diese, eine kräftige, energische Frau, nahm ihn, führte aber mehr den Dichter als er sie. Als sie an ihrer Wohnung (am Markte) angekommen, flüsterten ihr die Begleiter zu, sie solle Jean Paul nicht sagen, daß sie schon zu Hause sei, und so brachte sie ihn bis an seinen Gasthof.

---

111. Karoline Richter an Ernestine Voß, 8. Sept. 1818[1]):

Um 6 1/2 oder um 7 Uhr steht mein Mann auf, der wegen seines unterbrochenen Schlafs und des Schweißes, welcher seiner Gesundheit unerläßliche Bedingung ist, länger im Bette bleiben muß. Er wartet mit dem Kaffee noch eine viertel Stunde, bis er Wasser getrunken hat, und trinkt ihn beim Lesen vorbereitender Sachen auf dem Kanapee liegend allein auf seinem Zimmer . . . Wir essen spät . . . nur ein Gericht, doch muß es kräftig und mit Behutsamkeit gekocht, gedämpft oder gebraten werden, damit es die gerade Mitte hat, und da das keiner Magd in seinen feineren Nuancen beizubringen ist, so bewache ich es selbst . . . Um 1 1/2 Uhr schlägt die Mittagsglocke, wo mein Mann nicht eine sechzehntel Sekunde zu früh gerufen werden darf, dem übrigens am Vormittag alle glänzenden Marktaquisitionen jubelnd gezeigt werden dürfen. Wie oft kommt er selbst herüber und nimmt teil an allem und

[1]) Ernestine hatte um eine genaue Schilderung ihres häuslichen Lebens gebeten.



Die Rollwenzelei

frägt. Wenn er dann wohl mitunter seine Hand auf meine Stirn oder Schulter legt, so bin ich selig und möchte ihm zu Füßen fallen — im Gegenteil aber pressen Tränen meine Brust, die seit langer Zeit mich durchdringen. Beim Essen spricht mein Mann viel mit den Kindern, dann ruht er ein wenig . . . Die Sommerspaziergänge sind mir für meiner Kinder Gesundheit eine Pflicht . . . Nie begleitet mein Mann diese kleinen Exkursionen. Ist es schön, so geht er am Morgen mit seinen Papieren in Gärten — oder er geht nach einem Ort, eine halbe Stunde weit, zur Frau Rollwenzel, einer Wirtin, die sich in ihrer Klasse sehr auszeichnet; nicht wegen der Feinheit ihres Betragens, sondern wegen der Originalität ihrer Gesinnungen und der derben Kraft ihres Geistes. Sie liebt meinen Mann aus wahrem Gefühl seines Wertes, und sie wird mit ihm zur Unsterblichkeit gelangen, da er so oft in ihrem Hause seine Studierstube aufschlägt, so daß es in Baireuth ganz bekannt ist und Fremde, um ihn zu sehen, sich dahin wenden. Sie ist auf eine eigne Art begeistert, wenn zwei berühmte Männer, wie einst Thümmel und mein Mann, bei ihr zusammentreffen. Doch gewöhnlich kömmt mein Mann nachmittags um 3—4 Uhr wieder von dort nach Hause. Fremde, die ihn vielleicht morgens zu besuchen dachten, werden nachmittags wieder herbestellt, und gern nimmt sie mein Mann in meinem Zimmer an. Abends um 7 Uhr geht er in die Harmonie, um 8 Uhr wieder nach Hause, arbeitet eine Stunde für sich, und um 9 Uhr essen wir. Der Abendtisch besteht nur aus einem einzigen, aber warmen Gericht . . . Hier ist mein Mann am gesprächigsten, und oft sitzen wir bis 10 Uhr am Tisch. Alsdann wird gleich zu Bette gegangen . . . So ist der gewöhnliche Gang unsrer Tage . . .

Sonst durfte ich meines Mannes Arbeiten, ehe sie zum Drucke kamen, abschreiben, und er hörte gern mein Gefühl über manche Stelle darin. Jetzt besorgt Emma dieses Geschäft, und ich lese alle Sachen erst nach dem Druck. Niemals liest mein Mann etwas vor, auch liebt er nicht, vorlesen zu hören, weil er

zu lebhaft ist. Sein alles überflügelnder Geist läßt es nicht zu, daß ich mich ohne Schüchternheit äußere, und es erscheint mir alles überflüssig und einfältig, was ich sagen könnte.

112. Heinrich Voß an Abeken, 9. Mai 1819:

[17. April 1819.] Als ich in der Sonne[1]) mir Gesicht und Hände vom Staube gereinigt hatte, eilte ich an der Hand des teuren Sohnes zu den teuren Eltern. Jean Paul, der mich so früh gar nicht erwartet hatte und doch vor der Unruhe des Erwartens nicht hatte arbeiten können — — ja, bester Abeken, wie soll ich Dir den Empfang schildern, mir fehlen die Worte dazu. — Wie schloß er mich sprachlos in seine Arme und preßte mich an sein glühendes Herz; mir war's, als müßte ich ersticken, und Tränen rollten ihm über die Backen. „Hab' ich dich endlich, du mein lieber Heinrich," schrie er mit halb getöteter Stimme, und dann schrie er Frau und Töchter herbei: „Da ist er, der gute Heinrich, und ist er nicht ganz so, wie ich ihn euch geschildert?" Und dann sollte alles Mögliche herbei zu meiner Erquickung: Kaffee, Schokolade, Tee, Wein, Bier. — „Und daß ihr's ja nicht dem Emanuel wissen laßt, daß er da ist, denn heut will ich ihn allein haben." — Ich war wie betäubt vor Freude und Rührung, denn mein sehnlichster Wunsch war erfüllt. Bald ging es an ein unendliches Sprechen, aber mit der Frau und den Töchtern konnte ich gar nicht ins Gespräch kommen, er zog mich wie eifersüchtig an sich. Und so ging's den ganzen andern Tag bis nach dem Essen, als er sich ein wenig niederlegte, seiner Tagesgewohnheit nach. Da machte ich mit meiner lieben Karoline Richter aus, der Mann solle morgen und die übrigen Tage wie immer in seinem Garten vor der Stadt arbeiten, unterdes wollten wir miteinander kosen. Das gelang und ward angenommen. Aber immer schon um 7 Uhr war Jean Paul in meinem Gasthofe, und erst nach einer Stunde ließ er mich frei. Karoline ist ein

---

[1]) Gasthof in Baireuth.

herrliches Weib, ihm an Geist und Herzen verwandt, sie liebt ihren Mann noch jetzt, ich möchte sagen, mit bräutlicher Heftigkeit. Wenn wir nun so ein paar Stunden gesprochen hatten, mußte sie in die Küche. Unterdes gab sie mir ihren Briefwechsel mit Jean Paul im Brautstande. Ein seltner Genuß! Und alle Augenblicke kam Frau Karoline vom Herde herein, zu fragen, ob sie nicht einen ganz herrlichen Mann habe. Die Töchter sind voll Geist und Leben, die eine ist von Feuer, die andere von Quecksilber, und beide sind still häuslich erzogen und machen nicht die geringsten Ansprüche auf das Leben in der Welt. Schön sind auch beide, die fünfzehnjährige Emma und die zwölf- bis dreizehnjährige Ottilie. – Oft sagte ich: „Keiner kennt Jean Paul, der ihn nicht oft unter vier Augen sprach.“ Nun sag' ich: „Erst in seiner Familie kennt man ihn so recht.“ – Frau und Töchter arbeiten alles selbst, was im Hause an Kleidern gebraucht wird. In die Töchter ist der Vater ganz verliebt. Von der ältesten zeigte er mir heimlich von ihm kopierte Briefe an den Großvater, die mich in Erstaunen setzten, so voll Witz und zugleich Seele, wie wohl selten Mädchen in dem Alter schreiben. Der Großvater antwortet ihr auf einen: „Du bist ein unverschämtes Mädchen, Du willst Deinen Vater beerben, da er noch lebt.“ Seitdem, wie der Vater sagt, nimmt sie sich in acht in ihren Briefen, d. h. sie schreibt streng prosaisch aus Zwang. – Oft geht Jean Paul mit seinen Papieren eine halbe Stunde weit, zur Frau Rollwenzel . . . „Da müssen wir auch einmal zu Mittag essen,“ sagte mir Frau Karoline; und so geschah es auch. – Du hättest sehn sollen, wie die gute Frau uns mit Jubel empfing, denn auch mich nahm sie für etwas Bedeutendes, und wie lieb ich ihren Liebling hatte, wußte sie aus meinen Briefen, die Jean Paul ihr alle mitgeteilt hatte. – Sie kam mir als Jean Pauls Mutter vor, und immer schien ihr Angesicht zu ihm zu sprechen: Gott segne dich, mein lieber Sohn. Ihr Mann ist ein wunderlicher Kauz, er leugnet Christus und setzt Könige ab nach bester

Kraft. Jetzt aber, dem Grabe nahe, wirft er sich ein bißchen wieder in die Religion, wobei ihm die Frau behülflich ist. Mich stahl Frau Rollwenzel auf eine viertel Stunde der Gesellschaft weg, um mir in einem verschlossenen Zimmer ihr Herz über Jean Paul auszuschütten. Himmel, welche Redseligkeit, welche Begeisterung! und ohne alle Affektation. – Als wir zu Hause gingen, ließ mich Jean Paul raten, was er für das wirklich brillante Mittagessen habe zahlen müssen, mit dem Hinzufügen, es sei zwar sonderbar, einen Gast mit dergleichen zu unterhalten, aber hier müsse er eine Ausnahme machen. Denke Dir, zehn Kreuzer für die Person. Also als Freundin hat sie uns bewirten wollen und aus Feinheit doch scheinbar die Gastwirtin gemacht. –

Ich machte (um noch einen Scherz zu erzählen) einmal in Gegenwart einer Dame (es war eine Schweinfurterin) die Bemerkung: ich hätte nirgends auf einer Reise soviel schöne Gassenkinder gesehn als in Baireuth. „Ach!" antwortete sie seufzend, „wie kann das auch anders sein, in Jean Pauls Nähe!" . . .

Karoline Richter fragte mich auch recht aus nach Sophie Paulus (Schlegel); ob die wohl gerne ihren Mann gehabt hätte, wenn er zu haben gewesen wäre. Ich fragte sie denn, ob in ihr sich wohl zurzeit ein wenig Eifersucht geregt hätte; sie meinte: ja, aber nur wenig und kurze Zeit, und da beruhigte ich sie über diesen Punkt auf das vollkommenste . . .

113. Heinrich Voß an seine Eltern, Baireuth, 18. April 1819:

Gestern abend sprach Jean Paul ganz herrlich über Religion. Gar oft habe ich gewünscht, Lessingen einmal über positive Religion und Offenbarung reden zu hören. Mir war, als geschähe es gestern. Aber wie studiert auch der Mann den Lessing! Er wird ein Buch über diese Gegenstände schreiben.

114. Heinrich Voß an Abeken, 27. Febr. 1820:

Ich wollte, Du hättest ihre [der Schwendler] Bemerkungen über die Ritterharnische in der Wartburg mit angehört. Unter



Jean-Paul-Stube in der Rollwenzelei

anderm sagte sie: „Damals müssen doch ganz andere Kinder gezeugt worden sein als jetzt.“ – „Recht so,“ sagte Jean Paul, als ich ihm dies einmal umständlich erzählte, „ans Zeugen denkt sie jede Minute ein paarmal, ans Gebären nur alle neun Monate.“ Und dann fügte er mit herzerleichterndem Seufzer hinzu: „Gottlob, daß die meine Frau nicht geworden ist, wie sie mit Gewalt wollte.“

115. Herzogin von Kurland, 1. Mai 1819:

Ich langte gegen 3 Uhr in Baireuth an und schickte zu dem Legationsrat Richter oder Jean Paul; dann gab ich diesem ausgezeichneten Schriftsteller ein paar Stunden. Sein Äußeres hat nichts Ästhetisches; groß, stark, rot im Gesicht; – obzwar er sich der Brille bedient, so sind seine Augen lebendig und verständig; er scheint mir gemütlich, seine Sprache ist schön, man möchte ihm hundert Zungen gönnen, um all seine Gedanken, die sich drängen und vielseitig sind, auszudrücken. Es ist soviel Lebendigkeit in seinem geistigen Wesen, er spricht, wie er schreibt, man hat dabei den Gewinn, daß er zugleich die Belege zu seinen Ansichten gibt und [man] ihn leicht faßt und versteht. In seinen Schriften muß man manche Stelle wiederholt lesen, um ihn fassen zu können. Er schien sich bei mir zu gefallen und versprach, mich diesen Sommer in Löbichau zu besuchen.

Besuch in Stuttgart (7. Juni bis 9. Juli 1819).

116. Karoline Paulus an ihren Mann, Stuttgart, 10. Juni 1819:

Gestern hat uns Jean Paul besucht. Unsere Unterhaltung mit ihm wirst Du leicht erraten können. Er hat gewütet gegen Schlegel, und ich habe ihm ritterlich sekondiert.

117. Therese Huber an Cotta, Stuttgart, Juni 1819:

Herr Richter war gestern lange bei mir. Der Mann hat etwas sehr Gewinnendes, wenn er mehr allein ist. Er kennt Sie und ehrt Sie mit Geist und Herzlichkeit – das hat mich gefreut.

118. Therese Huber an Henriette von Reden, 3. Juli 1819:

Seit drei bis vier Wochen haust Herr Jean Paul Friedrich Richter hier. Ich gestehe Dir, liebe Henriette, daß mir nach der Grobheit die Geschmacklosigkeit eine der furchtbarsten Feindinnen ist, und diese hat mich in Jean Pauls Werken immer bis zum Ekel gestört . . . Ich habe also den Jean Paul nicht mit ungeheuern Erwartungen empfangen, aber noch viel weniger in ihm gefunden. Nicht als wenn es ihm an Geist und sogenanntem Gemüt fehlte; aber noch nie nahm ich in einem homme de lettres in diesem Grade den Stubengelehrten und die ungemessenste Eitelkeit wahr! Das erste ist merkwürdig, wenn man den Reichtum von des Mannes Ansichten des Lebens und Schilderungen des Herzens betrachtet. Sie alle sind konstruiert, nichts aus lebendiger Erfahrung geschöpft. Während des ersten Teils seines Lebens beschränkte ihn bittre Armut auf sich selbst und seine Bücher, dann versetzte ihn die Laune des Schicksals vermittelst des robusten Bewunderungsvermögens seiner Landsleute in einen Schwindel, der ihn verführte, seine Konstruktionen, weil man sie anstaunte, vor Erfahrungen zu halten und auf diese immer hinfort zu bauen, ohne die Wahrheit zu erlernen. Daher kommt es denn aber auch, daß er beständig fortkonstruiert, nie teilnimmt. Du, dein Interesse ist gar nicht vorhanden für ihn, nur die Idee, die du in seinem Hirn anregst; diese ist oft geistvoll, oft sieht sie nur so aus, weil sie ganz getrennt von dem, was dich beschäftigt, unpassend oder treffend klingt. Von ihr geht er aus und spricht fort, fort, fort, bis eine andre angeregt wird, auf welche er überspringt. So spricht er endlos, hört selten den anderen zu, ja läßt sie nicht zu Wort kommen, und wo er nicht allein sprechen kann, wo man ihn nicht zum Zentrum macht, sei es der ganzen Gesellschaft, sei es eines Teils, ist er höchst verdrießlich und zu Zeiten auch grob. Darüber äußert er sich aber auch so naiv, daß seine Eitelkeit einen Charakter von Unschuld annimmt. Ein großer Teil seines Gesprächs betrifft seine Werke,

und wenn er etwas zitiert, was man nicht gelesen hat, wird er wirsch [!]. Dabei hat er ein unbehülfliches Wesen, dick, gemein bis auf das Gesicht, und ist von früh bis abend vom Trunke gespannt, nicht betrunken. Früh arbeitet er stets bei zwei bis drei Bouteillen Burgunder – das sagt er selbst jedem, der es hören mag –, bei Tisch trinkt er mäßig, nach Tisch Bier, zwei bis drei Krüge, beim Tee vier bis fünf Tassen, halb Arrak, und abends, was Gott gibt. Da ist er denn überspannt und erhebt den, der ihm zuletzt flattiert hat, z. B. die Herzogin Wilhelm, unter die Götter. Dennoch hat er einen Ausdruck moralischen Sinnes in allem, was er sagt, der es dahin bringt, daß man ihm gut wird. Bei dieser seiner ganz in Büchern und durch Phantasieren gewonnenen Bildung ist sein Geschmack auch einseitig geblieben. Die Natur hat wenig Reiz für ihn in ihrer Mannigfaltigkeit. Warme Luft, Sonne, Grün, Blumen an einem bequemen Fleck beim Bierkrug – o ja! – aber er erklärt die Leute vor Narren, welche einer schönen Gegend zu Gefallen reisen oder gehen. Die Kunst ist auch nicht viel für ihn – sie will seine Gedanken fixieren, das ist nicht seine Sache – auch hört so ein Bild und so ein Berg nicht zu, wenn er spricht, und bewundert ihn nicht. Bei diesem Charakter muß nun aber ein heiliger Glaube an die ihm gespendete Bewunderung entstehen und ein Vermeiden der Nicht-Bewunderer, und das macht sich denn ganz natürlich, daß wir beide uns nicht behagen. Ich gestehe Dir, daß mir die Hofiererei der Leute um so einen ausgezeichneten Mann widrig ist, denn sie machen ihn zum Narren. Hier ist er durch die gute Gräfin Beroldingen zur Seckendorf gekommen – en leur petit particulier mag ihn keine, aber wenn er unter hundert Faseleien ein lichtvolles oder ihnen wie ein geistiger Flohstich dünkendes Wort sagt, schreit und lacht und spinnt (wie der Kater) der ganze Zirkel. Dieser Jean Paul (Frau von Weinheim nennt ihn in ihrer literarischen Unschuld Sankt Paul), so wie er da ist, ward von Cotta in seinem Hause Frau von Humboldt vorgestellt:

„Herr Legationsrat Richter". – Fährt der Mann auf und steht wie ein Penguin, das mit den kurzen Flügeln patschelt –: „Wa – was? Legationsrat Richter? Den kennt niemand, das ist nicht . . ." – „Wohl", sagt Cotta lächelnd, „also Jean Paul." Die Humboldt verneigte sich artig und fuhr fort, mit Sulpice Boisserée zu sprechen. Da hatte sie's nun schon sehr verdorben. – Nach einer Weile, wie er vor ihr stand, sagte sie sehr höflich zu ihm: „Sie sind jetzt hier etabliert?" – Der Mensch ward wie ein Zinshahn: „Etabliert? was wär' ich etabliert? so gut wie Sie bin ich etabliert!" – und dabei streckte er den Arm so heftig gegen sie aus, daß mir für ihre Fontange bange ward. Die kluge Frau blieb ganz ruhig, ich nahm das Wort und sagte ihr, Jean Paul halte sich hier auf einige Wochen zum Besuch auf, und sprach von etwas anderm. Mein Herr Jean Paul aber wendete sich zur Cotta und sprudelte: „Dummes Zeug! ich bin da über Danneckers Christus entzückt, und die fragt, ob ich etabliert wäre!" – Und nun trug er der Frau von Cotta auf, sie solle der Frau von Humboldt nur sagen: das sei eine ungeschickte Frage, und solche wär' er nicht gewohnt; und damit ging er ins Wirtshaus [zum] Abendessen.

119. Therese Huber an Paul Usteri, 6. Juli 1819:

. . . Ein günstiger Genius hat mir eingegeben, Ihre fr.[anzösischen?] Bücher noch zu behalten. Jetzt werden Sie in Jean Pauls Magen-Kopf oder Kopf-Magen verdaut – nein! verdauen kann ich's nicht ganz völlig nennen. Es kommt mir mehr wie eine Stampfe vor, wo das Ding klein gefetzt wird und dann mit andern vermischt an Tag kommt. Den Mann habe ich denn auch kennen lernen – lieber Usteri, der ist so wenig meine Sache wie seine Bücher – noch weniger – denn man liest schneller, wie man anhört, und kann ein Buch zuschlagen, aber keinen Sprecher, auch scheint mir auf gleiches Maß gedruckte oder gesprochne Worte mehr gute Gedanken im Buche zu stehen. Ich

gestehe nun, daß ich stets fand, daß vieles Bewunderte von Jean Paul die Vernunfts-Zergliederung nicht aushält. In seinem Umgang ist's noch viel schlimmer. Er schwatzt grenzenlos viel, meist von Getränk gesteigert, hört nur sich, ist verstimmt, sobald er nicht das Zentrum ist, und findet keine Schmeichelei zu grob. Dabei ist er, was man gut und sittlich nennt, im höchsten Grad, so daß ich ihm gut bin, ohne seine Schriftstellerei zu bewundern – aber ein interessantes Phänomen ist er durch die Natur seines Geistes und seiner Bildung. Nie sah ich einen Menschen, der also durch Bücher gebildet allein in seiner Phantasie lebt – er spinnt alles aus sich heraus, denn selbst wenn er etwas auffaßt, stampft er's erst durch und macht's zu einem Gebilde seiner Phantasie, weil es ihn als Wirklichkeit gar nicht interessiert. Keine Wirklichkeit interessiert ihn. Nicht Menschenschicksal, denn er geht mit Ihnen um ohne eine Äußerung der Teilnahme; nicht Natur, denn er hält die für Narren, welche eine schönere dem nächsten Krautgarten vorziehen; nicht Kunst, denn er kennt nichts durch eignen Anblick und hat hier Boisserées Bilder kaum einmal besucht, so wie er sie auch in Heidelberg vor zwei Jahren nicht studierte; endlich nicht Wissenschaft, denn er glaubt allen Magnetismus, hat darüber geschrieben und hat hier in den vier Wochen, daß er da ist, nicht sich entschließen können, eine Somnambule . . . zu besuchen. Was ihm in die Augen fällt, faßt er auf und gewinnt ihm, weil er so unerfahren und neu wie ein Neuseeländer ist und bei der Weise bleiben muß, bei seinem Verstand und seiner Phantasie und dem Vorwalten sinnlicher Regbarkeit meistens eine pikante Seite ab. Danach strebt er aber auch, und eine Art Widerhaarigkeit, die sich äußert, sobald er nicht faselt (en tout honneur), macht es ihm zum Bedürfnis, anders wie andre Leute anzusehen. Aus dem allen sehen Sie, daß wir nicht groß Freund waren. Nein! denn ich bewundre nicht und lasse mir nicht imponieren. Cotta ist auch nicht günstig von ihm angesehn aus eben dem Grunde. Matthisson hingegen hat ihn be-

wundert, und seine faselige Herzogin hat — elle a été à gogo mit bewundert, welches den ehrlichen Jean Paul ganz außer sich brachte vor Entzücken. Auf ihrem Landgute, wo er sie besuchte, hatte sie seinem alten Pudel eine Laube bauen lassen, einen Korb mit einem Rosenbette hingestellt, und die fürstlichen Kinder standen Schildwach davor. Nun! — dieser Jean Paul suchte seit langem „Le coeur humain dévoilé“ — er war entzückt, daß ich's ihm geben konnte, und — was die angeborne Tüchtigkeit seines Geistes beweist — er weiß das Buch völlig zu schätzen — schreit nicht Zeter, sondern sichtet. Aber da seine Bücher alles Reflexe aus Büchern sind, bin ich nur auf sein nächstes Werk begierig, um die Anklänge von Rétif . . . nachzusuchen.

120. Henriette Herz:

Auf meiner Reise nach Italien [Juli 1817] ging ich hauptsächlich deshalb über Baireuth, um Jean Paul nach sechzehn Jahren wiederzusehen. Ich verfehlte ihn, denn er war verreist. Aber in seinem Hause, wo ich seine Frau und Kinder fand, wurde mir sein von Meyer gemaltes Porträt gezeigt, welches sehr ähnlich sein sollte. Ich hätte es nie für das seine gehalten. Nach diesem Bilde hatte sich sein Äußeres durchaus nachteilig verändert. Sein sonst schmales und bleiches Gesicht war ganz rot und bierdick geworden. Sein Auge, welches außer dem immer schon etwas sonderbaren Blick früher schon klein war, war durch die Aufgedunsenheit des Gesichts noch kleiner geworden. Ich wünschte, daß hinsichts der Ähnlichkeit eine Täuschung obwalte. Sah er in der Tat so aus, so schien mir meine Folgerung, daß die kleine bierselige Stadt überhaupt nicht vorteilhaft auf ihn gewirkt habe, nicht zu kühn. — Der Zufall wollte, daß ich ihn auf meiner Rückreise von Italien gegen Ende des Juni 1819 in Stuttgart bei Cotta traf. Das Bild war ähnlich gewesen. Wir waren gegenseitig erstaunt über die Änderung unseres Äußeren. Er war wohlbeleibt, ich war mager geworden. Meine Voraussetzung, daß

er einiges von dem Spießbürgertum der kleinen Stadt angenommen habe, war nicht unrichtig. Dennoch war genug von dem früheren Richter geblieben, und wir freuten uns sehr miteinander. Es war das letztemal, daß ich ihn sah. –

Besuch in Löbichau (31. Aug. bis 17. Sept. 1819).

121. Gustav Parthey:

. . . Dies führte das Gespräch auf meinen Liebling Jean Paul, der im vorigen Sommer als Gast in Löbichau verweilte, und von dem Emilie[1]) mancherlei Anziehendes zu erzählen wußte. Von schlanker Gestalt und von geschmeidigen Bewegungen sei er eben nicht gewesen, und seine Toilette habe in bezug auf die Wäsche je zuweilen die glättende Sorgfalt einer weiblichen Hand vermissen lassen. Daß er seinen unzertrennlichen Gefährten, den Pudel, mit in den Abendsalon nehmen dürfe, ward ihm unter der Bedingung gestattet, daß der Pudel mit dem Schoßhündchen der Herzogin von Sagan, einem echten King Charles, gute Freundschaft halte. Den Tee habe Jean Paul als ein dünnes fremdländisches Getränk gänzlich verschmäht, dagegen habe er sich an dem guten Doppelbiere aus Gera erlabt. Jean Pauls Unterhaltung sei immer geistvoll und anregend gewesen, aber nicht frei von einer gewissen Schwerfälligkeit des Ausdrucks, deren Grund mehr in Gedankenüberfülle als in mangelnder Sprachbeherrschung gelegen. Abends habe er gern vorgelesen, aber nur von seinen eigenen Sachen, und weil ihm ohne Zweifel bekannt gewesen, daß man seinen Schriften öfter Dunkelheit vorgeworfen, wegen der bizarren Zusammenstellungen und wegen der kecken Gedankensprünge, so habe er sich beim Lesen bemüht, alles durch Erklärungen deutlich zu machen. Diese Erklärungen seien indessen manchmal auf eine gar zu geringe Fassungskraft der Zuhörer be-

[1]) von Gerschau, spätere von Binzer, Gesellschaftsdame der Herzogin von Sagan.

rechnet gewesen: ein goldbeschwingter Engel, erläuterte er, ist ein Engel mit goldnen Flügeln, die rosige Morgendämmerungstunde ist die Zeit des Tagesanbruchs u. s. w. Unter den Zuhörern befanden sich, auch als Gäste des Hauses, der Konsistorialrat Marheineke aus Berlin und der berühmte Kriminalist, Präsident von Feuerbach aus Ansbach, beide weder von Jean Pauls Schriften eingenommen, noch von seinen allzu deutlichen Erklärungen. Sie gingen eines Abends mit lautknarrenden Stiefeln im Saale auf und ab. Da unterbrach Jean Paul seinen Vortrag, indem er sagte: er habe wohl schon von vierhändigen Sonaten gehört, aber noch nie von vierfüßigen.

122. Anselm Feuerbach, Löbichau, Sept. 1819:

Ich wohne mit Jean Paul Tür an Tür. Er ist gütig und freundlich gegen mich, und ich armer Melancholikus gebe ihm Stoff zu tausend Witzen. Er schreibt Aphorismen, um sie des Morgens den Fürstinnen vorzulesen . . .

123. Emilie von Binzer:

. . . Diese Morgenvorlesungen fanden in Tannenfeld statt. Er saß auf dem Vorhause mit offener Türe nach der Freitreppe, wo mehrere von uns in guter Hörweite saßen; am erinnerlichsten ist mir ein schöner Aufsatz, ich glaube, er hieß: „Erinnerungen von schönen Stunden für die letzten". Ich habe das Schriftchen seitdem nicht mehr gelesen, aber damals schien es mir aus einem ebenso hohen Geiste wie reinem Herzen hervorgegangen. Ich hätte ihm gern die Hand geküßt, als er fertig war. Er erzählte damals noch allerlei: er habe verschiedene Fächer in seinem Schreibtische, wohinein er jeden Einfall, jedes merkwürdige Wort, das er gedacht und gehört habe, auf kleine Zettelchen aufgeschrieben lege und gelegentlich benutze. Mit mir persönlich hatte er nie eine andere Berührung als die der täglichen freundlichen Begrüßung und eine Äußerung des Beifalls, wenn ich gesungen hatte; ich war damals noch sehr jung und von geringem Interesse

für einen Mann wie Jean Paul; er hatte ganz andere Gegenstände für seine Huldigung, und seine Eitelkeit war auch nicht wenig geschmeichelt, sich von Fürstinnen dieser Art ausgezeichnet zu sehen. Die Herzogin Wilhelmine goß ihm in den ersten Tagen nach seiner Ankunft einen feinen Wohlgeruch auf sein Schnupftuch, das er die Naivetät hatte, ihr den letzten Tag vor seiner Abreise, noch von ihrer Gabe duftend, vorzuzeigen, ohne Arges dabei zu denken . . .

Solange Jean Paul in Löbichau war, mußte die Jugend sich darein finden, ernstere Abende zu verleben als vor- und nachher. Doch wurde auch manchmal der Jugend ihr Recht gegeben, und er nahm sich das seinige als Dichter, indem er beim Blindekuhspielen die Gefangene küßte, was diese vielleicht für unverfänglicher hielt, als er es wünschte . . . Die Polonaise war jetzt eben an der Tagesordnung; Herr von Fircks führte sie an, und Jean Paul sah sich in den liebenswürdigsten Verkettungen mit den schönen Fürstinnen und den jungen Mädchen des Kreises, was er vollkommen zu genießen wußte. Mitte September kehrte der von allen gefeierte Gast nach Baireuth zurück.

---

124. Platen:

Den 28. [Jan. 1820], aber sehr frühe . . . fragte ich nach dem Legationsrat Richter und besuchte ihn. Ich fand im Hause bloß sein Studierzimmer offen, wo er mich ziemlich freundlich empfing. Er ist ein Mann von etwas mehr als mittlerem Wuchse. Seine Stirn ist herrlich; etwas Unstetes in seinen Blicken mißfiel mir. Die Stube ist ziemlich elegant, auf zwei Seiten Fenster, auf zwei Seiten Büchergestelle; quer in der Stube ein Sofa an einem Schreibtische.

Ich unterhielt mich ziemlich lange mit Jean Paul; ich weiß nicht, warum er mich im Anfange für einen Mystiker halten wollte. Es war zuerst von Herder, sodann über einige philosophische Gegenstände die Rede, z. B. über Freiheit und Notwen-

digkeit, wobei wir im Anfange sehr geteilter Meinung waren, uns aber bald über den Standpunkt vereinigten. Er befragte mich sodann über meine Lektüre, und ich brachte nun die schöne Literatur aufs Tapet, um von Friedrich von Heyden zu sprechen. Ohne daß ich etwas davon erwähnt hätte, kam er mir damit entgegen, Goethe sei Schillers Gegensatz und ein Dritter müsse sie vereinigen . . .

125. Brief eines Reisenden aus Baireuth, Sommer 1820:

Meine Bewunderung und mein Enthusiasmus für diesen herrlichen Genius ward noch gesteigert, seitdem ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen . . . Ich konnte oft nicht sprechen, so eng und voll war mir das Herz, besonders da er sich nie etwas, was einem Komplimente ähnlich ist, sagen läßt . . . Wenn er spricht, sprudelt ebensoviel neuer Witz [wie in seinen Schriften], nur daß er oft im Gespräche seinen unerschöpflichen, unwillkürlichen Witz zurückhält und oft ein angefangenes Gleichnis halb unterdrückt. Die Ursache ist entweder in seiner Bescheidenheit, nach welcher er nicht immer glänzen will, oder in seiner Menschenfreundlichkeit, weil er fürchtet, seine Gesellschaft könnte ihn nicht sogleich verstehen und in Verlegenheit geraten; oder endlich, weil er schnell zu einem andern Gedanken überspringt. Diese Schnelle des Denkens ist erstaunlich, und ebensoschnell spricht er, so daß er mich fragte: „Verstehen Sie mich auch? Ich spreche sehr schnell.“ Überhaupt ist alles in und an ihm Bewegung. Er geht rasch auf und ab und riecht oft an in seinem Arbeitszimmer stehenden roten Nelken. Einmal sagte er mir: „Sehen Sie, wie in meinen Werken lieb' ich auch außer ihnen die Blumen.“ Einem jungen Dichter, der gerade zugegen war, riet er Astronomie und Reisebeschreibungen, damit er viel und neue Bilder bekäme. Er hat sehr lebhafte Träume, sagte mir seine Frau . . .

In seinem Studierzimmmer fanden sich viele Auszüge aus

Werken aller Wissenschaften. Er hat alle getrieben. Aus Dichterwerken aber hat er keine Auszüge gemacht. Er zeigte mir das Manuskript zu seinem neuesten Werke und sagte: „Einst war ich mit dem Niedergeschriebenen bald zufrieden, jetzt aber streiche und bessere ich oft." ... Goethen verehrt er sehr und wird, sagte mir seine Gemahlin, ihn noch einmal besuchen ...

Seine liebenswürdige Tochter Emma schreibt seine Werke ins reine, bevor sie zum Drucke kommen, obschon seine Handschrift recht schön ist. Seine Kinder, deren er drei hat, Emma, Ottilie und Maximilian, der in München studiert, erzog er selbst. Merkwürdig ist, sagte mir seine Frau, daß die Kleinen um ihn herum hüpfen und lärmen durften, ohne daß er im tiefsinnigsten Denken und Schreiben im geringsten gehindert wurde, da ihn doch fast jedes andere, auch kleinste Geräusch stört und quält. Er ist eine göttliche Natur. Alle, die ihm nahekommen, von fürstlichen Personen bis zu seinem Kutscher herab, sind von Liebe zu ihm hingerissen und erschöpfen sich in Lobeserhebungen über ihn. Er hat eine fast übernatürliche Magie, die Wesen liebend an sich zu ketten. Denke Dir einen solchen himmlischen Menschen als Magnetiseur! Ich glaube seiner Gemahlin recht gerne, daß er einem seiner Freunde, einem Geistlichen, ein Jahr Leben geschenkt. Er ist Arzt, aber nur in seiner Familie, wo er nie eines fremden Arztes bedurfte. Er ist, wie sich von selbst versteht, ein großer Freund der Natur. Den ganzen Vormittag arbeitet er in einem Garten, nachmittags zu Hause, besonders mit metaphysischen Gegenständen, mit denen er sich jetzt viel beschäftigt. Abends geht er in die bekannte Gesellschaft Harmonie. Sein Deutschland liebt er wie die Natur, die Menschen wie seine Freunde und seine Freunde wie sich. Von seinem Freunde Herrn Emanuel Osmund (der schon dreißig Jahre sein Freund ist) spricht er und fühlt für ihn ebenso warm wie ein Jüngling von seiner Geliebten ...

... Er ist mit keinen Auszugswerken aus seinen größern zufrieden. Er will, daß man ihn ganz lese und fühle. Jedoch

wird er selbst eine Auswahl aus seinen Schriften veranstalten. „Ich werde mich selbst bestehlen," sagt er mir. Die fühlenden Jünglinge in Deutschland vergöttern ihn, und häufig bekommt er Briefe von ihnen, die er aber freilich nicht beantworten kann, so daß er ein kleines Werkchen vielleicht herausgeben wird, das seine Antworten auf jene Briefe enthalten soll.

126. Gustav Parthey:

Am 26. Oktober 1820 verließen wir Löbichau und erreichten nach zwei kleinen Tagereisen Baireuth, wo die Herzogin [von Kurland] sogleich den Legationsrat Richter zum Abend einladen ließ . . . Ich fand ihn dem Bilde recht ähnlich, das ich mir nach Lesung seiner Schriften und nach Emiliens Beschreibung[1]) von ihm gemacht hatte. Seine Korpulenz gab ihm etwas Unbehülfliches, sein Gesicht glich dem eines ehrlichen Pächters, aber auf der hohen, schön gewölbten Stirn thronte ein hervorragender Geist. Seinen Humor zu zeigen fand er wenig Gelegenheit; nach einigen kleinen Proben sah man, daß er durchaus trocken, d. h. von dem Mantel des Ernstes umhüllt sei, wie dies in dem unschätzbaren Kleinode: „Attila Schmelzles Reise nach Fläz" durchgängig der Fall ist. Als die Herzogin bedauerte, ihm keinen Tee anbieten zu können, da sie von Löbichau her wisse, daß er denselben nicht trinke, so sagte er mit der größten Harmlosigkeit: „Ei, wenn Ew. Durchlaucht gütigst erlauben, so setze ich mein Bierkrügel neben die Teetassen." Und alsbald erschien ein Humpen besten Baireuther Bieres, der im Laufe des Abends unter den anregendsten Gesprächen geleert ward. Seine Gedankenfülle zeigte sich, wie Emilie richtig bemerkte, in der momentanen Schwierigkeit, den adäquaten Ausdruck zu finden . . . Beim Abschiede zündete Jean Paul im Vorsaale eine kleine Taschenlaterne an und wandelte langsam nach seiner Behausung durch die dunkeln Straßen von Baireuth, wo man weder von Lampen- noch von

[1]) S. oben S. 179.

Gaslicht etwas zu wissen schien. Den getreuen Pudel hatte er zu Hause gelassen.

Besuch in Bamberg (April 1821).

127. Karl Friedrich Kunz:

Es war im Jahr 1821, als Jean Paul abermals nach Bamberg kam. Der nächste Zweck seiner Reise war, die zu einem Konzerte hier eingetroffene gefeierte Catalani zum erstenmal zu hören. Er freute sich ungemein auf den ihm bevorstehenden Genuß und bat vor dem Eintritt in den Saal mich dringend, ja niemanden auf ihn aufmerksam zu machen, noch weniger ihn vorzustellen, „weil er ganz ungestört den zu erwartenden Kunstschmaus genießen möchte".

. . . Der erste Eindruck, den die gefeierte Sängerin auf Jean Paul machte, war nicht günstig. Die Prätension, mit der sie auftrat, gefiel ihm nicht, und er sagte mir leise ins Ohr: „Auch eine Theaterprinzessin!" Nach der ersten Arie, die stürmisch beklatscht wurde, wozu ich ebenfalls mein Scherflein beitrug, sprach er: „Sehen Sie, das kann ich nun nicht; denn kein bloßes Staunen über eine Größe oder über ein Madonnenbild ohne Gnade kann meine Hände in Bewegung setzen; ich muß durch und durch ergriffen sein, soll es geschehen, und das bin ich nicht, gestehe ich Ihnen offen, — vielleicht zu meiner Schande!"

Während der Pause nach der ersten Abteilung sagte er: „Ich habe Durst, verschaffen Sie mir ein Glas Bier." Ich führte ihn in das untere Gastzimmer, und während des Trinkens bemerkte er: „Das ist ein übles Zeichen, wenn inmitten eines Kunstgenusses irgendein körperliches Bedürfnis sich in mir regt; bei der Mara und bei Abt Vogler war das nicht der Fall!"

Bei der ersten Arie in der zweiten Abteilung schien er aufzutauen, denn er beklatschte sie; als aber die Künstlerin zum Schlusse ihr herzerschütterndes: „God save the King" schmetterte, geriet er fast außer sich, er drückte mir heftig die Hand, Tränen

liefen die Wangen herab, und sein „Bravo! Bravo!" wollte nicht aufhören.

Beim Nachhausegehen zu mir konnte er des Lobes über den Vortrag des letzten Liedes nicht satt werden. „Das hat mich vollkommen ausgesöhnt," sprach er, „da war Seele im Lied! Ja, ich gestehe Ihnen, ohne dies Lied würde mich meine Fahrt nach Bamberg gereut haben. Ach! was liegt doch in der menschlichen Stimme für eine Wunderkraft! Aber eben dies Bewußtsein, das mich so lebhaft durchdringt, verkümmert mir so manchen Genuß; denn wie gesagt, bloße Virtuosität, Kehlenfertigkeit, kann ich zwar bewundern, aber ich werde nicht ergriffen, und der Gedanke an Automate stellt sich bei mir — oft zu meinem Verdruß! — immer da gleich ein, wo keine Seele singt usw."

Die Unterhaltung beim Abendessen, wobei nach Jean Pauls ausdrücklichem Verlangen niemand als meine Familie zugegen war, bezog sich anfänglich ausschließlich auf den Gesang der Catalani, dann auf Vokalmusik überhaupt, über die er herrliche Worte sprach. Das Gespräch führte auch auf sein sogenanntes Lieblingslied: „Namen nennen dich nicht", von dem ich zu meiner Überraschung aus Jean Pauls Munde zum ersten Male hörte, daß es — wie ich nebst vielen bisher irrig geglaubt hatte — weder von ihm gedichtet, noch sein Lieblingslied sei. „Allerdings", sagte er lächelnd, „ist es jetzt mein Lieblingslied, da die Welt es dazu gemacht hat, sie will, daß es meines sei, und warum sollte ich nicht (der ich überall damit angesungen werde) ihr, der ich schon so viel zu Gefallen getan, auch diesen Gefallen tun! Wohl könnte es mir aber zuweilen zum Verdruß werden, sorgte wiederum die Welt nicht dafür, daß ich die Textworte auf die verschiedenste Weise vernehme, bald verkürzt, bald verlängert, bald in Variationen. Alle Änderungen, die ich bisher noch gehört, sind freilich sehr schwach gegen den reinen Urtext, doch wird oft die Monotonie, die ein und derselbe Text erzeugen

würde, durch die Neugierde: wie heute, gegen gestern, die Worte lauten werden, verdrängt."

Jean Paul war den ganzen Abend hindurch in der heitersten Gemütsstimmung. Er erzählte unter anderem mehreres aus seiner Jugendgeschichte, und als er auf den Tod der Mutter kam, war seine Rede vorzüglich an meine Kinder gerichtet, denen er mit unbeschreiblicher Innigkeit den Gedanken zu Herzen redete: welch ein Glück es für sie sei, sich des Daseins ihrer Mutter noch freuen zu können. Mit sichtbarer Rührung erzählte er das Unglück, das ihn betroffen, seiner Mutter nicht haben die Augen zudrücken zu können, da er, als der Tod sie ereilte, entfernt von ihr gewesen sei; den herzzerreißenden Schmerz, den er empfunden, als er das teuere Erbstück, was sie ihm hinterlassen, und was er noch immer als ein Heiligtum bewahre: ihr Spinnbuch erblickt, worin sie aufgeschrieben, wieviel sie von Monat zu Monat ersponnen, größtenteils für ihn ersponnen, usw.

Wie Jean Paul die außerordentliche Teilnahme bemerkte, die wir alle (besonders die Kinder, denen die Augen dabei voll Tränen standen) seinen Erzählungen widmeten, verbreitete er sich über sein ganzes Haus- und Vaterleben, z. B. über seine glückliche Ehe, seine liebenswürdigen Kinder (sein Sohn lebte damals noch), deren Äußeres er den meinigen dadurch deutlich zu machen suchte, daß er einzelne Teile ihres Körpers mit denen seiner Kinder verglich, z. B. den Mund, die Stirne, die Augen usw. Er erzählte ferner mit höchster Gemütlichkeit von seinem Eichhörnchen, seinem Hunde, seinen Kanarienvögeln, — wie er sie zähme; von ersterem die Anekdote, wie er es bei einer Taufhandlung in der Tasche gehabt, usw.

---

128. Ludwig Rellstab:

[24. Aug. 1821.] Um fünf Uhr verließ ich mit pochendem Herzen das Gasthaus. — Nicht ohne einige Beklemmung hatte ich den Kellner nach der Wohnung des Legationsrats Richter —

ein Titel und Name, der mir ewig fremd geblieben ist, wenn ich an Jean Paul dachte — gefragt und geläufigen Bescheid erhalten. Jetzt stand ich vor dem bezeichneten Hause, ich betrachtete es lange, von wechselnden Empfindungen durchwallt. Endlich trat ich ein, stieg die zwei Treppen hinauf und zog die Klingel ... Ein junges, freundliches Mädchen, etwa achtzehn Jahre alt, öffnete mir die Tür; auf meine Frage nach dem Legationsrat Richter antwortete sie durch eine nach meinem Namen und rief, als ich diesen genannt hatte, so freundlich als unbefangen: „Oh, das wird den Vater sehr freuen; wir haben Sie schon lange erwartet; ich werde ihn sogleich rufen." Mit diesen Worten verließ sie eilig das Zimmer, in das ich getreten war ... Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück mit der frohen Botschaft, der Vater werde sogleich kommen. Sie nötigte mich darauf, ihr in ein anderes Zimmer — das Familienwohnzimmer — zu folgen, wo sich eine junge Freundin von ihr befand. Die Damen setzten sich zu weiblichen Arbeiten nieder, und ich, im Verkehr dieser Art als Großstädter nicht befangen, war bald mit ihnen im Gespräch, nur daß ich etwas zerstreut blieb, weil mein Herz und meine Blicke sich unverwandt nach der Tür richteten, durch die ich Jean Paul eintreten zu sehen hoffte. Er blieb endlich der Tochter selbst zu lange, und trotz meines Abwehrens ging sie noch einmal zu ihm hinüber. Jetzt folgte er ihr auf dem Fuße. Ein Mann trat ein, schlicht bürgerlichen Ansehens, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, die Stirn hoch, das Haar frei aufwärts gekehrt, nicht wild, aber auch nicht geordnet, die Nase gekrümmt, der Mund wohlwollend, im Auge Leben, der Ausdruck ernst und freundlich zugleich, doch keiner dieser Züge so hervorstechend, um etwa daraus einen unmittelbaren Schluß auf die Natur des Geistes zu machen, der in diesem Haupt wohnte; sondern dieser warf erst im Gespräche seine bedeutungsvollern Lichter auf die Züge des Bildnisses. Im Eintreten sprach Jean Paul: „Nun, das freut mich, daß ich Sie endlich selbst sehe; seien Sie uns herzlich willkommen!" Dabei

reichte er mir die Hand und verstärkte dadurch den Ausdruck wahrer Freundlichkeit und herzlichen Wohlwollens, der in den Worten lag. Meine ersten Erwiderungen waren etwas befangen; es ist nicht möglich, einem solchen Manne gegenüber die schwächlichen Formen konventioneller Höflichkeit frei anzuwenden, und es ist andererseits bei dem Abstande, in dem man sich fühlt, ebensowenig schicklich, sie ganz außer acht zu lassen. Ob ich den richtigen Mittelweg, den mich Verehrung und Liebe gehen ließen, getroffen habe, will ich dahin gestellt sein lassen. Doch Jean Paul gab mir auf dem schwer zu wandelnden Pfade schnell eine treuherzig leitende Hand, und nach wenigen Minuten empfand ich nur das Glück seiner Gegenwart, mich selbst im freiesten Behagen des Genusses. Ich übergab ihm noch zwei Briefe, den einen von einem Jugendgenossen, dem Kriegsrat Ahlefeldt in Berlin (seitdem auch längst verstorben), den andern von Tieck. Der erste weckte nur eine flüchtige, aber doch freundliche Erinnerung an einen Mann, mit dem ihn mehr die zufälligen Lebenswege als innere Beziehungen zusammengeführt hatten; den zweiten, von Tieck, ergriff er mit Freude. Er sagte, indem er ihn öffnete: „Es ist mir lieb, daß Sie mir Briefe bringen, denn Sie erfreuen mich immer: doch Sie hätten der Empfehlung nicht mehr bedurft."

Das erste Gespräch knüpfte sich mehr an äußere Gegenstände, es vertiefte sich in nichts, was einen nähern Bezug zu Kunst und Wissenschaft gehabt hätte. Jean Paul gewährte mir, und mein Dankgefühl dafür wird mich bis an das Ende meines Lebens begleiten, mehr einen ersten Empfang des Herzens als des Geistes. – Er fragte, nachdem er die Briefe flüchtig angesehen, nach meiner Reise. Da er hörte, ich sei diesen Morgen zu Fuß über das Gebirge von Wunsiedel gekommen, wallte er freudig auf, drang mit wohlwollendem Eifer in mich, mich zu setzen, bot mir Wein, Bier, Kaffee nach Wahl zur Erquickung an und äußerte seine aufrichtige Freude, daß seine Lieblingsart zu reisen, nämlich zu Fuß, auch die meinige sei, etwas, wozu er mir als einem Groß=

städter weder Kraft noch Neigung zugetraut hätte. Es wurde uns jetzt ein Krug seines Lieblingsgetränkes, jenes berühmten Baireuther Biers gebracht, während die Damen, glaube ich, Kaffee tranken, und wir setzten uns zu wahrhaft herzlichem und vertraulichem Gespräch nieder. Wie waren die Strahlen dieser fernhin so glühend machtvollen Sonne des Geistes in der Nähe so warm, so mild! Wie wurde mir wohl in dieser unmittelbaren Berührung, wie erfüllte sich die Seele mit Rührung und näherer Hinneigung zum Guten, Schönen, Edeln, Bessern in Leben und Kunst!

Wohl eine Stunde mußte ich mit dem tiefverehrten Manne aufs vertraulichste, anspruchsloseste sprechen. Ich redete mehr als er, denn er fragte viel; in seiner Einsamkeit zu Baireuth waren ihm die Bewegungen in Wissenschaft und Politik, die ich in den Kreisen, in welchen ich mich bisher bewegt hatte, lebendiger und unmittelbarer anzuschauen Gelegenheit fand, von großem Interesse. Er wollte darüber unterrichtet sein; ich gab, was ich vermochte. Er fragte mich zunächst nach Tieck, dessen Brief er wiederholentlich las. Eine Stelle in demselben: „Ist keine Hoffnung, daß meiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, vollendet werde?" gab ihm Stoff, sich über diesen Gegenstand, der mir von höchstem Interesse war, zu erklären. Er sagte: der Plan sei fertig, aber er habe so viel Entwürfe im Kopfe, daß er noch nicht wissen könne, wann er an die Vollendung gehen werde. Auch die unsichtbare Loge wolle er vollenden, zuvor jedoch den Kometen (der erst vor einigen Monaten erschienen war), und überdies arbeitet er an seinem Leben. Die Herausgabe einiger älterer Schriften in neuer Auflage habe ihn auch einige Zeit lang beschäftigt. „Die grönländischen Prozesse", erzählte er, „erscheinen aufgelegt und umgearbeitet; ich habe vieles geändert, hauptsächlich weggestrichen, aber ich habe den Jüngling stehen lassen; denn nur als das Werk des achtzehnjährigen Jünglings hat es einen Wert und eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Die Jugend mußte also darin bleiben, mit allen ihren Fehlern."

Nach diesen Äußerungen über eigene Werke, die durch Tiecks Brief angeregt worden, fragte er mich viel nach diesem, nach seiner Lebensweise, was er jetzt schreibe, zunächst beabsichtige, ob sein Werk über Shakespeare nicht bald erscheinen werde, über welches alles ich ihm, soweit ich vermochte, Auskunft gab. — „Ein solcher Mann wie Tieck", schloß er, „fehlt mir hier; er gerade wäre der, mit welchem ich über so vieles sprechen könnte, was ich jetzt allein verarbeiten muß. Das ist der Fehler eines so kleinen Ortes wie Baireuth, doch hat er auf der andern Seite wieder große Vorzüge. Aber Tieck sollte hier wohnen!"

Er fragte ferner nach Schleiermacher, Hegel, ihrem persönlichen Verhältnis zueinander und erwähnte dabei gelegentlich manches über sein früheres zu Fichte, was ich indes, teils, weil mir das Genauere entfallen ist, teils, weil es zu abgerissen war, und hauptsächlich, weil es im engsten Vertrauen geäußert wurde, nicht näher berühren will. — Alle berühmten Männer der Universität mischten sich in unser Gespräch, doch weniger in wissenschaftlicher Beziehung, als wie man nach alten Freunden fragt, über die ein Augenzeuge das Neueste berichten soll.

Zwischen diesen Gesprächen richtete Jean Paul oft freundlich scherzende Worte an die jungen Mädchen und verflocht sie auf die zwangloseste und angemessenste Weise in unsere Unterhaltung. Ich habe die Einzelheiten bis auf eine, die in ihrer Form auch echt Jean Paulisch ist, vergessen. Er fragte die junge Freundin seiner Tochter, da gerade von der Lust der Mädchen am Spiegel die Rede war: „Sehen Sie nicht gern in den Spiegel?" — „Nicht allzu gern, und nicht ohne Not." — „Aber doch wenn Sie gerade vorübergehen, haschen Sie gern einen flüchtigen Blick?" — „O nein." — „Auch nicht, wenn Sie schwarzen Kaffee trinken? Spiegeln Sie sich da nicht ein wenig in der Tasse?" — Die Antwort war eine lächelnde: „Das ist mir noch nicht eingefallen." — Ich weiß nicht, ob es andern ebenso geht, allein ich fand in dieser seltsamen Wahl eines Spiegels einen

bezeichnenden Zug von der Neigung unseres Dichters, besonders physikalische Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge als Hebel der Charakteristik oder der Wendung der Ereignisse zu benutzen.

Die Stunde, welche mir Jean Paul schenkte, war schnell verflossen. Er verließ plötzlich das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen; ich glaubte anfangs, es sei nur augenblicklich und er werde bald wieder eintreten; doch da eine Viertelstunde und länger vergangen war und er sich mir noch nicht wieder zeigte, sah ich wohl, daß es seine Art sei, sich ohne Abschied wieder an seine Arbeit zu begeben und seiner Tochter den Überrest der geselligen Pflichten zu überlassen . . .

Am folgenden Tage [26. Aug.], es war ein Sonntag, ging ich . . . nachmittags wieder zu Jean Paul . . . Sein Empfang war wieder sehr wohlwollend, aber diesmal nicht so unverkennbar freudig und herzlich. Er schien mir etwas aufgeregt vom Arbeiten, was sich auch auf seine Art zu sprechen übertrug. Dies wurde vorteilhaft für mich, denn er wandte sich heut mit mehr Anteil und Stetigkeit solchen Gesprächen zu, welche die innersten Beziehungen meines Lebens berührten. Er sprach von vielen literarischen Verhältnissen, von Büchern, Zeiten und Menschen, und gab diesmal fast nur, statt, wie neulich, fast nur zu verlangen . . .

Jean Paul erwiderte auf meine in hergebrachter Weise geäußerte Befürchtung, ob ich ihn störe, mit den Worten: „Nicht mehr als jemals; ich arbeite immer, wenn ich zu Hause bin, also stört man mich stets oder nie. Ich freue mich aber sehr, daß Sie gekommen sind; denn wir haben noch vieles zusammen zu sprechen; es tut mir nur leid, daß ich gerade jetzt, da ich bald abreisen will, so von Geschäften gedrängt bin. Doch müssen wir noch einmal recht ausführlich miteinander reden, von Ihren Gedichten und von vielem andern."

Ich bat ihn, mir die Stunde eines solchen Gesprächs selbst zu bestimmen, damit ich nicht zur ungelegensten komme; meine

Zeit in Baireuth gehöre ihm allein, und es sei mir daher jede Bestimmung gleich willkommen. Er versprach, mich mit Nächstem wissen zu lassen, wann er hinreichende Muße dazu habe. „Ich muß Ihre Gedichte erst wieder durchsehen und habe sie schon dazu herausgelegt," knüpfte er den Faden des Gesprächs bei einem speziellen Gegenstande an. „Es ist zu lange her, daß ich sie gelesen habe, und daher sind meine Erinnerungen nur unbestimmt. Doch hat mir die Andromache sehr zugesagt." . . . Er lobte mich wegen meiner Liebe für die Antike und ermahnte mich, an dem fleißigen Studium und Lesen der Alten festzuhalten, weil sie stets der leitende Kompaß bleiben, um sich in dem Gedränge mannigfaltiger, verworrener Gestaltungen der neuen Poesie nicht zu verlieren oder auf Abwege bringen zu lassen. „Das ist das Verdienst der Schlegel," warf er hin, „daß sie bei ihren romantischen Flügen sich stets von dem festen Boden der Antike erheben. Hätten sie die Alten nicht so gut gekannt, sie würden sich noch viel weiter verirrt haben."

Dieses „viel weiter" brach eine neue Bahn für das Gespräch. Es wandte sich auf die Leistungen der sogenannten romantischen Schule, auf Tieck und die Schlegel überhaupt . . . Ich hatte, mich selbst tadelnd, geäußert, meine Lektüre sei noch so lückenhaft, und ich hätte nicht einmal sämtliche kritischen Werke der Schlegel gelesen, die mir durch das, was ich von ihnen genauer kenne, doch so belehrend gewesen seien; einen gewissen Sinn jenes Wortes „viel weiter" müsse ich indessen wohl zugeben, da manches in den produktiven Leistungen dieser Männer auch mir nicht ganz zusage. — Jean Paul erwiderte, nicht ohne einigermaßen gereizt zu sein: „Sie brauchen auch die kritischen Werke der Schlegel nicht zu studieren, Sie würden auf weitere Irrwege geführt werden." Er ereiferte sich hierauf lebhaft gegen die beiden berühmten Brüder, besonders aber gegen Friedrich Schlegel, dessen damalige Stellung zur katholischen Kirche er auf das entschiedenste angriff. Sein Unwille war übrigens mehr ein

sittlicher als ein ästhetischer . . . Er beschloß seine lebhafte Rede mit den Worten: „Meine Unsterblichkeit, von der man mir oft spricht, ist eine ganz andere, als die Leute meinen. Die der Schlegel ist aber eine viel sterblichere, sie ist schon gestorben; höchstens das Bissige an ihnen, die Zähne werden sich erhalten, wie nach den Physiologen die Zähne derjenige Überrest des Menschen sind, der am längsten der Zeit widersteht." . . .

Die Voßsche Übersetzung des Shakespeare war damals noch eine Neuigkeit, die man viel besprach. Jean Paul fragte mich, was Tieck davon halte. Dieser hatte sie höchlichst getadelt; Jean Paul war nicht damit einverstanden, sagte aber das geistreiche und merkwürdige Wort: „Das glaube ich wohl, Tieck muß sie tadeln, aber die Ursache dazu ist er selber, weil er Besseres leisten könnte. Für ihn ist die Übersetzung auch nicht gut, die uns gefallen darf."

Überhaupt, nachdem sich sein angeregter Eifer gegen Tadelnswertes ausgelassen hatte, kehrte er aus natürlichem Wohlwollen und reiner Unparteilichkeit von selbst zu verdienstlicheren Seiten zurück und verweilte mit sichtlicher Liebe dabei. Er kam beharrlich auf den schon oben angeführten Wunsch zurück, daß ein so kunstgebildeter Geist wie Tieck in seiner Nähe leben möchte, und räumte frei ein, worin er sich ihm unterordnen, von ihm empfangen würde, ohne dabei seinem eigenen Standpunkte etwas zu vergeben.

Über Voß' Übersetzung und Übersetzungen (der Singularis bezeichnet die des Shakespeare durch den Sohn, der Pluralis die des Homer, Virgil, Horaz usw. durch den Vater) äußerte er sich noch mehrfältig und zeigte eine große Vorliebe für dieselben . . . Besonders machte er es für Johann Heinrich Voß als ein bleibendes Verdienst geltend, daß er die antike Welt heimisch in der deutschen Literatur gemacht habe; was davon in Schillers und Goethes Werke übergegangen sei, komme zum Teil gleichfalls auf Rechnung der durch Voß gegebenen Anregungen. Er

nannte ihn den Reiniger der deutschen Literatur durch die alte. – Abermals wandte sich Jean Paul zu Tiecks Verdiensten um das Verständnis des Shakespeare und seine Verbreitung. Dabei brach er aufs neue in die Klage aus, daß dessen so oft angekündigtes Werk über den großen britischen Dichter nicht endlich zutage komme; er erwartete sehr viel davon. „Wenn ich", sagte er komisch zürnend, „den Meßkatalog in die Hand bekomme, ärgert mich Tieck jedesmal; denn eines der ersten Bücher, wonach ich suche, ist seines über Shakespeare, und jedesmal finde ich es, statt vorn unter den erschienenen Werken, hinten unter denen, die noch erscheinen sollen." – Ich entgegnete ihm darauf, daß Tieck einen ähnlichen Zorn gegen ihn über seine unvollendeten Bücher, die unsichtbare Loge und Flegeljahre, hege, zu dem wenigstens ebensoviel Ursache vorhanden sei; Jean Paul erwiderte darauf ungefähr dasselbe, was er mir am ersten Tage über diese Bücher gesagt hatte, so daß sich in diesem Punkte unser erstes Gespräch nur ausführlicher wiederholte . . .

[28. Aug. früh.] . . . Ich kleidete mich rasch an, um ins Freie zu gehen. Da erklangen fröhliche kriegerische Töne in der Straße; es war die Schützengilde von Baireuth, welche heranzog. Ich lehnte mich ins Fenster und sah der marschierenden stattlichen Kompagnie entgegen, der, wie dies in kleinen Städten zu sein pflegt, auf beiden Seiten der Straße eine muntere Schar von Knaben und Mädchen voranzog, immer halb mit den Köpfen rückwärts nach dem festlichen Schauspiel gewandt. Plötzlich rief aus der bewegten Menge eine Stimme zu mir herauf. „Guten Morgen!" Es war Jean Paul, der mitten unter der fröhlichen Jugend vorüberzog. Er hatte einen gelbbraunen Überrock an, einen schwarzen Strohhut auf und trug eine Art von Reisetasche über den Schultern, in der er seine Manuskripte bewahrte. Sein treuer gelehriger Pudel, Ponto, von dem ich noch später zu erzählen habe, sprang neben ihm her. Dieses „Guten Morgen" tönte mir freudiger bewegend ins Ohr als der frische Kriegs-

marsch der Schützen; ich erwiderte es heiter grüßend zwei-, dreimal. Halb umgewandt rief mir Jean Paul noch zu: „Nun, heute nachmittag sehen wir uns!" und zog dann mit der Menge weiter, bald durch diese und den militärischen Zug meinem Nachschauen entrückt.

... Mit dem Schlag 1/2 4 Uhr stand ich in der Tür des Gasthäuschens der Frau Rollwenzel. Diese selbst fragte ich nach dem Legationsrat Richter. „Sind Sie der Herr, den der Herr Legationsrat erwartet?" erwiderte die Frau. „Sie kommen schon zu spät," setzte sie mit der Stimme und dem Ton hinzu, wodurch man jemandem ausdrückt, daß er sehr gefehlt habe; „der Herr Legationsrat hat schon zweimal nach Ihnen gefragt." ... Es wurde mir darauf das Zimmer geöffnet, in dem Jean Paul geschrieben, aber seine Arbeiten schon zusammengepackt hatte, und er trat mir mit dem Manuskript einer von mir gedichteten Oper „Dido" in der Hand entgegen. Nach freundlichem Gruß begann er: „Ich habe dies Werk bisher nur flüchtig angesehen, aber jetzt im Hinausgehen es aufmerksam ganz durchgelesen und finde nun, daß es Ihr bestes ist." ... Jean Paul ging hierauf das Gedicht bis in die kleinen Einzelheiten des Versbaues mit mir durch und besprach sowohl den Gedanken desselben, die größeren Verhältnisse der dramatischen Anordnung, der Charaktere, als die Mängel und Vorzüge der Sprache ... Ich war in einem Hauptpunkt, den Schluß des Gedichts betreffend, durchaus entgegengesetzter Meinung mit Jean Paul und verteidigte mich, wenngleich bescheiden, in der Form des Zweifels, doch lebhaft. Vielleicht waren wir beide im Recht. Das Verhältnis war folgendes: In der Verzweiflung über die Treulosigkeit des Äneas bricht Dido in Verwünschungen der Menschen und Götter aus und tritt in offene Empörung zu den Lenkern des Geschicks. So stürzt sie sich in die Flammen des Scheiterhaufens und stirbt mit dem Liebesausruf „Äneas!" Jean Paul fand diesen Schluß zu schneidend; er

wollte die Auflösung der Dissonanz, einen versöhnenden Ausgang. Ich wandte ihm ein, daß die mythische Tat, deren Abänderung nicht in meiner Macht stehe, diesem Ansinnen insofern widerspreche, als die Versöhnung nicht durch eine Handlung möglich sei. In der Gesinnung aber bewerkstellige sie sich durch die Rückkehr zu der Liebe, indem Dido mit keinem Fluch, sondern mit dem Namen des Geliebten auf der Lippe vom Leben scheide. Doch Jean Paul wollte mir das nicht gelten lassen und wurde sogar etwas eifrig über meinen Widerspruch, so daß ich, wiewohl unüberzeugt, schwieg . . . Bis auf diesen Punkt fiel sein Urteil über alle Hoffnung günstig aus; er fand sich — wie hätte ich mir jemals eine solche Wirkung auf einen so viel höher organisierten Geist zugetraut! — von manchem sogar dichterisch gerührt und erschüttert, nannte es schön und gab mir das Manuskript mit den Worten: „Sub Apollinis auspiciis!", die er auf den Titel geschrieben, zurück...

Um gemütlicher zu sprechen, lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen und einen Krug des ihm so wohltuenden Baireuther Biers mit ihm zu leeren. Er hatte es kein Hehl, daß er dieses Getränks wegen in Baireuth wohne, da er es nirgend anders seinem Körper und Geist so zusagend finde. „Es nährt, stärkt mir die Nerven und macht mich heiter," sagte er; „jedes andere macht mich stumpfsinnig, träg, schwer, benommen. Nur dies ist meiner Gesundheit zuträglich, und da diese mir zu meiner Arbeit unentbehrlich ist, bleibe ich in Baireuth, das ich sonst wohl verlassen würde." — Als wir uns gesetzt hatten und die Gläser eingeschenkt waren, stieß er deutsch und herzlich mit mir an. Ich erinnerte ihn daran, daß heute ein merkwürdiger Tag für Deutschland sei, Goethes Geburtstag; dies erfreute ihn lebhaft, und wir tranken auf das Wohl des Dichters, den Jean Paul aufs höchste verehrte, wenngleich in dem Gespräch über ihn sich nichts von dem Schauer der Verehrung bemerkbar machte, den Varnhagen . . . wahrgenommen haben will[1]). Im Gegenteil sagte

[1]) S. oben S. 74.

Jean Paul, da wir von den eben erschienenen Wanderjahren sprachen: „So sehr ich ihn verehre, hier hat er mich wahrhaft geärgert. Wie kann er in dem Buch ohne irgendein anderes Motiv, als daß jemand etwas erzählen soll, alle die kleinen Novellen oder Märchen zusammenbringen, die einzeln im Cottaschen Kalender gestanden haben? So etwas sollte Goethe nicht tun! Er gibt damit das schlimmste Beispiel für die flüchtige Literatur unserer Tage.“ Auch über vieles andere in den Wanderjahren äußerte er sich tadelnd, besonders über die seltsamen Erziehungsprinzipien, Theorien oder Phantasien, wie man das dahin Einschlagende dieses Buchs nennen mag. Er prophezeite dem Werk kein gutes Schicksal; es werde, wie manches andere von Goethe, nur durch seinen Namen Zusammenhang mit seiner Wirksamkeit behalten und von der Bildung und dem Interesse der Zeit abgleiten, sobald die Periode vorüber sei, die jetzt jeden Gebildeten nötige, von einem neuen Werk Goethes Notiz zu nehmen . . .

Zu einigen Tagesschriftstellern übergehend, wurde zuerst E. T. A. Hoffmann genannt. Über diesen äußerte er sich ziemlich unwillig. Er sprach zuerst im allgemeinen von den neuern Berühmtheiten: sie müßten so gar wenig in sich haben, weil der geringe Ruhm sie gleich so aufblase, daß sich ihr inneres Feuer ganz luftartig verdünne. (Eigene Worte.) „Die meisten sind ewig abwärts sinkende Sonnen, die bei ihren Aufgängen kulminiert haben. So auch Hoffmann. Ich führte ihn durch eine Vorrede ins Publikum ein und machte, daß er in Deutschland gelesen wurde. Ich war aber der Meinung, sein erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes sein, sondern er werde höher steigen. Als das eines jungen Autors war es lobenswert, wiewohl nicht von selbständigem Gehalt, mit Ausnahme der Ansichten über Musik, weil er diese Kunst gründlich studiert hat, andere daher nicht so eingehend über sie zu schreiben wissen. Sonst aber ist in dem ersten wie in den folgenden Werken das Beste Nachahmung und Plünderung, besonders von Tieck und mir.

Jetzt, wo der Autor seinem Ruhme gewachsen sein soll, sieht man schon, wie er ihn untergräbt. Er wiederholt sich selbst und steigert seine Ausartungen, so daß ich jetzt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern habe."

Ich befragte Jean Paul um seine Meinung über Walter Scott; er ging kurz darüber hin, lobte im allgemeinen und verwies auf ein gedrucktes Urteil von ihm, das ich jedoch nicht gelesen, und leider bis heute nicht. Von Lord Byron sagte er, seine Stellung in der Welt verderbe seine Stellung in der Kunst. Doch sprach er auch über ihn nur obenhin.

Dresden lag sowohl wegen meines Dortherkommens als wegen eines Aufenthalts, den er selbst dort zu nehmen seit lange aufgefordert war, der Wendung des Gesprächs sehr nahe. Jean Paul nannte und kannte fast alle dort oder in Sachsen überhaupt lebenden Schriftsteller, wie Friedrich Kind, Theodor Hell, Apel, Laun, Gustav Schilling usw., ein Beweis, daß er es nicht verschmähte, sich um alles, was irgendeinen Namen in der Literatur gewonnen hatte, zu bekümmern und zu prüfen, auf welchen Ursachen Ruf oder Ruhm begründet waren. Man erlasse mir's, das Urteil Jean Pauls über die einzelnen des Dresdener Kreises zu wiederholen; bestimmter charakterisierende Züge sind mir ohnehin entfallen. Es war jedoch im ganzen durchaus billig, ohne daß irgend die Stufe verkannt oder erhöht worden wäre, welche man der Gattung literarischen Verkehrs einräumen durfte, die von diesen Männern vertreten wurde. Am meisten tadelte er die geringe Individualität des Stils an diesen vielbekannten Novellisten und Romanschreibern und die ganz generelle Physiognomie ihrer Charaktere, die sich fast nie zu einer Besonderheit ausbildeten. Dagegen gab er für die meisten ein leicht gestaltendes Talent für die Verknüpfung der behandelten Ereignisse zu und ging sogar so weit, sich einiges davon zu wünschen. „Am schlechtesten" – dieses Ausspruchs erinnere ich mich bestimmt – „gelingt diesen Schriftstellern, was freilich das

Schwerste ist, die Tugend zu zeichnen." Zumal Schillings tugendhafte Frauenzimmer wollte er durchaus nicht gelten lassen; er verschloß ihnen mit sarkastischer Schärfe jeden Himmel der Unsterblichkeit, sowohl den dichterischen als den christlichen. „Wenn man sie genau betrachtet und zergliedert, so gehören die besten seiner tugendhaften Heldinnen doch eigentlich ins Spinnhaus," so beschloß er seinen satirischen Ausfall darüber.

„Mich zieht vieles nach Dresden," wandte er sich wieder den allgemeinen Redepunkten zu, „die Galerie, die Antiken, die Musiken in der katholischen Kirche, die schönen Spaziergänge, auch einige Menschen, z. B. Tieck. Allein vor den andern Schriftstellern scheue ich mich, und in ihren Liederkranz, oder wie sie ihren Verein heißen, mag ich vollends nicht hinein." . . .

So streng Jean Paul war, so genau er wußte, welchen Platz er jedem anzuweisen hatte, so war doch sein Urteil eigentlich niemals hart, geschweige lieblos. Nur über Müllner, der ihm entschieden sittlich zuwider war, dessen kritische Unredlichkeit nur allzu begründet, dessen Hochmut dagegen in demselben Maße unbegründet war, nur über diesen sprach er mit Schärfe. Und dennoch ließ er das Verdienstliche in ihm gelten, achtete eine gewisse bestimmte, wenn auch nicht tief einschneidende Verstandesrichtung in ihm und in seinen dramatischen Werken die glücklichen Einzelheiten. Tragisches Talent sprach er ihm entschieden ab; seine Lustspiele fand er gelungener, und dies um so mehr, je mehr sie mit der Lebenssphäre des Autors verwandt waren. — Grillparzer, der neben Müllner damals nicht unerwähnt bleiben konnte, stand ungleich günstiger in der Meinung Jean Pauls. Er sprach mit vielem Lobe von der weichen Seite seiner Dichtkunst, von dem sinnvollen Einzelnen in Diktion, Charakterzeichnung und Erfindung der Situationen. Sinn für wahrhaft tragische Größe aber vermißte er an ihm; nicht nur an den damals bekannten Werken dieses Dichters, der das plötzlich helle Aufglänzen eines nicht genügend motivierten Ruhms durch desto

rascheres Verlöschen zu teuer büßte, sondern überhaupt, weil er in diesen ersten Arbeiten die Gelegenheit, jenen höhern Sinn zu bewähren, überall, wo sie sich darbot, versäumt habe . . .

Nachdem auf solche Weise fast alle literarischen Zustände, die damals die öffentliche Meinung beschäftigten, besprochen waren, wendeten wir uns allgemeinern Gegenständen zu. Eine lange Unterredung entspann sich zwischen uns über das Verhältnis der Mathematik zur Philosophie, oder vielmehr über die Anwendung der letztern auf mathematische Gegenstände. Ein sich dergestalt auf den Schärfen abstrakter Begriffe schwebend erhaltendes Gespräch ist zu verflüchtigt geistiger Natur, um in seinen Wendungen auch nur mit einiger Genauigkeit festgehalten werden zu können . . . Doch ist mir die Erinnerung fest geblieben, welchen lebendigen Eifer Jean Paul für die mathematischen Prinzipien, wenn ich so sagen darf, an den Tag legte, obwohl es mir schien, als sei ihm der mathematische Stoff . . . nicht mehr geläufig. Eine einzige Spezialität ist mir . . . erinnerlich, daß er die Lehre von den unendlichen Größen aus philosophischem Standpunkte vorgetragen wissen wollte.

Die Politik war ein Lieblingsthema des Gesprächs für Jean Paul, daß er auch gleich in unserer ersten Unterredung mit Wärme aufnahm . . . Damals war es Griechenlands Schicksal, welches, seit die vaterländischen Angelegenheiten nach außen geschlichtet und die innern Gärungen (das Wartburgfest, Sands Tat usw.) einigermaßen beschwichtigt oder vielmehr zurückgedrängt waren, die wärmste Teilnahme aller, die im G a n z e n — nicht auf dem Isolierstuhl des Ichs — lebten, in Anspruch nahm. Für das Schicksal dieses Volks schlug Jean Pauls Herz ebenso groß wie für das seines Vaterlandes. Wahrhaft begeistert sprach er seine Hoffnungen für die Wendung des Kampfes aus . . .

Zuletzt suchte ich mich, freimütig fragend, durch ihn selbst über ihn selbst näher zu unterrichten . . . Er sagte mir über seine Lebens- und Arbeitsweise etwa folgendes: „Vormittags arbeite

ich schaffend, schreibe, wenn es irgend zulässig ist, im Freien, entweder im Garten hinter meiner Wohnung in der Stadt, oder noch lieber hier draußen bei der Frau Rollwenzel, die mit unermüdlicher Sorgfalt, oft selbst mit Aufopferung ihres eigenen Interesses, dafür sorgt, daß alles entfernt bleibe, was mich stören könnte. Selbst im Winter arbeite ich oft im Freien, indem ich auf und nieder gehe, meinen Stoff scharf in Gedanken behandle und dann, was ich in mir vollendet, so rasch als möglich im Gartenhause niederschreibe. – Dabei trinke ich im Sommer und Winter Wein, doch höchstens eine Flasche, meist weniger. (Burgunder war es, den Jean Paul, wie ich mich aus seinen eigenen Worten zu erinnern glaube, am liebsten bei der Arbeit genoß.) Nach Tisch trinke ich Bier, doch selten mehr als einen Krug. Nachmittags schreibe ich nur zuweilen; ich studiere dann meistens, am liebsten und eifrigsten philosophische Werke; außerdem medizinische, und von diesen wiederum die philosophischen, namentlich physiologischen, vorzugsweise, dann mathematische, astronomische, historische usf. Was ich Bemerkenswertes bei meiner Lektüre finde, schreibe ich sogleich auf und ordne meine Exzerpte nach verschiedenen Rubriken."

„Außer meinen Studien", fuhr Jean Paul fort, „habe ich noch allerlei Nebenliebhabereien und Eigenheiten (er bezeichnete sie, über sich selbst scherzend, als Torheiten und Lieblingstollheiten), z. B. die Wetterprophezeiungen und das Halten von Vögeln und Hunden. In meinem Zimmer, wohin ich Sie doch auch noch führen muß (leider bin ich nicht dahin gekommen) sollen Sie meine Wettergläser, Wetterspinnen, Laubfrösche, Kanarienvögel, die frei umherfliegen und mir doch nichts beschmutzen*), und ähnliche Steckenpferde mehr sehen. – Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne

*) Das letztere war doch nicht ganz der Fall, denn ich fand auf dem mehrerwähnten Manuskript der Oper „Dido" die Spuren von Befleckung durch Vögel.

aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sofa, spiele mit den Vögeln, dem Hunde (diesem, einem gelehrigen Pudel, werde ich noch ein besonderes Anhangskapitel widmen) und (eigene Worte) hecke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich daran begeistert."

Unter diesen Gesprächen waren wir, da wir sie anfangs im Gaststübchen, dann im Gärtchen vor dem Hause, endlich auf dem Heimwege geführt hatten, bis nahe an Baireuth gekommen, wo die belebtere Heerstraße, später die vom abendsommerlichen Verkehr im Freien lauten Gassen der Stadt selbst eine zusammenhängendere Unterredung nicht mehr zuließen.

Einige Knaben bettelten uns an; ich war viel zu glücklich und froh, um nicht zu geben. Jean Paul tadelte mich; er sagte: „Sie kennen diese Art des Bettelns hier nicht; die meisten dieser Knaben taugen nichts. Man bestärkt sie in Müßiggang und Nichtsnutzigkeit." . . . Er befragte hierauf die beiden Knaben, die von mir bereits empfangen hatten und von ihm noch etwas begehrten, genau und deckte allerdings mit Leichtigkeit Widersprüche in ihren Aussagen auf, worauf er sie ausschalt und zu mir sagte: „Sehen Sie wohl, daß ich recht habe?"

Jetzt standen wir vor seiner Haustür, und ich mußte mich endlich von ihm trennen, wie gern ich auch noch stundenlang bei ihm verweilt hätte.

. . . Noch von ihm und seiner Familie Abschied zu nehmen, hatte er mir erlaubt. Ich ging daher am andern Nachmittage hin, ihm, fast so pochenden Herzens wie den ersten Gruß, das Lebewohl zu sagen. Er war überaus heiter und freundlich; schon ganz erfüllt von dem Gedanken an seine Reise, zeigte er auch einen lebhaften Anteil an der meinigen, besonders da sie nach Weimar, durch Hof ging und somit die Gegenden berührte, die so lange seine Heimat gebildet hatten. Mit liebenswürdigem Eifer schilderte er mir die anziehendsten Punkte der Landschaft, die ich

andern Tages durchstreifen sollte, bezeichnete mir die sehenswürdigen Stellen, pries mich glücklich, daß ich zu Fuß gehe. Er sprach von Berneck, Gefrees, diesen kleinen, reizend gelegenen Orten, die mir aus den Frucht- und Dornenstücken durch Leibgebers und Siebenkäs' Wanderung eine geheiligte Bedeutung gewonnen hatten . . . Ich reichte endlich Jean Paul zum letztenmal die Hand und ging, von den herzlichsten Wünschen begleitet . . .

Ich habe dem Leser ein kleines Anhangskapitel über Jean Pauls Hund, einen weißen Pudel, Ponto genannt, versprochen, von dessen Geschick und Verständigkeit der Herr mich gleich bei meinem ersten Besuch mit einem gewissen freudigen Stolz Proben sehen ließ. Früher hatte Jean Paul einen Spitz gehabt, dessen Haar die Damen abschnitten, um es gelockt in Ringen und Medaillons zu tragen . . . Ihn habe ich nicht mehr kennen gelernt und weiß von seinen letzten Schicksalen nichts; allein der muntere gelehrige Pudel Ponto ist mir treu im Gedächtnis geblieben. Er mischte sich sogleich zutraulich durch Knurren, Anspringen und Wedeln ins Gespräch und erhielt die ihm verständlichen Antworten durch allerlei Liebkosungen und freundliche Zurufe. „Ich beschäftige mich gern und viel mit Tieren und besonders mit Hunden," sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisiert, als man glaubt. Geben Sie nur acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Tieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar, mit dem Laut „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte ebenso kurz „da", und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton," erklärte Jean Paul, „denn ich spreche eins so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache gewiß sei, und verschnappte sich im buchstäblichen Sinne des Worts auch nicht ein einziges Mal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte . . .

Da mich das Spiel ergötzte, nahm der Herr plötzlich eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto! was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen (wie viele Menschen auch), den Schweif ein und kroch scheu, mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse," sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre; „stundenlang, halbe Tage," war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenötigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig hinter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komm nur her." Da sprang der Begnadigte freudig bellend und knurrend hervor und wußte sich im Übermaß seines Glückes kaum zu fassen.

Nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel hatte Ponto seinen Herrn, als wir an jenem Nachmittage dort zusammenkamen, ebenfalls begleitet. Wenn das Gespräch auf unserm Rückwege sich nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenakte aus. Jean Paul beschäftigte sich mit ihm beiläufig, wie etwa ein gelehrter Raucher mit dem Ausklopfen oder Anzünden seiner Pfeife unter der angestrengtesten Arbeit. Natürlich gab das freie Feld dem Hunde mehr Spielraum, seine Künste zu zeigen. Manche habe ich vergessen, so überraschend sie zum Teil auch waren, doch eines blieb mir im Gedächtnis. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschierte streng im Gliede wie ein Soldat. Sowie jedoch der Herr die Worte „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen ins Feld und umschweifte seinen Herrn in entfernten Kreisen unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit ordentlich mit Übermut genießend. Doch mitten in die fröhlichen, burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort

(es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling, das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen), und auf der Stelle trabte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritt seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters ehrsam und ernsthaft dahin, und nichts, weder ein anbellender Kollege, noch selbst ein vorbeischlüpfendes Kätzchen unterbrach seine Subordination auch nur einen Augenblick . . .

129. Heinrich Voß an Abeken, 26. Dez. 1821:

Und nun traure mit Jean Paul, der seinen einzigen, achtzehnjährigen, hoffnungsvollen und liebenswürdigen Sohn verloren hat [25. Sept. 1821]. Bei nicht sehr starker Gesundheit und starkem Wuchse ist er ein Opfer der mystischen Modeschwärmerei geworden, die durch einige Theologen und besonders durch einen Schüler von Kanne ihm eingeimpft ward . . . Die schönen, echt pädagogischen Briefe des Vaters fruchteten nicht; er legte das Studium der Alten ganz beiseit und las nichts als die Bibel, Thomas a Kempis und Jakob Böhme. Dabei nahm er sichtbar ab; in Fieberphantasien ward er von Teufeln verfolgt. Dann rief er, seinem Vater müsse er beichten, er habe gräßliche Sünden auf der Seele. Von seiner Reise zum Vater erwartete ich viel. Krank kam er an, fünf Tage lebte er noch, dann trug man ihn zu Grabe. Ein Brief von Jean Paul rief mich schnell von Kreuznach nach Heidelberg zurück. Hier fand ich die Mutter und die jüngere Schwester des Seligen, um den Nachlaß zu ordnen, einige Schulden zu berichtigen und dgl. Die Beichte hat den Vater zu Tränen gerührt: auch gar nichts war da zu beichten gewesen, Kleinigkeiten von einer Verschwendung einiger Kreuzer und Gulden. — Eines Abends sagt der Vater: „Nun erholt er sich, und ich will schlafen gehn und recht ordentlich schlafen.“ Am andern Morgen findet er Mutter und Töchter an der entseelten Hülle kniend. „Ach, wie war da der Vater!“ sagte Ottilie, „geschrien hat er, so sah ich ihn nie“, und damit fing das holde Kind bitterlich zu weinen

an. Bei der Beerdigung ist Jean Paul sehr ruhig gewesen, er hat mehrere Stunden über die Unsterblichkeit der Seele gesprochen ... Dieser Gegenstand beseelt ihn nun auch ganz; das Jenseits ist seine irdische Heimat, und für den Scherz ist er lange verloren.

Besuch in Dresden (5. Mai bis 12. Juni 1822).

130. Karl Förster:

Sonntag, den 5. Mai [1822]. Ein Spaziergang, den ich am Nachmittag mit Luise und den Kindern unternommen, führt auf dem Heimwege in der Königsstraße uns einen Fremden entgegen, dessen Erscheinung – durch eine unleugbare, aber wohltuende Genialität, die sich in den kräftigen, wohlwollenden, Geist verkündenden Zügen ausspricht, – den Blick festhält. Ich weiß nicht, welcher Seelenimpuls Luisen den Ausruf auf die Lippen führte: „Es ist Jean Paul!" – den sie nie, ja nicht einmal im Bilde gesehen. Aber der Fremde war wirklich Jean Paul, der nach jenem Ausruf sich freundlich grüßend zu uns wendet, alten Freunden zu begegnen meinte und, als dieser Irrtum schnell gelöst war, „die Art der neuen Bekanntschaft" ganz „nach seiner Weise fand". Darauf erzählte er, daß er eben hier angekommen, im Gasthof abgestiegen sei und nun die Schwester seiner Gattin aufsuche, welche für ihn ein „Lenzhäuschen" gemietet habe. Er war ganz Freude und Heiterkeit und sagte: „Es fängt in Dresden gut an; kaum unter dem Wagenhimmel hervor, sehe ich über mir, was immer ein gutes Zeichen, den reinsten blauen Himmel, und bei den ersten Schritten in der schönen Frühlingsstadt fallen mir Freunde zu; denn Freunde sind wir und bleiben wir; das ist ein Maiensonntag! Solange ich in Dresden weile, sehen wir uns viel, ja täglich." Er begleitete uns bis an unser Haus (neben dem Japanischen Palais), reichte uns zum Abschied mit sanften, lieben Worten die Hand und küßte herzlich die Kinder ...

Schon der nächste Mittag führt uns mit dem lieben Fremdling an der Tafel seiner würdigen Freundin, Elisa von der Recke,

zusammen; es waren nur wenige der nächsten Freunde geladen. Jean Paul war anfangs still, er richtet sein Wort meist an die Frauen, wo er heiter, in jeden Scherz eingehend, die Unterhaltung belebt; um die Männer scheint er sich wenig zu kümmern. Ich kämpfte mit ihm über Goethe, den er mir nicht hoch genug, über W. Scott, den er zu hoch stellte; meine Rüge, daß derselbe in spätern Werken so oft in Wiederholung früher geschilderter Charaktere falle, konnte er freilich nicht bestreiten. – Nach Tisch begleitet er uns in unsere Wohnung, welche der seinigen naheliegt. Der Anblick der Kinder erheitert ihn; er scherzte mit ihnen auf das liebreichste und verspricht ihnen, morgen seinen Ponto zu bringen, den er heute treulos zurückgelassen, wegen Tiedge, der ihn (den Hund) schon in Löbichau (ein Gut der Herzogin von Kurland, wo Jean Paul einige Zeit Gast war) nicht hatte leiden können; aber der Gedanke an das arme Tier, von welchem er sich sonst nie trenne, habe ihm den ganzen Mittag verdorben. Wir geleiteten ihn in sein „Lenzhäuschen", von welchem er, da es ein grün umlaubtes Stilleben bietet und weder Abend- noch Morgensonne vermissen läßt, ganz entzückt ist. –

Jeder nächste Tag gibt uns die Freude des Zusammenseins mit dem neu gewonnenen Freunde, welcher in rührender Herzlichkeit sich uns angeschlossen. Nach und nach wird er von vielen Besuchen und Einladungen bedrängt und oft von Aufmerksamkeiten heimgesucht, die in aller Wohlmeinenheit doch ihr Lästiges haben mögen. Neulich trat er aus einer großen, glänzenden Gesellschaft, wohin als Geladene zu gehen wir uns erst rüsteten, ganz erwärmt ein. „Ich komme als Flüchtling", sprach er heiter, „und bitte in dieser lieben Häuslichkeit um einen Bissen Brot und um ein gekochtes Ei. Als ich dort eintrete in die geschmückte, vornehme Welt – es waren sogar einige mir liebe Fürstinnen darunter –, richtet sich jeder Blick auf das Wundertier, und jeder meint, mindestens einen Götterspruch von ihm zu empfangen. Der arme Angestaunte, in seiner ordinären Menschennatur,

wird durch sein Verstummen den Erwartungsvollen nun erst zum Wunder und läuft endlich dem schönen Kreise unmutig und ungerecht davon. – Schon der Nachmittag", fuhr er lachend fort, „hatte seine Schicksale. Ich war in dem großen Garten, sitze ganz still unter einem der Bäume, da stürmt plötzlich eine Dame mit den Worten auf mich ein: „Nur ein Ton, ein Ton von Ihren Lippen!" Darauf zieht sie mich gewaltsam an einen Tisch, wo ihr Sohn sitzt, gibt mir eine Biographie ihres Hundes und eine lange Geschichte ihrer Krankheit, bis endlich der vorüberfahrende Malsburg mich in seinen Wagen rettet, dann auf der Ressource einführt, wo ich die bis jetzt in Dresden entbehrten Zeitungen lese." Er klagte, daß er hier so wenig arbeite und „nichts von sich gebe und nichts in sich aufnehme" . . .

22. Mai. Einen Teil der Morgenstunden bringen wir mit Jean Paul in dem Palaisgarten zu, wohin er sein frugales Frühstück mitbringt, welches er während des Gesprächs oder beim Umhergehen zu sich nimmt. Die Unterhaltung lenkte sich heute auf Erziehung. Er sagte: „Die Grundsätze und Ansichten, die ich in der Levana ausgesprochen, sind noch dieselben, ich fand sie in der Anwendung immer bewährt." Er klagte über manche Reisende: „Da kommen sie aus Süden und Norden und wollen in einer halbstündlichen Unterhaltung sehen, ob mit dem Richter sich alles so verhält, wie es in den sechzig Bänden, die er geschrieben, zu lesen ist. Dann sind sie gleich bei der Hand, öffentliche Urteile drucken zu lassen, wie nur neulich erst so ein windiger Patron getan, der mich und mein Zimmer wie ein Luftzug streifte und dann in einem vielgelesenen Blatt von diesem Besuche sagt: er habe wohl die humoristische, aber nicht die sentimentale Seite an dem Menschen Jean Paul gefunden." – Luise entgegnete ihm, daß die Mehrzahl dieser Besuche wohl immer beglückt und dankbar von ihm scheide; sie erwähnte die Stelle eines Briefes, in welchem Küttner mir von seinem Aufenthalt in Baireuth schrieb: „Den Schriftsteller Jean Paul verehrte ich immer,

aber den Menschen Jean Paul, bei dem ich einige Himmelsstunden durchlebte, bete ich an." – „Anbeten soll er den Menschen nicht, wohl aber für ihn beten," erwiderte der Freund. – Es lenkte sich das Gespräch auf den vor kurzem verstorbenen Herzog von Gotha; ich glaubte, daß er einen Freund in ihm verloren habe. „Einen Freund eben nicht," entgegnete Jean Paul, „obschon ich früher in näherer Verbindung mit ihm stand. Einstmals sandte ich ihm eine Fürbitte für eine arme, hartbedrängte Frau und erhielt nichts als eine rauhe, abweisende Antwort; seitdem blieben wir etwas auseinander gerückt. Es war der witzigste Kopf, der je unter einer Krone gesteckt, nur taugt der Witz dem Fürsten nicht." . . .

. . . Mittag speisen wir mit Jean Paul bei Velthusens, einer liebenswürdigen Familie, welche seit einiger Zeit hier wohnt, und der Schluß des schönen Tages war eine Fahrt nach dem Findlaterschen Weinberge, wo die Heimfahrt auf der Elbe den lieben Gast unendlich erfreute und ihn in eine weiche und erhabene Stimmung versetzte, die am andern Morgen noch in seinem empfänglichen Gemüt forttönte. Sein Wunsch führte uns wieder in den Palaisgarten; wir fanden ihn auf einer Bank ruhend, in dem Schatten der Kastanienbäume, durch deren Zweige die goldene Morgensonne auf sein Angesicht leuchtete und es gleichsam verklärte. „Welch ein Morgen!" rief er uns zu, „wie fühle ich mich beglückt in dieser Jahreszeit! Hier mitten in dieser Frühlingspracht, von sanften Hauchen angeweht, ist's, als ob der Weltgeist zu mir rede." Es gesellten sich nach und nach mehrere Kinder, Gespielen der unsrigen, in seine Nähe. Kinder liebt er unendlich. „Mein Herz", sagte er, „hängt innig an dem Werdenden, an der lebensfrischen Zukunft, die um uns aufblüht. Ich liebte Kinder immer, aber durch die eignen ist das Verständnis dieser Liebe erst in aller Segensfülle mir klar geworden." Er sprach nun liebreich mit der kleinen Schar, die wie ein lichter Kranz um ihn sich gesammelt; jedem, auch dem sonst scheuen,

wußte er Rede abzugewinnen. Darauf küßte er alle, sagte jedem ein innig Segenswort und war dabei so bewegt, daß die Augen sich ihm mit Tränen füllten. – Wir verabredeten, den Abend bei Tieck zuzubringen; das gegenseitige Verhältnis der beiden geistigen Kolosse hat sich hier freundlich gelichtet. Jean Paul sagte in der ihm eigentümlichen Weichheit: „Hätten wir beide uns früher heller und wärmer ins Auge gefaßt, so würden wir uns schon länger lieben.“ Mit großer Anerkennung sprach er über Tiecks Talente, über dessen reiche Phantasie, über die Sorgfalt, mit welcher derselbe Sprache und Gedankenfülle in seinen Leistungen beherrsche. „Tieck“, sagte Jean Paul ferner, „konnte als Dichter nur Großes vollbringen, denn beide Gewalten, der Genius und gründliches Wissen, sind sein Eigentum.“ –

25. Mai. Schon mehrere Male war ich bei dem Zusammensein der seltenen Geister gegenwärtig und konnte eine gewisse Scheu, von welcher beide befangen waren, nur beklagen. Heute abend war es anders; heiter, frei und herzlich bewegte sich das Gespräch, welches zum Teil ihre eignen Werke zum Gegenstand nahm. Auf Jean Pauls Frage, welches seiner Werke Tieck am wenigsten zusage, antwortete dieser: „Der Titan; denn in diesem vermisse ich eine lebendige Charakteristik und die Ordnung und Einheit, welche das Bedingnis eines guten Romans ist.“ Jean Paul antwortete in einer fast komischen Betrübnis: „Den Titan habe ich nun just für mein bestes Buch gehalten und am meisten geliebt, obwohl ich jetzt wünsche, den Schlußband nicht geschrieben zu haben.“ – „Auch Ihr Kampanertal“, fuhr Tieck fort, „möchte ich nicht so hoch stellen, als Ihre Verehrer es tun; dem vielen Schönen, ja Erhabenen ist des Sentimentalen, Weichen ein zu großer Teil beigegeben. Aber der Siebenkäs ist eine herrliche Schöpfung, voll Kraft, Natur und lebensfrischer Wahrheit, und für mich Ihr ausgezeichnetstes Werk.“ – Tieck las nun zum höchsten Ergötzen Jean Pauls dessen Attila Schmelzle vor, und letzterer sagte: „Heute habe ich erst mein Werk kennen lernen.

Wenn ein Tieck liest, fehlt dem Gegenstand der Lebenshauch nicht, und ich würde als Zuhörer nicht ermüden, obschon ich übrigens meine Abneigung für das Vorlesen nicht verbergen will." Als ich ihm bemerkte, daß es auch hier nicht an Originalen zu seinem Schmelzle fehle, erwiderte er: „Dasselbe ist mir fast allerorten, wo ich war, versichert worden; darum muß es Hauptaufgabe der Charakterzeichnung sein, denselben nicht nach wirklichen Individuen zu bilden, sondern in seiner Allgemeinheit aufzufassen, dann können wir gewiß sein, daß viele sich wiederfinden werden in den einzelnen Zügen; denn in der Gesamtheit der Menschheit begegnet uns ja überhaupt erst der Mensch."

Am ersten Pfingsttage [26. Mai] . . . Mittag im Geleit von Jean Paul zu Malsburg, der dem lieben Gast heute ein Festmahl gibt . . . Jean Paul . . . äußerte sich mit Begeisterung über Magnetismus, dessen Kräften er viel vertraut, dessen Segnungen aber der Menschheit erst dann werden würden, wenn tüchtige Männer, ausgezeichnet durch Geist, befähigt durch gründliches Wissen und würdig durch Reinheit in Sinn und Tat, dafür wirkten. – Nach dem heitern Mittagsmahl fahre ich, Ammon, Kopp und Jean Paul nach Findlaters Berg, wo letzterer zu seiner größten Freude den alten Wolke fand, welcher um dieses Wiedersehens willen von Leipzig hierher geeilt war. Nach kurzem Weilen unter einer Menschenmenge, die Jean Paul gleich mir mehr flieht als sucht, besteigen wir die Gondel, in welcher die Meinigen uns abzuholen gekommen sind. Die Fahrt auf dem stillen Strom, in dessen Wellen die Strahlen der reinsten Abendsonne sich tausendfältig spiegeln, leuchten, flimmern und glänzen, war sehr genußreich, und der Freund blieb fortwährend in einer weichen, erhebenden Stimmung.

Der zweite Pfingsttag [27. Mai] war, wie der Baireuther Wetterprophet vorausgesagt, am Morgen trübe; des Nachmittags wieder klarer Himmel, und so konnten wir, wie verabredet worden, Jean Paul auf das Linkesche Bad begleiten. Er hatte heute eine

Mittageinladung zu dem Grafen Kalkreuth abgelehnt; „ich konnte“, sagte er, „meinen Hund nicht noch einmal dort einer Lebensgefahr aussetzen, denn die Bedienten haben ihm neulich Terpentinöl vorgesetzt. Ferner – mag ich mit dem Weißenfelser [Müllner], der auch eingeladen, nicht an einem Tische sitzen. So haben um das Festmahl mich zwei Geschöpfe gebracht, zwischen welchen der Unterschied stattfindet, daß der eine grimmig um sich beißt, während der andere keinem gefährlich ist.“ – Die Abendstunden wurden bei seiner Schwägerin zugebracht, wo ihn der Gesang seiner Nichte, Minona Spazier, welche mit schöner, jugendlich frischer Stimme und voll tiefer Empfindung das Goethesche Lied Kennst du das Land usw. – nach der Komposition von Reichardt – vortrug, wahrhaft entzückte. Er äußerte sich darauf mit großem Gefühl über Musik, und wie die Menschenstimme das Höchste in derselben sei. Vorzugsweise läge in dem Gesange einfacher deutscher Lieder ein Zauber, welchem niemand zu widerstehen vermöge.

29. Mai. Der Freund hatte für den heutigen Abend schon gestern sich angemeldet und scherzhaft hinzugesetzt: „Laden Sie dazu dreihundert Jungfrauen und drei Männer, mich mit eingerechnet. Gehe ich in Gesellschaft,“ sprach er weiter, „will ich mich erfreuen, erholen, nicht kämpfen und streiten und wissenschaftliche Probleme lösen. Sitzen wir Männer ohne die milden Frauen beisammen, dann gibt es leichtlich Krieg; das läßt sich an der heitern Mittagtafel ertragen, aber in den Abendgesellschaften soll mir Geist, Milde und Anmut begegnen, wenn's mich erfrischen soll.“ Freundinnen und nähere Bekannte unseres Hauses fanden sich in den Abendstunden ein; zwölf liebenswürdige weibliche Wesen, geschmückt durch Anmut, Schönheit und Geistesbildung. Nur zwei der nächsten Freunde – Breuer und Vogel – hatte ich dazu geladen, und so wurde dem im Scherz ausgesprochenen Wunsche des Freundes auf das heiterste begegnet. Er trat staunend ein, und sein kindliches Wesen zeigte sich auch darin, daß er anfangs fast stumm unter den Frauen stand und nur

zufrieden lächelte und beglückt um sich schaute in dem holden Kranze, bis er endlich mutig drein sprach. Auch die Mädchen standen erst stumm vor dem geistigen Koloß; selbst Klotilde von Nostiz, Therese von Pfister wagten nicht zu sprechen; doch war bald Leben in dem schönen Kreise, und der verehrte Gast war heiter und anspruchslos wie immer. Er hatte mehrere Male geäußert, daß er von Frauen nur den Taufnamen zu wissen begehre. Als nun die Hausfrau dem Gaste die Freundinnen vorstellte, nennt sie nur deren Vornamen; dieser, in den Scherz eingehend, wiederholt die hübschen Namen und sagte: „Ihr Wohlklang ist die Musik zu dem schönen Gedicht, das ich vor mir sehe; aber", fuhr er fort, „dieser seltene Strauß ist so schön und interessant, daß man zu wissen begehrt, auf welchem Boden die holden Blumen erwachsen." Worauf denn nach und nach ihm nähere Kunde wurde. Die Männer geleiteten später den teuren Gast heim, und Breuer, wohl bewandert in der Sternkunde, vertiefte sich mit ihm in ein geistvoll Gespräch über diese Wissenschaft, wobei Jean Paul eine umfassende Kenntnis für dieselbe entwickelte und zugleich ein hohes Gefühl für den erhabenen Gegenstand zeigte.

[1. Juni.] . . . Professor Vogel hatte den lebhaften Wunsch, das Bildnis Jean Pauls zu zeichnen, dieser gab endlich den Bitten nach mit dem Bemerken: „Nur ein Künstler wie Vogel kann mich noch einmal zu einer Sitzung bewegen; aber soll ein Wahres, Lebendiges des Malers Schöpfung werden, so muß sein Gegenstand sich nach Wunsch und Neigung während des Schaffens unterhalten können; der Künstler muß sein Denken bei seiner Arbeit haben, die Unterhaltung sei andern zugeteilt." So waren denn während dieser Sitzungen außer dem Künstler immer eine Freundin Jean Pauls und dessen Nichte gegenwärtig . . . Das Gespräch bewegte sich eben in heiterem, lebendigem Austausch, als die Dienerin eintritt und an Jean Paul eine Karte mit dem Bemerken reicht: „Der Herr wartet im Garten." Jener wirft einen Blick auf das Blättchen, ruft dann fast aufbrausend aus:



Jean Paul im 60. Lebensjahre

„Nein — dieser darf nicht vor mein Angesicht — Müllner ist's! Gehe," wendet er sich zur Dienerin, „sage dem Herrn: ich würde eben gemalt und könne keinen Besuch annehmen." Die Umgebenden staunen über seine Entrüstung, die an dem milden Menschen eine fremde Erscheinung, bitten, sein Wort zurückzunehmen und jenem den Zutritt zu gestatten: es würde doch sehr interessant sein, die Pole in dem kleinen Raum eines Zimmers sich gegenüber zu sehen. Aber Jean Paul beharrt in seiner Verweigerung und setzt voll edlen Unwillens auseinander, welche Gründe ihn bestimmen, diese Annäherung fernzuhalten. Noch im Laufe des Vormittags sendete er eine Gegenkarte an Müllner, welche dieser bald darauf mit einem auf grauen unbeschnittenen Papier geschriebenen Billet zurückschickte, welches mit folgenden Worten anfing: „Ich, der Hofrat Müllner, war, weil ich es für schicklich fand, in Person bei Ihnen; Sie hingegen senden mir eine Karte durch Ihr Dienstmädchen. Da dies eine große Unhöflichkeit, sende ich dieselbe zurück." Das ganze Blatt war mit ähnlichen Sprachübungen angefüllt. Jean Paul brachte es mir am Nachmittag und scherzte sehr heiter darüber; er trug es in seinem Geldbeutel als „lose Münze", wie er's nannte, mit herum . . .

(Juni.) Der Schluß des Monats hat noch nicht die Feste geendet, die dem lieben Fremdling geboten werden. In dem gastlichen Hause von Fr. Kuhn ist ein heitres, sinnreiches Fest ihm bereitet; der nächste Abend vereinigt uns wiederum bei Graf Loeben, der mit wahrhaft kindlicher Liebe Jean Paul ergeben ist. Loeben bewohnt ein kleines Haus im italienischen Dörfchen, das in seinem prunklosen Schmuck, umgeben von einem hübschen Garten, der jetzt in der herrlichsten Rosenfülle prangte, einem heitern Idyll gleicht. Nur wenige Freunde waren gegenwärtig, und da der Abend überaus mild und schön, blieben wir bis 1 Uhr im Garten. Jean Paul, der sich einfachen, natürlichen weiblichen Wesen immer mit erhöhtem Interesse zuwendet, fand herzlichen Gefallen an der jungen Nichte Loebens,

Gräfin Preßler, einem ganz einfachen, liebenswürdigen Landmädchen. Es war rührend, wie der alte Mann gleich einem Jüngling sich an der jungfräulichen Anmut des Mädchens erfreute und den Kranz von Rosen, den sie flocht und in süßer Unbefangenheit ihm reichte, mit Seligkeit dahinnahm. — Wir gehen in der schönen Mondnacht langsam über die Brücke heim, ich geleite den Freund zu seiner Wohnung; ein lebhaftes Gespräch über Kunst hatte uns auf dem Wege erwärmt; über diesen Gegenstand konnten wir uns nicht einigen, und so hoch ich ihn in Hinsicht des Gemüts und des Gefühls stelle, so wenig kann ich mit seinem Kunstsinn mich befreunden. Staunenswert bleibt es, daß er nicht zu bewegen, unsere Galerie zu besuchen; „ich sehe", entgegnete er immer meinem Vorschlag, diesem unschätzbaren Genuß sich hinzugeben, „von den besten Werken überall Kopien, und so läßt sich jenes entbehren." Natur und Menschenleben scheint ihm mehr zuzusagen und sind wohl eigentlich die Elemente, in welchen sein Leben und Dichten sich bewegt. Lebt er ja selbst beständig in Bildern, so daß er im Gespräch fast immer früher den uneigentlichen Ausdruck als den eigentlichen bei der Hand hat. — Leichter verständigen wir uns in unseren Meinungen über Freimauerei und katholisierende Dichter, über welche er sehr mißfällig sich äußerte. —

(4. Juni. Geburtstag Luise Försters.) . . . Noch manche liebe Aufmerksamkeit war dem Tage zugeteilt; gleich früh am Morgen ein freundlicher Festgruß in einigen sinnvollen Zeilen von Jean Paul. Später kam er noch selbst und bringt frische Maiblumen, von welchen er hervorhebt, daß sie noch nicht in Wasser gestanden; er setzte hinzu: „Alle Wald- und Wiesenblumen, die bis jetzt in Dresden mir zugekommen, waren abgewässert, und es geht ihnen wie manchen Gedichten, welche durch ihre Verwässerung keine Spur ihrer ursprünglichen Natur in sich tragen." — Unser Gespräch ward durch neuen Besuch lebendiger; Graf Loeben, Malsburg, Tieck traten ein; die bescheidenen Räume unserer

Wohnung schienen fast zu klein für solche Größen. Tieck und Jean Paul waren bald in einen Kampf über Herder verwickelt. Wenn jener die zu große Vorliebe Jean Pauls für Herder tadelt, so würde er ihm insofern unrecht tun, wenn er in dieser Verehrung den kindlichen Sinn Jean Pauls übersehen könnte, durch den er mir so wert ist. Wenn Jean Paul Herder nennt, so spricht der edelste Ausdruck von Liebe und Verehrung aus seinen Zügen . . .

(5. Juni.) Von den ferner gelegenen schönen Umgebungen Dresdens hatte Jean Paul noch nichts gesehen, zeigte auch wenig Neigung zu weiteren Ausflügen; nur Tharandt wollte er sehen. So fuhren wir heute gegen Mittag mit ihm und Velthusens in großer Sonnenwärme dahin. Der anmutige Weg durch den Plauenschen Grund entzückte ihn, auch darum, weil er an sein „liebes Berneck" ihn lebhaft erinnerte. Er war unendlich heiter, ein Einfall drängte den andern. Da es spät geworden, eilten wir zum Mittagmahl, welches wir, da es im Freien zu heiß, in dem Saale, der den freundlichsten Blick auf die schönen Wiesen und dicht bewachsenen Felsen bietet, auftragen lassen. Nach Tisch drängen die Frauen zum Aufbruch, damit die Zeit genüge, dem lieben Gast all die schönen Punkte in Tharandt zu zeigen; dieser nahm meine Hand und sagte freundlich: „Bleiben wir hier unten und lassen Herrn Velthusen die Frauen geleiten; weit vollständiger wird mein Genuß sein, wenn ich aus dem Tale hinauf sehe und hinauf denke, wie schön es auf der Höhe ist." So ließ ich einen Tisch und zwei bequeme Sessel auf den herrlichen schönen Wiesenplan, der das Bad in Tharandt umgrenzt, bringen, und in jenem stillen Behagen, welches oftmals einem herzlichen Gespräch vorauszugehen pflegt, erfreuen wir uns des gegenwärtigen Augenblicks, als ein Wagen vorfährt, aus welchem ein stattlicher Mann auf Jean Paul stürmt, ausrufend: „Lieber Richter, seit zwanzig Jahren sahen wir uns nicht, um des ersehnten Wiedersehens willen eile ich von Leipzig nach Dresden und muß nun noch durch den

staubigen Plauenschen Grund, um den lieben Flüchtling endlich hier zu finden." Es war der Freund und Verwandte Jean Pauls, Mahlmann, dessen überraschender Besuch ihn vielleicht zu einer andern Stunde inniger erfreut hätte; denn er war über die stürmische Begrüßung fast verlegen, befangen und wortkarg, und als jener um einer Bestellung willen sich entfernte, sprach er aufseufzend: „Ach, unser schönes Stilleben! wir haben den Schluß früher als den Anfang." . . .

(11. Juni.) Prinz Johann hatte den Freund nach Pillnitz einladen lassen; er stieg bei der Rückkehr bei uns ab. Ich mußte ihm wiederum mehrere meiner Gedichte mitteilen, über welche er sich liebevoll und recht beifällig äußert, auch mich zu deren Veröffentlichung dringend ermuntert. Wir sprachen noch manches über seine Werke und Arbeiten, und er gestand mir, daß ein Verzeichnis deutscher Stammwörter ihm manchmal nützlich sei, und daß er während des Schreibens viel streiche und bessere. Luise äußerte, daß beim Lesen des Kometen ihr das rechte Verständnis nicht habe aufgehen wollen, worauf er erwiderte, daß er dies Buch nicht für Frauen geschrieben habe. Über seinen Besuch in Pillnitz äußerte er: „Die Welt muß einem immer lieber werden, da es darin Prinzen von solchem Geiste, Kenntnissen und Gesinnungen gibt, wie ich heute einen kennen und lieben lernte."

Der Aufenthalt in Dresden, welches er morgen verlassen wird, hat ihn voll befriedigt; dennoch sehnt er sich heim. Er wollte von seinem jüngst verlorenen Sohn sprechen, aber eine so tiefe, ergreifende Wehmut bemächtigte sich seiner, daß er es nicht vermochte . . . Er sagte noch manches liebreiche, segnende Wort. „Abschied", setzt er hinzu, „nehmen wir morgen."

Des andern Tages, nachmittags gegen 2 Uhr, hielt sein Reisewagen, den seine treffliche Gattin ihm aus der Heimat geschickt, vor unserer Tür; ich eilte hinab, ihm noch einmal die Hand zu reichen. Er war sehr gerührt und weinte; „dankt", sprach er mit bewegter Stimme, „den lieben Dresdnern, ihre

Liebe gab mir reiche, schöne Tage! Grüßt alle, Tieck zuerst und zuletzt!" Auch ich war tief bewegt. Fahre glücklich, guter, reiner, kindlicher Mensch!

131. Helmina von Chézy;

Als wir in Dresden eines Tages über den Jahrmarkt gingen, hielt mich Kraukling auf und sagte mir halblaut: „Da kommt Jean Paul!" Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen und hätte ihn nicht wiedererkannt. Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen: alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht! Da er mich stutzend stehen sah, wurde auch er auf mich aufmerksam. „Sie kennen mich nicht?" fragte ich mit Wehmut über ihn und mich. „Doch wohl," anwortete er und setzte hinzu: „Ich wollte zur Chézy!" Jetzt reichte ich ihm die Hand, stellte ihm meine Freunde vor, und wir feierten mit Rührung die Stunde des Wiedersehens . . . Jean Paul war, wie bekannt, Schwager der Minna Uthe-Spazier, suchte sie als Freund und Bruder auf, bewies ihrer liebenswürdigen Tochter Minona väterliche Zuneigung. Ich hatte noch immer Jean Paul mit jungen Damen gern beisammen gesehen. Sein Wesen hatte etwas von der Wärme des Liebhabers und von der Würde des Vaters. So war er in seiner Jugend, und so ist er geblieben. Ein junges Wesen machte auf ihn einen Eindruck wie ein Kind, oder auch wie eine Blume. Es mischte sich keine Persönlichkeit hinein; wer zart fühlte, konnte sich nicht darüber täuschen. Somit gaben sich Bräutigam, Vater und Bruder eines holden Wesens zufrieden. Der Kuß Jean Pauls erschien ihnen wie ein Ehrenschmuck auf Wange oder Lippe eines jungen süßen Geschöpfs, und so auch diesem selbst.

Durch eine stillschweigende Übereinkunft fanden sich die Verehrer und Verehrerinnen nachmittags auf der Brühlschen Terrasse ein; manche von ihnen brachten ihm Blumen oder ein Lied. Jean Pauls Wehmut milderte sich in diesem Kreise. Der Tod

seines Sohnes Max hatte ihm eine tiefe Wunde geschlagen, die bei der leisesten Berührung blutete. Ich hatte oft die Freude, ihn in Dresden zu sehen. Er wünschte Wolke näher kennen zu lernen. Ich bat einige Freunde mit Jean Paul zum Essen zusammen . . . Bekanntlich beschäftigte sich Wolke am liebsten mit Sprachforschung . . . Unter anderm wollte er die „Hoffnung" nicht mehr statuieren, sie sollte heißen „die Hoffe". Seine Gründe habe ich vergessen. „Ach nein!" rief Jean Paul, „lieber Wolke, lassen Sie uns die Hoffnung, es darf kein Jota davon wegbleiben!" . . .

Ein angenehmes kleines Intermezzo dankten wir Krauklings blonden Kindern, die in ihren blauen und roten Kleidchen mit ihren hellen Augen und rosigen Wängelchen plötzlich unter uns erschienen, ihre purpurnen Lippchen herreichten und vom ganzen Kreise bewillkommnet wurden, am herzigsten doch von Jean Paul. Er bemächtigte sich sogleich des kleinen Julius. „Wer bist du, Kleiner?" – „Ich bin der Julius!" – „Was willst du hier?" – „Mutterchen hat mir erlaubt, daß ich kommen darf." – „Was willst du denn mit dem Kuchen da machen?" – „Essen!" – „Willst du keinen dem Schwesterchen geben?" – „Wenn ich muß? Ja!" – „Du mußt nicht, wenn du es nicht gern tust!" – „Ich tu's auch gern!" – „Warum hast du's denn nicht gleich getan?" – „Ich dachte nicht daran!" – „Warum dachtest du nicht daran? Aber warum denn nicht?" – „Weil ich meinte, es wäre genug für mich!" – „Sieh einmal die große Menge Kuchen." – „Ich hätte sie schon bezwungen!" – „Nun, so nimm sie!" – „Nein!" rief Julius, „Maria muß auch welchen haben." Er teilte sogleich für Maria ab. Jean Paul fragte sehr ernsthaft: „Wie heißt du?" – „Julius", sagte der Kleine. – „Julius, wenn ich dir nun deinen Kuchen wegnehmen wollte?" – „Ach nein! da hättest du ihn mir nicht gegeben." – „Warum das? ich bin ja groß und habe die Kraft dazu." – „Die hast du freilich, aber nicht das Recht, denn was man behalten will,

das gibt man nicht weg.“ Es ging noch eine Weile so fort. Maria aß indessen wohlgemut ihren Kuchen und Julius auch. Die Kinder verursachten gar keine Störung. Julius schien zu empfinden, daß er ein höheres Wesen vor sich hatte. Es war ein allerliebstes Gemisch in dem Wesen des Kindes gegen Jean Paul, ein Gemisch von Zärtlichkeit und Scheu, das ihm sehr wohl stand. Jean Paul hatte im allgemeinen Liebe zu Kindern und wußte mit ihnen umzugehen.

132. Wilhelm Chézy:

Jean Paul besuchte Dresden für kurze Zeit im Frühsommer 1822 und war, wie sich denken läßt, so stark in Anspruch genommen, daß er möglicherweise sich um die Dichterin nicht bekümmert hätte, wäre Helmina ihm nicht aus früheren Tagen bekannt gewesen. Er kam als lieber alter Freund, der er war, und trieb die Leutseligkeit so weit, daß er eine Einladung zum Essen annahm. Richtig stellte er sich ein, und zwar um vierundzwanzig Stunden zu früh, mußte mit einer Mahlzeit aus dem Stegreif vorlieb nehmen und lachte aus voller Seele über seine Zerstreutheit. „Ich bin aus dem Legationrat ein wahrer Konfusionrat geworden“, scherzte er, um dann die Versicherung hinzuzufügen, daß ihn die feinste Abfütterung nicht so vergnügt haben würde. (Er sagte und schrieb grundsätzlich „Legationrat“ statt des üblichen „Legationsrat“, wie er überhaupt mancherlei Eigenheiten in der Rechtschreibung hatte.) Er war ein wohlbeleibter Mann mit rotem Gesicht und so kurzem Halse, daß er unmöglich ein Halstuch tragen konnte, geschweige denn eine der damals modischen Kravatten. Darum ging er wohlweislich mit offenem Hemdkragen, wodurch er ein angenehm freisames Aussehen gewann. Für einen dicken alten Herrn war er hübsch genug, mit seinem geistreich jovialen Gesicht und seiner muntern Lebendigkeit. Das übrige tat sein Ruf, so daß es kein Wunder war, wenn die Weiber sich um ihn rissen, und zwar die jungen

zu allermeist. Wie die Kletten hängten sie sich an ihn, und manche schöne Dresdnerin ließ um seinetwillen den unvermeidlichen Strickstrumpf wohl viertelstundenweise feiern. Ich glaube kaum zu übertreiben.

Am nächsten Tage kam Jean Paul, ein Mann von Wort, getreulich wieder, um seine offizielle Fütterung abzusitzen. Das Futter war eben nicht feiner, als Babette es herzustellen vermochte, aber sie erntete großes Lob, weil sie mit bairischen Dampfnudeln oder etwas dergleichen sich selbst übertroffen. Auch hatte Helmina für Gesellschaft gesorgt, wie der werte Gast sie liebte. Die schöne Frau Kraukling, ihr Mann und Krauklings alter Freund Wolke bildeten eine willkommene Tischgenossenschaft . . . Die beiden [Jean Paul und Wolke] gefielen einander ganz gut, besonders nachdem sie ein paar Flaschen Rotwein vom langen Kork vertilgt hatten. Jean Paul glänzte im hellsten Sonnenschein seiner gemütlichen Liebenswürdigkeit, der schönen Nachbarin zu Ehren, wobei er nicht versäumte, die hellen Witzfunken des Vaters Wolke durch einen Sprühregen von Witzsternen zu überglänzen. Er war ungehalten, als sein Neffe . . . Richard Spazier erschien, um ihn verabredetermaßen abzuholen . . .

133. Richard Otto Spazier:

Ich war soeben erst in Dresden angekommen, als wir von Baireuth die Anzeige erhielten, wie Jean Paul diesmal das schöne Dresden zu seinem Frühlingsausfluge wähle, und den Auftrag, eine passende Wohnung in der Nähe der unsrigen für ihn herrichten zu lassen. Diese Nachricht setzte mich zuerst in großen Schrecken. Denn uns Kindern war von der ersten Jugend an eine solche Ehrfurcht vor dem Namen Jean Pauls oder vielmehr vor dem „Onkel Richter" eingeflößt worden, die sich bis zur wirklichen Furcht, jemals vor seinem strengen, forschenden Blick zu erscheinen, gesteigert hatte . . . Das Unbehagliche, was das Erwarten einer unverhofft auf uns zutretenden Erscheinung, die

länger mit uns in Berührung bleiben soll, in der Jugendzeit für uns hat, wurde nach dieser Ankündigung umsomehr gesteigert, als wir die an Geist, Wissen, Erlebnissen uns so hoch stehende und an den Verkehr mit den bedeutendsten Menschen gewohnte Mutter selbst nicht ohne Bangen dem Augenblick seiner Ankunft entgegenblicken und sich sogar mannigfaltig darauf vorbereiten sahen; da wir jetzt erst ausführlich hören mußten von seiner unendlichen Strenge im Haus, von der Felsenfestigkeit, mit welcher er jeden menschlichen Trieb an sich beherrsche, wie er imstande gewesen sei, selbst die Zahl der Kinder, die ihm geboren werden sollten, zu bestimmen, und nur drei habe entstehen lassen, weil mehrere sein poetisches Schaffen gestört haben würden; wie er ähnliche Beherrschung von den Seinigen immer verlangt; wie keine Schwäche von ihm unbemerkt bleibe, kein Schein vor ihm bestehe und darum selbst unser älterer, uns stets als Muster aufgestellter Bruder, auf einer Reise bei ihm einkehrend, sich nur mit Zittern vor ihn gewagt und aus allzu großer Befangenheit ihm so fremd geblieben war als zuvor . . . Kein Wunder, daß, als nun sein Name auf dem Vorsaale erscholl und seine Stimme laut wurde, ich durch eine Seitentür mich fortstahl . . . Endlich mußte ich aber dem Unvermeidlichen die Stirn bieten. – Blaß wie ein Tuch, mit zitternden Lippen, weil jedes Wort auf ihnen haften blieb, stand ich vor ihm; aber so auch nur eine Minute. – Denn die Furcht machte sogleich dem Erstaunen Platz, das Äußere des Dichters und seine Erscheinung so gegen alle früher gemachten Vorstellungen zu finden. Während ein starker, doch untersetzter, nachlässig in einen unscheinbar grünen Sommerrock gekleideter, freundlicher Mann mit gebräuntem starken Gesicht, einem den Blick des andern nicht niederschlagenden, mildstrahlenden blauen Auge in meinen Zügen und dem Profile forschte, fühlte der innere Mensch sich gleich so freigelassen, um mit Vergnügen auf dem danebenstehenden Stuhle den gelben Strohhut mit grünem Futter, dabei einen starken Stock und einen weißen Pudel mit

einer Leine um den Hals zu bemerken. — Es wehte aus diesem Bilde im Augenblick eine so sichere Beruhigung, daß hier kein Mahlmann[1]) sei, der einem Jüngling den Mangel einer Halsbinde zum Verbrechen anrechne! Und als er nun die Untersuchung des Gesichts vollendet und das Urteil: „Ei, kräftig! kräftig!" gesprochen, entließ er den Jüngling als ein freies, selbständiges, menschheitlich gleich neben ihm stehendes Wesen, sich jedes Rechtes begebend zu einer ausforschenden Frage, irgendeiner Bemerkung, und ruhig erwartend, ob jener ihm irgend sich eröffnen, ob er einen Rat oder ein Urteil über sich von ihm haben wolle oder nicht. — Und so blieb es! — Niemals auffordernd, daß man ihm nur eine Minute schenke, zu ihm kommen, ihn begleiten solle, dankbar freundlich annehmend, wenn man es tat, das freieste Meinungsaussprechen duldend und jeden Widerspruch, darum im Gespräch jedem gleiche Rechte, sogar gleiche Stellung neben sich einräumend, fühlte man sich in seiner Umgebung statt beengt und gedrückt nur freigeborner, selbständiger, zuversichtlicher auf sich selbst und seine Menschenwürde. Da sogar mein Studentenwesen, das er ohne die geringste Bemerkung überall neben sich duldete, und das mit ihm in allen öffentlichen und in den bedeutendsten Gesellschaften erschien, dadurch eine gewisse Sanktion erhielt, so wurde es sogar durch ihn in diesen Wochen von mir weit inniger genossen als auf der Universität selbst. — Ja er ward oft direkt der Schützer zu jugendlichen Treibens. Als man einmal von ihm forderte, er solle mich zurechtweisen, weil ich bei einem Gastmahl zu vorlaut mit älteren Männern über ernste Gegenstände gestritten, so wies er mit den Worten: „Ei, wie könnte es anders sein? Ein Jüngling! — Und zumal, wenn er Wein getrunken!" jeden Tadel darüber ab.

Mein Anblick hatte wirklich seine nähere Teilnahme erregt. Er hatte bei meiner Mutter nähere Erkundigungen über mich ein=

---

[1]) Spaziers Vormund.

gezogen. So ließ er mich einige Tage später zu sich rufen in den einsam stehenden Gartenpavillon, den wir ihm in den Anlagen der Neustadt gemietet, um mich selbst dort näher zu prüfen. Da verlangte er vor allen Dingen die Erzählung des mit Mahlmann erfolgten Zerwürfnisses, von welchem meine Mutter ihm bereits gesprochen. Als ich an den Augenblick kam, wo der Vormund mir in seinem eigenen Hause eines seiner Halstücher in seiner Gegenwart augenblicklich umzubinden zugemutet, richtete er sich hastig auf dem Kanapee, auf dem er wie gewöhnlich lag, empor und rief mit fast drohendem Tone: „Sie haben doch das Tuch nicht umgebunden?“ und lehnte sich, als ich erwidert: „O nein!“, wie beruhigt wieder zurück mit den Worten: „Das hätte Sie ja auch erwürgen müssen!“ Und von diesem Augenblick an hatte ich ihn zum väterlichen Freunde, der er mir bis auf seinem Totenbette geblieben ist. —

Allerdings hatte „Onkel Richter“ . . . nie große Neigung zu Mahlmann empfunden; aber dieser gewaltsame Versuch, einem mittellosen Jünglinge seinen beleidigenden und herabsetzenden Willen aufzudringen, hatte ihm den Vormund förmlich verhaßt gemacht. Erst um vieles später erfuhr ich die Stärke des durch meine Erzählung auf ihn hervorgebrachten Eindruckes. Derselbe hatte sogar einen, jedoch erst nach meiner Abreise stattbabenden, die öffentliche Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Dresden auf sich ziehenden Auftritt zur Folge . . . Mahlmann, durch die Zeitungen von der jenem in Dresden bereiteten glänzenden Aufnahme erfahrend und als Verwandter seinen Anteil daran zu nehmen, ja auf diese Weise an seine frühere Dichterlaufbahn zu erinnern wünschend, war sogleich herbeigeeilt. Das erste Zusammentreffen beider Schwäger war in Tharandt [5. Juni] geschehen, wohin man Jean Paul zu einem Essen geführt. Mit der ihm eigenen Emphase war Mahlmann in einem engen Korridor auf den schlichten Humoristen zugetreten, hatte ihn mit dem dichterischen Du angeredet und ihn an ein früheres Zusammentreffen im Garten

zu Wörlitz bei Dessau erinnert. Doch Jean Paul, der bei Abneigungen aus moralischen Gründen bis zur Grausamkeit hart sein konnte, hatte nach den in geringschätzigem Tone ausgesprochenen Worten: „Nach dem Du zu urteilen, das mir sonst niemand hier bietet, sind Sie Mahlmann,“ ihm vor der ganzen Gesellschaft den Rücken zugekehrt und ihn stehen lassen . . .

Der zweite Auftritt zwischen Jean Paul und Mahlmann fand auf einer Elbgondel statt bei einer Wasserpartie, die nach Pillnitz unternommen wurde. Hier ward bei der Rückfahrt die Leipziger Halstuchgeschichte der Gegenstand eines besonderen, zu lauten Zwiegesprächs zwischen ihnen. In Gegenwart einer ausgesuchten Gesellschaft von Männern und Frauen überhäufte Jean Paul den Vormund mit Vorwürfen darüber, daß er einen Jüngling in der Blütezeit seines geistigen und moralischen Aufschwungs auf solche Weise in die Fessel einer frivolen Gesellschaftsrücksicht zurückzuwerfen versucht gehabt . . .

Auch sonst gab dieser Dresdener Besuch . . . Jean Paul mehr als *eine* Gelegenheit noch, zu zeigen, wie er seinen Widerwillen gegen alles, was ihm unlauter oder von nachteiliger moralischer Wirkung schien, mit einer bis zur Grausamkeit gehenden Härte zu belegen und mit unglaublicher Entschiedenheit von sich zurückzuweisen imstande war. Dies erfuhr unter anderem der bekannte Adolf Müllner, der, wie Mahlmann von Leipzig, so von Weißenfels herbeigeeilt war, um Jean Paul gewissermaßen als Bruder in Apollo zu begrüßen und an den bei dieser Gelegenheit dem „Handwerk“ in Dresden bereiteten Huldigungen teilzunehmen. Derselbe wurde auf das Unbarmherzigste abgewiesen, als er in kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen eines schönen Vormittags [1. Juni] in Jean Pauls Gartenpavillon sich anmelden ließ. Zufällig saß der Dichter allerdings in diesem Augenblicke dem Maler Vogel für jenes Brustbild mit der Blume im Knopfloche, das seitdem oft lithographiert wurde, und umgeben von einigen Damen, worunter meine jüngste

Schwester, deren Gespräche seine Physiognomie beleben sollten. Der Weißenfelser Hofrat erhielt da auf seine Meldung die sehr trockene Antwort: „Der Herr Legationsrat sitze soeben, und nachmittag sei er nicht zu Hause." Als Müllner, bereits erbost, abzog, sich aber noch einmal umwandte und an dem Fenster von Jean Pauls Stube meine ihm neugierig nachsehende Schwester gewahrte, schoß er die wütendsten Blicke auf dieselbe zurück. — Sehr bezeichnend ist, daß Jean Paul sich diesen Vorfall, ganz wie ich ihn hier erzähle, ausdrücklich aufschrieb, um das Blättchen bei seiner Rückkehr nach Baireuth seinen dortigen Freunden mitzuteilen; denn aus diesem von mir in seinen Papieren vorgefundenen, mit seiner Handschrift beschriebenen Blättchen habe ich diese Erzählung erst entnommen . . .

Aber einen wahrhaft tief ihn empörenden und entrüstenden Auftritt bereiteten ihm eines Tages die Lakaien einer adeligen Familie, ich glaube, es war die des Grafen von der Malsburg oder Kalkreuth, wo er zu Tische geladen worden. Er hatte dorthin, wie überall, wohin er ging, seinen weißen Pudel, seinen beständigen Gefährten, mitgenommen, und derselbe war wirklich gewohnt, überall von den Frauen gepflegt und gehätschelt zu werden. Die Dresdener Adelslakaien waren aber im höchsten Grade entrüstet über die Frechheit dieses Bürgerlichen, einen Hund in das Haus ihrer adeligen Herren mitzubringen. In ihrer Wut begingen diese rohen Gesellen die Unmenschlichkeit, dem Hunde brennendes Terpentinöl in die Ohren zu gießen. Hatten sie darin irgendeinem adeligen Befehle gehorcht? Genug, das arme Tier, von verzweifeltem Schmerz getrieben und Schutz bei seinem Herrn suchend, der eben an der vornehmen Tafel saß, stürzte winselnd und heulend auf denselben zu, über den mit Schüsseln, Flaschen und Gläsern besetzten Tisch hinweg, dieselben klirrend umwerfend und zum Teil zerbrechend. Mitten unter dem allgemeinen Falle erhob sich Jean Paul im tiefsten Zorne, beruhigte seinen armen Hund und entfernte sich, alle Entschuldi-

gungen zurückweisend, „die Bestien" verwünschend, die ein armes Tier so hatten quälen können.

. . . Erst einige Wochen nach seiner Anwesenheit trieb mich die Neugier, auch wohl die Dankbarkeit, um ihm damit vielleicht eine Freude zu machen, ein größeres Werk von ihm zu lesen. Es war der am meisten besprochene Titan . . . Das Buch ließ mich im ganzen kalt, mit Ausnahme der reizenden Szenen in Italien und der Linda . . . Um so mehr aber empörte mich das Ende der Linda. Aber ohne die geringste Empfindlichkeit hatte er die Erklärung, daß man jetzt zum ersten Male ihn lese und ihm bisher so wenig Aufmerksamkeit gewidmet, aufgenommen, ebenso ruhig sah er, daß ich während der Lektüre nicht entzückt davon zu sprechen wußte, und als ich mich sogar um so lebhafter über die Szene der Linda beklagte und das Buch nicht noch einmal lesen zu können deshalb versicherte, begnügte er sich, mir zu erwidern, daß jener Auftritt notwendig so sein müsse, und führte selbst zu meiner Entschuldigung das Beispiel Jacobis an, dem es ebenso gegangen. Kein Rat, keine Ermunterung, irgendein anderes Buch zu beginnen, kam über seine Lippen. — Erst später sah ich ein, daß er sich ein Gewissen daraus gemacht hatte, in der Epoche der Entwicklung, in welcher ich mich befand, irgendwie direkt oder indirekt auf die Richtung derselben dadurch zu influenzieren, daß er eine so gewaltige Welt, wie seine verständlicheren Werke enthielten, in meinen Weg zu werfen versuchte . . .

Doch vor meiner Abreise hatte mich der so scharfsinnig beobachtende Menschenfreund noch einmal allein vor sich beschieden, um mich darüber auszuforschen, wozu ich eigentlich geneigt sei, wozu ich mich besonders befähigt und bestimmt glaubte. Hierbei fragte er zuerst nach meinem „Lieblingsautor", und als ich ihn genannt, er weiter aber nichts von dem zu erstrebenden Beruf aus mir herausbekommen gekonnt, sprach er mit dem so unendlich richtigen Herausfühlen, das ihn auszeichnete, zuerst

etwas aus, was ich mir selbst noch nie zu gestehen gewagt: „Ich sehe wohl," sagte er, „Sie wollen selbst ein Autor werden."...

Jean Paul war damals bereits im sechzigsten Lebensjahre, und die frühere schmächtige und hagere Gestalt mit dem zopflosen flatternden Haupthaar und der offenen Brust — so lange das Ärgernis der guten Stadt Hof im Vogtlande, und darum auch seine Entrüstung über das, was mir Ähnliches noch vierzig Jahre später und in eigener Familie widerfahren — diese Erscheinung hatte längst schon einer gewissen Abrundung in Gesicht und Taille Platz gemacht, die ihm eher das Aussehen etwa eines Braumeisters als eines Dichters gab, oder wohl gar, wegen der sehr bequemen Kleidungsweise, das eines Landwirtes aus dem südlichen Deutschland. Er hatte fast Ähnlichkeit in der Erscheinung mit dem ehemaligen Herzog von Zweibrücken, dem Könige Max von Bayern, der auch um diese Zeit nach Dresden kam und durch sein einfaches und schlicht-bürgerliches Wesen so oft die an die strenge Etikette ihres Hofes gewöhnten Dresdener in Erstaunen setzte. Was aber Jean Pauls Äußerem dennoch den Stempel des Genius aufdrückte, waren die überaus herrlich hohe und gewölbte Stirn, die fein gebogene Nase und ganz besonders der liebliche kleine Mund, um welchen stets ein durch Wohlwollen und Gemütlichkeit wahrhaft bezauberndes Lächeln schwebte, und das besonders die Frauen unwiderstehlich zu ihm hinriß. Dabei gab der etwas bayrisch-vogtländische Dialekt, den er nicht ganz aufgegeben, wie z. B. Monnd für Mond, seinem Gespräch noch etwas besonders liebevoll Zutrauliches. Von dem zauberhaften Hinreißen seines Lächelns für Frauen war ich besonders in Dresden Zeuge gewesen, und dies bei einem weiblichen Wesen, das damals bereits begonnen, sehr auf die Entwicklung meines äußern und innern Seins einzuwirken. Er ward nämlich eines Tages in einer Familie eingeführt, die auf einer Weinbergsbesitzung zwischen Meißen und Dresden, dem Dörfchen Kötschenbroda gegenüber gelegen, wohnte, eine Familie,

deren größte Zierde zwei verheiratete, jedoch noch jugendliche Schwestern waren. Kaum war er dort eingetreten, wie immer erst mit einer überaus edlen Kopfverneigung, die er sich den Großen gegenüber angeeignet, und bei welcher er nicht einen Zoll seines Rückgrates beugte, so daß der innere Mensch in seiner ganzen Würde vor ihnen stehenblieb, und als er sein Haupt dann wieder mit jenem Lächeln erhob, warf die jüngere und lebhaftere beider Schwestern sich ihm an den Hals und flog mit ihren Lippen an seinen Mund, nachher die etwas zu rasche Bewegung mit der Versicherung entschuldigend, wie es ihr unmöglich gewesen wäre, einen solchen Himmel überschwenglicher Liebe in einem Menschenantlitz zu sehen, ohne sich gewissermaßen in denselben hineinzustürzen. Im Verlauf dieser neuen von ihm gemachten Bekanntschaft kam zugleich einer der eigentümlichsten Züge seiner von ihm zu eigenem Gebrauche gebildeten Lebensphilosophie zum Vorschein, sowie die Festigkeit, mit welcher er an derselben festzuhalten imstande war . . . Jean Paul hatte daselbst vielleicht einen der schönsten Nachmittage seines Lebens verbracht. Aber darum gerade war er auf keine Weise zu bewegen, diesen Besuch nochmals zu wiederholen, seinem stets bis zur Unhöflichkeit und Härte befolgten Erfahrungsgrundsatze oder der theoretisch durch Nachgrübeln gebildeten Überzeugung gemäß, daß man nie einen einmal unerwartet erhaltenen schönen Eindruck wiederholt nachsuchen müsse, um sich den ersten in der Erinnerung ungetrübt und ungeschwächt zu erhalten; denn der zweite, dritte entspräche schon darum nicht dem ersten, weil man mit im voraus erregten bestimmten Erwartungen und Ansprüchen erscheine, von denen unmöglich alle erfüllt würden, während Überraschung und Zufall einen sehr großen Anteil an dem zuerst empfangenen Genusse gehabt. Das sah fast wie undankbare Selbstsucht aus, erschien aber denen nicht mehr so, die, wie ich später, Gelegenheit hatten, ihn nahe und lange in seinem Wesen und Trachten zu beobachten. Er lebte nämlich nur für seinen

Schriftstellerberuf, wandte alles, was er erblickte, hörte, sah und bemerkte, im Augenblicke schon, wo er die neue Anschauung erhielt, im voraus auf irgendeine daraus zu gestaltende Darstellung in einer der von ihm entworfenen neuen Schöpfungen an und wachte darum ängstlich darüber, die Quelle, die ihm einmal ein schönes Bild zurückgestrahlt, durch ein wiederholtes Anschauen in einem vielleicht ungünstigen Augenblicke sich trüben und das in seiner Seele lebende Bild matter machen oder gar verwischen zu lassen.

Sein Seelenzustand gab sich übrigens dadurch zu erkennen, daß er alle tieferen Eindrücke mied, mit keinem Fuß die Galerie oder irgendeinen andern Kunstsaal, ja nicht einmal das Theater betrat, ein einziges Mal einer Messe in der katholischen Kirche beiwohnte und auch da so viel sich unterhielt, daß er ohne den Schutz umstehender Freunde von dem Kirchendiener insultiert worden wäre . . .

Seltsam genug, kam er mit Ludwig Tieck in nur sehr geringe Berührung. Beide verstanden sich nicht wohl . . . So hatte Tieck, wie er gegen mich nach Jean Pauls Abreise später sich äußerte, nicht begreifen können, daß Jean Paul vom Plauenschen Grunde wenig angezogen, von der Aussicht auf dem damaligen Findlaterschen Weinberge tief war ergriffen worden. Tieck schien geneigt, deshalb, weil er die Liebe zu seiner „Waldeinsamkeit" und das mystische Versteckspiel der Natur nicht teilte, ihm den Dichterberuf abzusprechen; Tieck begriff ihn daher wirklich nicht und ahnte nicht, daß eine Natur wie Jean Pauls von den in jenem Grunde eng zusammenrückenden Felsen ängstlich zusammengedrückt, dagegen auf jener Findlaterschen Anhöhe mit dem vor ihm liegenden Prachttal und den umher sich ziehenden Bergrücken hoch emporgehoben und sich gestählt und gekräftigt fühlen mußte, gerade weil er sein Leben in so dürftigen Verhältnissen und Umgebungen, verzehrt von der vergeblichen Sehnsucht nach großartigen, reichen und mannigfaltigen Bildern, hatte verbringen müssen.

134. Minna Uthe-Spazier:

Es ist ein unschicklicher Vergleich, aber oft kam er mir vor unter der Menge von weiblichen Personen, die ihre Anziehungskraft an ihm versuchten, wie die Hühner, denen die goldfarbne Gerste ohne Makel zu Haufen vorliegt, und die ein Korn nach dem andern anpicken und wieder fahren lassen und wieder nach einem bessern suchen. Überall hielt er das seltsame Gesetz, die ihm am wertesten gewordenen Häuser nicht über zweimal zu besuchen, mit eiserner Festigkeit; nicht die rührendsten Bitten, nicht die Pflicht der Höflichkeit konnten ihn zum drittenmal hinführen. Es ging den liebenswürdigsten Frauen so. Wenn er sie auch im Reize des Momentes als noch so anmutig, als ihm ordentlich angehörend gepriesen und in sein Wesen verschmelzen lassen, so würdigte er sie doch nur wie eine Blume einmal und noch einmal des Ansteckens, um sie dann mit neuen zu vertauschen, ohne es zu bedauern, sie nicht mehr zu haben. Wie muß es erst den Männern ergangen sein! – Welche Todesangst litt ich oft, wenn er etwa manche dargebotene Hand gar nicht ergriff und diese unberührt wieder sinken mußte; oder andere, die ihm vorgestellt sein wollten, minutenlang hinter seinem Stuhle reden ließ, ohne die Stellung zu verändern, die ihrem Annahen hinderlich war. – Was sind aber diese kleinen Unarten gegen den gerechten, klaren, immer begütigenden, mitleidsvollen Sinn, der in dieser außerordentlichen Seele seinen Sitz aufgebaut. Wie schön, daß er jedem in der Gesellschaft etwas sein kann und will! Selbst dem Unmündigen und Geistesarmen reicht er geistig den Arm! Wie verehren ihn seine Wirtsleute! Ein wildes Tier von Ehemann ist, seit er da ist, mild. Ein Geizhals ließe Häuser aufbauen, um ihm nur ein Zimmer recht wohnlich zu machen. Nein, nie werd' ich den Abend [26. Mai] vergessen, wo meine Tochter, vor Zahnschmerzen vergehend, nachts elf Uhr nach seiner Wohnung stürzt, ihn aus dem ersten Schlafe wecken läßt, wie er sogleich barfuß im Dunkeln die Treppe hinabsteigt in den Hof, das er-

schöpfte, halb ohnmächtige Mädchen in einen Gartensessel sich setzen läßt und sie magnetisch zu streichen beginnt, was mehrmals schon ihre Schmerzen gelindert, und wie man sie eine halbe Stunde nachher im tiefsten Schlafe zu Hause trägt!

135. Karl August Engelhardt:

Wer, wenn er Dresden kennt, kennt nicht den sonst Findlaterschen, jetzt Krebsischen Weinberg am rechten Elbufer mit seinen bezaubernden Aussichten. Vorzüglich interessant stellen diese beim Eintritt in den untern Saal sich dar. Als Jean Paul jenen Berg im Sommer 1822 zum erstenmal besuchte, in den erwähnten Saal trat und ihm der eine seiner gelehrten Begleiter diese, der andere jene Gegend zeigen wollte, der dritte ihn auf den Elbspiegel im Vorgrunde, der vierte auf das Erzgebirge im Hintergrunde aufmerksam machte, rief er endlich mit freundlichem Unwillen aus: „Kinder! ich bitt' euch, nicht bouteillen-, sondern gläserweise laßt mich die herrliche Natur genießen!" —

Jean Pauls unzertrennlicher Begleiter war bekanntlich sein treuer Pudel, Ponto genannt. Als dieser auf dem Findlaterschen Berge mehr Gesellschaft fand, als seinem Herrn lieb war, und dieser ihn von Hunden mehrmals abrufen mußte, bemerkte er dabei: „Die Bestien haben es schon weg, daß Ponto durch den Umgang mit mir ein gelehrter Pudel geworden ist, denn, wie mir's scheint, soll er sich in ihre Stammbücher schreiben." —

Jean Paul liebte Senf zum Rindfleisch. Als man ihm bei einer Mittagstafel zum Rindfleisch englischen Senf präsentierte und ihm dabei bemerklich machte, daß dieser ungewöhnlich stark sei, nahm er mit der Entgegnung: „Je stärker, desto besser!" eine tüchtige Portion. Aber kaum hatte er, darein getaucht, den ersten Bissen Rindfleisch genossen, als ihm die Augen so übergingen, daß er lange das Tuch nicht wegnehmen durfte. Man bedauerte ihn deshalb. „Wahrscheinlich Senf von der Oppositionspartei", bemerkte er trocken und fuhr im Gespräche fort. —

In einem andern achtbaren Hause, wo Jean Paul, den die Dame vom Hause noch nicht kannte, zur Tafel geladen war, hatten sich bereits alle Gäste versammelt; nur der Gefeierte fehlte noch.

„Da schreitet ein Mann mit staubigen Stiefeln und einem großen Pudel gerade aufs Haus zu — das wird doch nicht etwa Jean Paul sein?" bemerkte auf einmal die Dame von Hause. Mehrere der Gesellschaft, die ihn kannten, traten mit ans Fenster. — Richtig — er war es.

„Der sieht ja wie ein guter ehrlicher Pachter aus — das mag sein — aber den Hund wird er doch wohl nicht mitbringen?" bemerkte jemand.

„Unmöglich — Herr Legationsrat Richter, aber nicht sein Hund ist eingeladen." Damit eilte ein andrer, der mit Jean Paul näher bekannt war, ihm entgegen, um ihm aus Achtung für die Dame vom Hause den Hund ab und in die Domestikenstube zu disputieren.

Allein Jean Paul erklärte, daß er mit seinem Hunde bei Fürsten und Grafen gespeiset und lieber selbst umkehren als seinen Ponto im Stich lassen wolle.

Natürlich erhielt nun Ponto ein Entreebillet — denn wer wollte großer Männer kleine Schwächen hoch aufnehmen —. Auch betrug sich das treue Tier so anständig, daß man gar nicht Ursache hatte, über seine Gegenwart zu zürnen. —

Als Jean Paul einst Sonntags im sogenannten Großen Garten einsprach, wo des gewöhnlichen Konzerts wegen viel schöne und feine Welt versammelt war, nahm ihn eine Dame, die gar zu gern die Gelehrte spielte, mit ihrer Unterhaltung so ganz in Beschlag, daß er für seine übrigen Verehrer und Freunde fast so gut als nicht da war. Alle Versuche, ihn von der Konversations-Sandbank zu erlösen, scheiterten an der unerschöpflichen Redseligkeit der Dame. Endlich ward diese auf Anstiften der Freunde Jean Pauls in einen Damenzirkel gerufen, um, wie es hieß,

einen gelehrten Streit beilegen zu helfen. Das glückte. Die Dame ging.

„Kinder!" sagte er dann zu seinen Freunden, „ich danke euch herzlich, daß ihr mir dies große Pechpflaster abgerissen habt. Solch Abreißen tut sonst wehe — das aber tat wohl! Männliches gelehrtes Pech klebt schon gut, aber weibliches ist gar nicht abzubringen." —

Jean Pauls Lieblingsspaziergang in Dresden war die Brühlsche Terrasse, wo er besonders gern den Untergang der Sonne beobachtete. In der öffentlichen Wirtschaft, welche dort sich befindet, sprach Jean Paul mehrmals abends ein, und — wie fand er sich einst überrascht — auf einen mit Rosen bekränzten Lehnstuhl genötigt zu werden, welchen eine von seinen Werken begeisterte Dame für ihn hatte hinsetzen lassen. Freundlich und liebevoll nahm er die Huldigung an. Als aber der Zudrang der Neugierigen stark und immer stärker ward, seufzte er gegen einen Freund im stillen: „Kinder! auf euren Rosen sitzt man wie auf Dornen." —

Jean Paul bewohnte, solange er in Dresden war, ein einem Königl. Kanzleioffizianten gehöriges Landhaus vor dem Weißen Thore, wo er die herrlichste Aussicht auf den Elbspiegel und die Hoflößnitzer Weingebirge hatte. Als ich ihm dazu glückwünschte, sagte er: „Wenn meine Schriften mich reich gemacht hätten, hier würd' ich mich ansiedeln. Da dies aber nicht der Fall ist, muß ich schon wieder nach der bayrischen Heimat wandern — und darüber bin ich nicht eben bös, denn — ihr Dresdner habt spottschlechtes Bier." —

Berühmte Männer haben bekanntlich mit Fürsten das harte Los gemein, daß alles sich zu ihnen drängt, um, wenn auch nicht, wie bei letztern, Gunstbezeugungen zu erlangen, doch im Sonnenschein ihres Geistes sich zu erquicken, oder wenigstens sagen zu können: man habe mit ihnen gesprochen. So ging es auch dem armen Jean Paul. Leute, die nicht wert waren, ihm die Schuh-

riemen zu lösen, hielten sich doch für wert genug, dem großen Manne durch gleichgültige Gespräche die kostbare Zeit zu rauben. Im Anfange ertrug er dergleichen Huldigungen mit bewunderns-würdiger Geduld. Endlich aber riß diese denn doch aus, und er bat seine Wirtsleute inständig, ihn zu verleugnen, von jedem Besucher aber Namen und Stand sich sagen zu lassen und ihn davon sofort in Kenntnis zu setzen, welches, wenn ihm der Besucher interessant war oder wenigstens schien, nicht selten die Folge hatte, daß er ihm zum Fenster hinaus nachrief oder nachschickte und ihn dann aufs freundlichste um Nachsicht bat, den Grund seines Benehmens erklärend. —

Jean Paul gehörte als Dichter noch der alten guten Schule an. Mit Bild mußte bei ihm Geist, mit Phantasie Verstand verbunden sein. Das jetzige Nebeln und Schwebeln in der Poesie war ihm fremd und verhaßt. Was Wunder, wenn er also poetische Gaben aus jener Schule nicht achtete. Und doch strömten sie ihm, während er in Dresden war, in Menge zu; denn welcher schöne Geist des Elbathens hätte nicht diesem großen Herrn und Meister in Apolline seine Werke opfern wollen.

Einst, als ich ihn besuchte, lag ein ziemliches Stößchen solcher Liederbücher, herrlich gebunden, auf dem Tische. „Sonder Zweifel Geschenke?" fragte ich. — „Die heillose Berühmtheit!" entgegnete er. „Behandelt man mich doch fast wie einen Götzen, dem man opfern muß. Wenn man nur wenigstens solche Opfer (damit zeigte er auf die Gedichte) auch anzündete, denn ich mag nichts von Liedern wissen, die nach Kreuz und Liebste schmecken und einen drehend machen, während man sie liest, wie z. B. —" Hier nannte er mehrere hochgefeierte Namen und bemerkte: „Wenn ich mit dem Dichter spreche, kommt er mir recht vernünftig vor, lese ich aber seine Gedichte, dann wird mir's vor lauter Gemüt und Gemütlichkeit so ungemütlich, daß ich alle Lesegeduld verliere."

---

136. Friedrich Perthes, Baireuth, Sept. 1822:

Früh 8 Uhr ging ich zu Jean Paul. Eine große starke Knochengestalt, anzusehen wie ein Förster oder Pachter, trat in das Zimmer, angetan mit einem Jagdrock, einen Dachsranzen über den Schultern, einen weißen Schafpudel am Stricke an der Hand. Da wir lange schon Briefe gewechselt hatten, kam das Gespräch bald in Fluß. Zwei Abende brachte ich bei ihm zu, den ersten in seinem eigenen Hause, den zweiten bei einer Generalin von Kettenburg; außer einer Stiftsdame von Stein waren beide Male die vor kurzem verheirateten Graf und Gräfin Henckel-Donnersmarck aus Schlesien zugegen. Der Wunsch, sich der schönen Frau im besten Lichte zu zeigen, setzte Jean Paul in Spannung, und gewohnt, nur gehört zu werden, brachten meine raschen Einreden ihn aus seiner Ruhe, und die Folge von dem allen war, daß sich uns ein redlicher, wahrheitsliebender, guter Mensch zeigte, aber obschon das Gespräch sich auf bedeutende Männer und bedeutende Verhältnisse in Staat und Kirche, in Literatur und Leben wendete, habe ich doch kein bedeutendes Wort, keine tiefere Anschauung, keine Resultate großer innerer Erfahrungen von ihm gehört; in schwerfälligen allgemeinen Entwickelungen, in unbehülflich verschlungenen Sätzen, mit häufig wiederkehrendem „insofern" und „insoweit" durchflochten, dehnte seine Rede sich lang und ermüdend aus. Seine Tageseinteilung erzählte er selbst mit folgenden Worten: „Im Sommer um 6, im Winter um 8 Uhr gehe ich eine halbe Stunde weit zur Frau Schabenzel [Rollwenzel] (einer alten Bäuerin), der Pudel geht mit, im Dachsranzen sind meine Papiere und eine Flasche; dort arbeite ich und trinke meinen Wein bis 1 Uhr, dann trinke ich nicht wieder, aber von 5 bis 7 Uhr, da trinke ich mein Bier, so viel wie dort im Kruge steht." Eine halbe Stunde schläferte Jean Paul uns mit den Mitteln zum Einschläfern ein, von denen dreizehn überdies schon gedruckt sind. Nichts von allen den schnellen Blitzen und Geistesfunken, den treffenden Vergleichen und glänzen-

den Bildern, deren seine Schriften eine Fülle enthalten, kam in der mündlichen Rede zum Vorschein! Ich bin von ihm mit der Überzeugung geschieden, daß ein Mann, der als Schriftsteller zu den zartesten und reichsten Geistern unserer Nation gehört, deshalb noch nicht ein zarter und weicher Mensch sein muß. Außer Jean Paul hat mich am meisten ein Regierungsrat Kraus [Krause] angezogen; ich wußte, daß er für den Nachdruck geschrieben hatte und ein gelehrter, scharfer, geistreicher Mann, aber ein großer Sonderling sei. Um zu ihm zu gelangen, wandte ich mich an Jean Paul, den man mir als seinen vieljährigen Freund genannt hatte. „Wir sind alte Freunde," sagte Jean Paul, „aber nun sehen wir uns nicht mehr; gehen Sie nur hin und sagen Sie ihm, ich wollte niemals wieder etwas mit ihm zu tun haben; Sie schickte ich aber zu ihm."

137. Eduard Hitzig:

Was Jean Paul mir im Herbst 1822 in Baireuth über Hoffmann sagte, war mir aus der Seele gesprochen; bewundern mußte ich insbesondre, wie unendlich richtig der wahrhaft große Seher sich den Menschen Hoffmann, den er nur so wenig gesehen, aus seinen Büchern konstruiert hatte.

138. Ludwig Rellstab:

Zwei Jahre später [1823] kam ich wieder durch Baireuth auf der Rückkehr von einer Schweizerreise; ich konnte nur einige Stunden verweilen, doch es gelang mir, von diesen eine ganze bei Jean Paul zuzubringen . . . Besonders mußte ich viel von der Schweiz und ihren Wundern erzählen, wobei ihm die Schilderung einer herrlichen Staublawine, die ich unfern Grindelwald gesehen, etwas ganz Neues war. Er rief lebhaft aus: „Die Schweiz ist unerschöpflich! Es ist doch noch niemand von dort zu mir gekommen, der mir nicht etwas ganz Neues davon erzählt hätte!" Er hatte und hat sie nie gesehen! Bei diesem Anlaß sprach er sehr viel Geistreiches, sowohl über sein wenig oder

gar nicht Gereiſtſein als über das Zuvielreiſen und namentlich das übermäßige Zuſammenhäufen von Reiſegenüſſen, was, wie er ſich ausdrückte, eine wahre Verſtopfung der Phantaſie ſei. Meine Gabe, im Sprechen lebendig, fließend darzuſtellen (eine Fertigkeit, die Jean Paul nicht hatte, hauptſächlich gewiß, weil eine ſo tiefe Gedankenbildung wie die ſeinige — gewiſſermaßen eine rieſige Formation in der Gedankenwelt — ſich nicht mit den flüchtig anſchießenden Kriſtallen momentaner Darſtellungen vereinigen läßt, weshalb z. B. auch Hegel ſo mühſam ſprach), erfreute ihn; er nannte ſie dichteriſch ſchaffend. Ich erwiderte ihm, ich ſei ja nur der Rückgeber eines Empfangenen. Darauf rief er lebhaft: „Das ſind wir alle nur; wir geben nur ein Empfangenes; alle Produktion iſt höchſtens eine Umbildung oder Formung gegebener Stoffe. Der Dichter iſt nur Haushaltführer der Natur, und je getreuer, um ſo verdienſtlicher.“ .

Nach einer längeren Pauſe in ſeiner literariſchen Tätigkeit war Tieck damals wieder als Novellendichter aufgetreten. „Die Gemälde“ hatten als die erſte Dichtung in dieſer Gattung jene glänzende Reihe begonnen, die nach und nach zu einem ſo reichen Schatz der deutſchen Literatur angewachſen iſt. Jean Paul ſprach mit großer Freude davon, daß ſich hier Tieck ein neues Feld eröffne, auf dem er Sieger und Vorbild ſein werde. Er begrüßte ſein klares, einer geläuterten Kunſt entſproſſenes Erzeugnis, welches die brennenden Farben, ſchroffen Kontraſte und ätzenden Stoffe entſchieden verſchmähte, mit welchen damals Hoffmann die Nerven des äſthetiſchen Geſchmacks bis zur Abſtumpfung und völligen Tötung überreizt hatte, als einen wahren Genius des Heils für dieſe Gattung, der ſie vor dem Sturz in einen Abgrund, dem ſie entſchieden zudrängte, zu retten beſtimmt ſei . . .

Die Stunde war raſch vorübergegangen. Jean Paul ſelbſt gab, plötzlich aufſtehend, das Zeichen zum Aufbruch. Da fragte ſeine Tochter mich noch mit anmutiger Freundlichkeit, ob mir der Kriminalrat Hitzig und deſſen Tochter Eugenie in Berlin bekannt

seien. Ich hatte es kaum bejaht, als Jean Paul mit wahrer Herzensfreude ausrief: „Da hast du einen gescheiten Einfall gehabt, Emma; nach diesen Freunden hätten wir uns längst erkundigen sollen!" Und nun strömte sein Mund über von freundschaftlichen Äußerungen über den trefflichen Mann und seine anmutige Tochter, die vor kurzem, glaube ich, einen Besuch in Baireuth gemacht hatten . . .

139. Franz von Elsholtz:

[Abendgesellschaft beim Grafen R. in Baireuth. Sommer 1823.] Jean Paul redete lange und in der heitersten Stimmung zu mir, wobei die anziehendsten Sachen auf die Bahn kamen. Als er hörte, daß ich im Begriff sei, nach Italien zu gehn, seufzt' er; seine Augen schien ein Sehnsuchtschimmer zu durchzucken und ihren ruhigen Glanz für einen Moment zu trüben . . . Er erzählte dann von seinen eignen Reisen, die sich auf kurze Ausflüge in die Nachbargegend beschränkten, und fügte hinzu, daß er selbst das nahe Nürnberg früher — in den Palingenesien — geschildert habe als besucht. Auch sprach er von seinen unvollendeten Arbeiten, sowie von der neuen Auflage des Hesperus, die kurz zuvor erschienen war, und scherzte sehr anmutig über den Kupferstich, welcher dem ältern Abdruck der unsichtbaren Loge beigegeben ist. Endlich aber verbreitete er sich vorzüglich über die damalige Weltlage und Erscheinungen der Zeit, mit so viel Licht, Wärme und Schärfe des Urteils, mit so viel Freisinnigkeit und Begeisterung für Menschen- und Bürgerwohl, daß der Bewunderung und Liebe noch eine neue Seite dieses Charakters sich aufzutun schien. Der Kongreß von Verona war unlängst beendigt, und nachdem Jean Paul viel Treffliches, wiewohl nicht zum Lobe der dortigen Verhandlungen, gesagt hatte, fügt' er lächelnd hinzu: „Wie die gemeinen Leute vor den Geistern, so fürchten die großen Herren sich vor dem Geist!" — Voll ähnlicher Einfälle war seine ganze Rede, die überhaupt der Schreibart sehr gleich kam, wobei

die Besonnenheit nicht genug zu bewundern war, womit er, nach mannigfachen Parenthesen und Einschiebseln, den Hauptfaden immer wieder ergriff und ohne Nachteil für den Periodenbau glücklich fortwebte.

140. Richard Otto Spazier:

Die Herbstferien [1823] standen vor der Tür, . . . und es blieb mir nichts anderes übrig, als einer frühern Einladung nach Baireuth von seiten von Richters Familie zu folgen . . . Es ist unmöglich, hier zu beschreiben, welche Umänderung einige Stunden nach dem Eintritt in sein Haus mit meinem Sinn vorgegangen war. Ich war eben in seinen Zauberkreis getreten; ich stand auf dem Boden seines nächsten, unmittelbarsten Wirkens und fühlte die Keime meiner schönsten moralischen und geistigsten Kräfte mächtig sich regen. – Er selbst war nur eine Minute zur Bewillkommnung erschienen und in das Heiligtum seiner Arbeitsstube wieder verschwunden; aber es war eben der milde Abglanz seines ganzen göttlichen geistigen und moralischen Seins, der auf den Seinigen lag, der auch mein Wesen plötzlich mit wärmendem, rosenrotem Lichte übergoß. –

Die wärmste, wohlwollendste und herzlichste Liebe, die mit der Unbefangenheit und Offenheit der höchsten Unschuld entgegentrat; eine außerordentliche Bildung, gepaart mit einer fast zu demütigen Anspruchslosigkeit; das ernsteste Interesse für alles Erhabene mit dem heitersten Frohsinn und Scherz; größte Einfachheit der Lebensweise und Unkenntnis von eigentlichen Genüssen mit der glücklichsten Zufriedenheit; scharf beobachtender und forschender Blick mit kindlichster Herzensreinheit, die kein Auge hatte für das Niedrige und den Schmutz des Lebens, die mit dem arglosesten, das Beste stets voraussetzenden Vertrauen aufnahm wie sich hingab; und zu allem diesem Schönheit und Geist der Gestalt in ungesuchter, geschmackvoller Kleidung; tiefste Ehrfurcht vor dem Gatten und dem Vater bei freiester und selbständigster

geistiger Bewegung im Umgange mit ihm; — das waren die Elemente, die in unaufhörlichem Wechsel vor dem Erstaunten vorübergingen . . .

Diese häusliche Schöpfung, nachdem er sie einmal geschaffen, erhielt und lenkte er jetzt durch die allereinfachsten Mittel; in moralischer Hinsicht erstens dadurch, daß er den Seinigen den allerentsetzlichsten Abscheu vor jeder Unwahrheit eingeflößt, so daß es ihm nur die einfachste Frage kostete, um aufs umständlichste von allem, was gesagt und geschehen war, unterrichtet zu sein; ja, er erfuhr es, sollte ihm selbst dadurch eine Freude oder Überraschung zernichtet werden, die man heimlich ihm hatte bereiten wollen oder er selbst. — Wievielmal war ich selbst davon Zeuge und Gegenstand! — Dann hatte er alle von frühester Zeit wie an eine unabwendbare Naturnotwendigkeit gewöhnt, daß er jedes, auch das allerunbedeutendste Billet, das ins Haus kam, las. Endlich waren es nur die alleredelsten, zartesten und reinsten Blüten der Gesellschaft, welche in seinem Hausgarten zugelassen wurden, die, wenn irgend etwas Unlauteres an ihnen war, durch die allen Freunden bekannte Kontrolle, die er durch jene ersten Mittel auch über sie, die Fremden und Freunde, vornehmlich führte, sich zusammennahmen, den Seinigen ihr Bestes zu offenbaren. — Auf dieselbe Weise wirkte er mittelbar auch geistig ein, indem es jeden Dritten anspornen mußte, so viel möglich den Seinigen Geist zu zeigen, weil er eben wußte, daß er durch diese indirekt mit ihm umging; auf diese aber wirkte er selbst unmittelbar geistig anregend fast nur durch . . . gelegentliche Tischgespräche. —

Diese letztern waren es fast auch nur in jenen vier seligen Herbstwochen, durch welche ich unmittelbar seine anregende Einwirkung empfand. Da er trotz dieser beständigen häuslichen Nähe ganz dieselbe zarte Schonung meiner innern und äußern Freiheit beobachtete wie in Dresden, mir sogar aufopfernd meist den alleinigen ausschließlichen Genuß der Seinigen überließ und

gern, sich zurückziehend, Platz machte, damit seine übergewichtige Gegenwart den unbefangensten Erguß nicht hemme, soweit nicht irgendwie seine gewohnte Lebensweise dadurch beeinträchtigt ward — so blieb ich im übrigen nur in jener durch seine Familie vermittelten Berührung zu ihm, die mich ohnehin überfüllte. — Er nahm es zwar auf das freundlichste, fast dankbar auf, wenn man in der Dämmerstunde zu ihm kam, aber litt es ebenso, wenn man sich schleunig wieder entfernte. —

Nur einigemal daher trat ich damals in das Heiligtum seiner Studierstube, wo es ihm Freude machte, seine Einrichtungen zu zeigen. — Sie machte einen äußerst eigentümlichen Eindruck. Ein wunderbarer, aus dem Geruch von Blumen und Wein gemischter Duft wehte die Phantasie außerordentlich romantisch an. Aus seinen Fenstern, die dem Aufgange der Sonne entgegenlagen, schweifte der Blick über Gärten, hohe Bäume und einzelne Häuser hin zu dem blauen Fichtelgebirge, das den fernen Horizont umgrenzte. Mitten in der Stube stand ein unscheinbares Repositorium, mit eisernen Klammern am Boden festgemacht, mit Exzerpten und Manuskripten bis oben heran gefüllt, dem Fenster parallel, das im Sommer die aufgehende Sonne zuerst begrüßte; zwischen beiden das Sofa, auf dem er gewöhnlich halb liegend las, und dem deshalb zur größern Bequemlichkeit und Veränderung der Stellung die Fußlehne fehlte. Davor der eichene Arbeitstisch; auf diesem die ausgesuchtesten Federn neben dem verschiedenartigsten, selbst buntfarbigen Papier auf sorgfältigster Unterlage — Gläser, Brillen, Blumen, Bücher — unter letzteren immer die kleinen englischen Ausgaben von Swift und Sterne — in der bestimmtesten Ordnung. An dem andern Fenster ein kleines Instrument und neben diesem ein kleiner Tisch, von dem Kanarienvögel aus ihren Behältnissen oft auf einer kleinen Leiter zu seinem Arbeitstisch und von da auf seine Schultern stiegen. Rings an den Wänden andere Repositorien mit Büchern. Alles, was er brauchte, hatte nach der genauesten Überlegung der höchst möglichen Zweckmäßigkeit

und Bequemlichkeit Gestalt und Ort; aber ein an die gewöhnliche Ordnung gewöhntes Auge wäre vielleicht vor seiner Stube ebenso erschrocken als er vor Roquairols im Titan. In der einen Stubenecke, noch an der Türe, durch die er einen besonderen Ausgang zur Treppe hatte, bei dem Kissen, auf dem ein weißer seidenhaariger Pudel ruhete, hing eine lederne, gestickte Jagdtasche, und neben ihr lehnte ein großer Rosenholzstock; – alle drei die Begleiter auf seinen Gängen, wenn er in die Gärten seiner Freunde oder dem Fichtelgebirge zu durch die Kastanienallee zu dem Häuschen der Frau Rollwenzel, dort zu arbeiten, wanderte, bis wir ihn zum ländlichen Mahl bei der freundlichen und originellen eben genannten Wirtsfrau abholten. –

141. Richard Otto Spazier:

Noch in seinem sechzigsten Jahre sah der Verfasser den Dichter, der sonst so selten aus seiner Klause kam, jeden Jahrmarktnachmittag in Baireuth sich allein in das Gewühl werfen, um an dem Getön und dem Geruch der Jahrmärkte auch jene Kindheitsseligkeiten einzuschlürfen und in sich zu erneuern.

142. Richard Otto Spazier:

Der Verfasser erinnert sich besonders, wie der Dichter in seinem späteren Alter mit der größten Lust von seinem vollbesetzten Tische den grünen Staudensalat sich auswählte, um ihn mit trockenem Brote zu genießen, wobei er keinmal unterließ, uns darauf aufmerksam zu machen, daß er dies darum so liebe, weil Salat und Brot in jenen Jahren [in Hof] die Hauptspeise der Familie gewesen sei. „Wenn uns einmal ein Gulden ins Haus kam," setzte er dann wohl hinzu, „so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen."

143. Platen:

(Baireuth, 28. Dez. 1823.) Ich war gestern abend wieder bei Jean Paul gebeten, wo ich seine Frau und seine beiden Töchter



Jean Paul im 61. Lebensjahre

fand, wovon die eine sich gar nicht ins Gespräch mischt, die andre aber sehr lebhaft und verständig ist . . . Jean Paul kam selbst und setzte sich zu mir. Er war sehr geistreich und liebenswürdig. Diesmal sollte ich ihn aber nicht als Jean Paul, sondern als Richter, und zwar meines Dramas[1]) kennen lernen. Er sagte, daß er es mit viel Aufmerksamkeit gelesen habe, was es auch verdiene. Doch machte er mehrere Ausstellungen im einzelnen. Die Novelle vom Diodat sollte der anderen von der Aschenbrödel mehr untergeordnet werden; die beiden Schwestern sollten im fünften Akt bestraft werden, einige grobe Witze sollten weggestrichen werden und dergleichen mehr. Die weiblichen Charaktere schienen ihm am besten gehalten, besonders interessierte er sich für Aschenbrödel selbst, und er zweifelte, ob Astolf sie verdiene, und hätte sie eher dem Diodat gegönnt. In den ersten Partien, sagte er, folge man mir sehr gerne, und einzelne metaphysische Tendenzen wären glücklich eingewoben. Als ich erwähnte, daß das Stück in fünf Tagen geschrieben worden sei, sagte er, ich hätte dabei eine große Kraft bewiesen. Die allzuvielen Wortspiele verdammte er, einige aber, z. B. „Ein Ball ist mehr als eine Ballade", gefielen ihm besonders wohl. Für das Idyllische hätte ich viel Talent, worunter er wohl das Märchen meinte. In dem „Prolog an Goethe" und der „Zueignung an Schelling" wäre beiden eigentlich zu viel geschehen, wiewohl diese Bemerkung mit der Kunst nichts zu schaffen hätte. Goethe wäre doch eigentlich von seiner Zeit auf den Händen getragen worden, und die Nachwelt würde ihn strenger beurteilen. Meine neuen Ghaselen hätten ihn sehr angesprochen; jedoch fühle man durch den äußerlichen Leichtsinn einen innerlichen Schmerz durchscheinen.

Auch von Rückert war die Rede. Er sprach ihm sehr viel Talent zu, aber eine große Geschmacklosigkeit. Er hätte so viel Gewandtheit, daß er allenfalls selbst seine Briefe in Sonetten

---

[1]) „Der gläserne Pantoffel".

schreiben könnte; aber wenn man die Sprache rädere, so ließe sich freilich viel ins Werk setzen.

Bei Gelegenheit der „Weiber von Windsor" ergoß er sich in ein Lob Shakespeares. Eine solche Charakteristik wäre bloß durch höhere Eingebung möglich, der Natur ließe sich so etwas nicht abkopieren. Dumme Kerls zu erschaffen, mißlänge fast allen, außer Shakespeare. Andere stellten bei ihren Einfältigen gewöhnlich nur sich selbst dar.

(30. Dez.) Gestern abend war ich in den Lesezirkel bei Fräulein von Stein gebeten, wo ich meine Komödie vorlesen sollte ... Ich wurde durch die Ankunft Jean Pauls unterbrochen. Er war diesen Abend überaus geistreich, witzig bis zum Drolligen, und aus einer Masse von Einfällen, die sich einander immer wieder kreuzen, und wovon einer den andern verdrängt, brach auf eine ungekünstelte Weise die warme Fülle seines Herzens von Zeit zu Zeit hervor. Er erzählte mehreres aus seiner Kinderzeit, sprach von der Aufgabe, seine Biographie zu schreiben, und von seinem gegenwärtigen Werke, das einen religiösen Gehalt hat. Wir begleiteten ihn dann nach Hause, wo er, seine Frau am Arm führend und in der anderen Hand ein Laternchen, ungemein drollig und liebenswürdig aussah.

(31. Dez.) . . . Vor jener Abendgesellschaft war ich gestern noch bei Jean Paul, dem ich auf sein Verlangen ein Gedicht vorlas, das schon diese Tage her viel Glück bei den Frauen machte, und das ich zufällig in meiner Tasche fand. Es ist ein finnisches Volkslied, „Wäinämöinens Harfe", das ich vor einiger Zeit aus dem Schwedischen übersetzt habe. Jean Paul sprach viel zum Vorteil der Volkslieder, und wieviel Vergnügen ihm die Herderschen gewährten. Meine Art zu lesen lobte er sehr. Auf eine so feierliche, gesangartige Weise müsse Poesie vorgetragen werden. Ich war gerade sehr mit Zahnweh geplagt, und Jean Paul magnetisierte mich. Es half für den Augenblick, kam aber später in der Gesellschaft wieder.

144. Richard Otto Spazier:

Kaum keimten die ersten Saaten des Frühjahres 1824, als ich schon wieder dem Fichtelgebirge zustürzte. Diesmal blieb ich ein ganzes Vierteljahr dort . . .

Jetzt hatte ich Gelegenheit genug, ihn näher zu betrachten. Das Erstaunenswürdigste war die geistige und moralische Allumfassung und die tief berechnete Benutzung und Ordnung der Zeit und seiner Mittel. – Die Zweckmäßigkeit der Federn, mit denen er schrieb, jedes kleinsten Werkzeuges, das nur in seinem Hause gebraucht wurde; – die Minute, in der er aß, die Speisen jeden Tages, die er selbst schon am Morgen bestimmte nach den Regeln seines Befindens und der vor ihm liegenden Beschäftigung, besonders aber, um auch darin morgens das bestimmte Bild des Tages vor sich zu haben und sich darauf freuen zu können; – dies waren mit der größten Wichtigkeit behandelte Gegenstände . . . Alles war bei ihm so berechnet, daß eine Abweichung von der bestimmten Ordnung und eine Veränderung des von ihm Festgesetzten ihn auf das tiefste berührte. Ich kann, um davon den Begriff zu geben, folgende Anekdote nicht unterdrücken. – Als ich wieder ankam, fand ich auf dem geheimen Gemach zum Gebrauch einen Quartanten mit dem trefflichsten weichsten Papier. Acht Tage darauf war er plötzlich verschwunden und an seine Stelle sehr unregelmäßiger und grober Abfall hingelegt. Nach andern Erfahrungen auch hiervon einen bestimmten Grund vermutend, faßte ich den Mut, darnach zu fragen, als der Quartant immer nicht wieder erscheinen wollte. Die Frage schien erwünscht zu kommen; denn ich erfuhr nun, daß Richter mit so großem Unwillen bemerkt hatte, wie ich bald anfangs, bald am Ende meinen Bedarf unregelmäßig ausgerissen, daß ihm dies endlich so peinlich geworden, um lieber den Quartanten selbst wegzutragen und sich lieber mit dem schlechten Papier zu begnügen oder das andere sich selbst hinzutragen, als dieses entsetzliche Unwesen mit anzusehen. Das ganze Haus hatte dar-

unter gelitten, und als ich lachend versprochen, forthin regelmäßig nach der Seitenzahl zu verfahren, sah ich andern tags mit großem Vergnügen den alten Quartanten wieder an seiner Stelle; — ein Zug, der zu gleicher Zeit die unendliche Schonung beweisen mag, mit der er mich behandelte. — Aber dafür konnte er auch auf der andern Seite die Seinigen mit dem heftigsten Zorne, sogar einmal während meiner Anwesenheit mit dreitägiger Zurückgezogenheit auf seinem Zimmer bestrafen, wenn an den einfachen Speisen, die er bestellt hatte, etwas verdorben oder versehen war. Aber es war natürlich, daß, wie ihm das Geringste Freude gab und Mittel zu einem Zweck wurde, es ihm ebenso die größte geistige Störung verursachen konnte, sobald dessen Vermeidung nicht vom Zufall, sondern von einem menschlichen Willen abhing; ihm aber war das Essen ein Quell großer körperlicher und geistiger Freude. — Aber das Merkwürdigste war mir, daß dieser Sinn für das Kleinste nicht nur neben dem für das Größte wohnte, und daß sie beide abwechselnd, sondern daß sie beide zusammen, ohne sich einander zu stören, tätig sein konnten. Während seine Phantasie mit Gefühlen, Bildern und Anschauungen sich beschäftigte, welche das innerste Leben in bebenden Schwung versetzten, schaute er wohl mit forschendem Blick umher, ob auch jede Sache auf seinem Tische in der gehörigen Ordnung, in dem Zustande sich befand, den er ihr für immer bestimmte. So konnte er gewiß in den Augenblicken der größten Begeisterung beim Erzeugen der glühendsten Stellen ohne Störung der Vorgänge in der innersten Seele etwa einen vor seiner Feder herumhüpfenden Kanarienvogel mit einem Strich von roter Tinte bezeichnen, um ihn von einem ähnlichen zu unterscheiden, oder eine Fliege, die ihn umflog, für seine wetterprophetischen Frösche einfangen, oder mit der Gutmütigkeit Sternes durch das Fenster in die weite Welt hinauslassen, die für beide Wesen Platz hat. — Wohl finden wir oft, daß manche Menschen einer angeboren gesteigerten Empfänglichkeit für die äußern Er-

scheinungen sich erfreuen, daß ihre Seele einem großen vor den sie umgebenden Dingen aufgestellten Spiegel gleicht, in den die Bilder aller derselben von selbst hineinfallen; daß sie dann in Augenblicken, in denen sie entweder gar nicht oder auf gewisse Dinge ausschließend und mit der ganzen Kraft ihrer Seele aufmerksam sind, die unbedeutendsten und heterogensten Vorgänge und Dinge in sich auffassen; daß diese Geisteskraft sich ihnen selbst erst durch leichte Erinnerung an diese Erscheinung kundgibt. Aber in einer ganz anderen Art, in andrer Höhe und Stärke fand sich diese Kraft in Jean Pauls Seele. In ihm war dies Aufmerken Bewußtsein, Absicht, Wille, nicht ein bloßes die Dinge vor sich vorübergehenlassendes Aufmerken auf die kleineren Nebendinge, sondern ein Verfolgen derselben, Reflektieren über sie, und zwar in derselben Zeit über die kleinen wie über die größten und hauptsächlichen, mit denen er sich gerade vornehmlich zu beschäftigen schien. So wiederholte er sehr oft im fortwährend dauernden Gespräch, mehre Gedanken zu gleicher Zeit verfolgend, nach langer Zeit einen vorher ausgesprochenen Gedanken, dessen Unhaltbarkeit vielleicht im Augenblick des Aussprechens ihm aufgefallen war, plötzlich, nachdem von so vielen Dingen wieder dazwischen die Rede gewesen war, daß sich eines solchen Gedankens manchmal zu seinem Verdrusse niemand mehr erinnerte, widerlegte und verbesserte sich selbst. Zugleich war in ihm in jedem Augenblicke bei jedem geringen Gegenstande ein Bewußtsein, ein Überschauen der Welt – daher ein Überschauen der Dinge als Teile derselben, als im innigsten Zusammenhange mit dieser – ein beständiges Aufsuchen der Mittelglieder, die alle Dinge unter einander und mit dem großen Bande, daß das Universum umschlingt, verbinden.

Noch weit mehr aber beurkundete diese wunderbare Gewalt seiner Natur die durch dieses intellektuelle Umfassen und Weithinausstrecken seiner geistigen Arme bedingte und gesteigerte sittliche Größe. Denn nicht nur war das Kleinste wie das Größte

Gegenstand seines Erkenntnis- und Anschauungvermögens, sondern eben seines Handelns. Schaut nur in die in der Levana vor seinen Blicken in allen ihren kleinen Spielen, Äußerungen und in allen ihren verborgensten Keimen offen daliegende Kinderwelt, auf die ernste, heilige Ehrfurcht vor ihren kleinsten Zügen und der daraus hervorgehenden Wichtigkeit, die er auf sie legt, mit der er sie zu behandeln ermahnt; – und ihr werdet ahnen, was ich euch nur schwach in Worten anzudeuten vermag, wenn ich hinzufüge, daß jene Darstellung und Entwickelung eines Erzieh-gebäudes nur ein äußeres, ins Allgemeine und Theoretische, wie es der Welt wissenschaftlich mitteilbar war, skizziertes Gemälde einer von ihm ausgeführten Wirklichkeit war. Gleichwie die Sage von Plato und Pythagoras erzählt, stand dieser exoterischen Überlieferung ein noch gar tieferes esoterisches Handeln gegenüber, in dem die große, selbst über Wissenschaft und Poesie stehende, wahrhaft sokratische und pythagorische Weisheit seiner Seele sich kundtat. Und eben wie als Vater zur Levana, verhielt er sich als Mensch zu dem, was er in seinen übrigen Werken ausgesprochen, mit derselben Umsicht über alle Dinge herrschend, wie dort im Wort, so hier in der Tat. Wie du dort erstaunest über den geringen Umstand, den er weiß, so hättest du hier gestaunt über das, was er in den Kreis seiner aufmerksamen Berücksichtigung und seines Handelns zog.

Nicht nur des Wissenschaftlichen und der bloßen Erkenntnis wegen beobachtete er den allgemeinen Lauf und Einfluß aller Naturerscheinungen auf die Gestalt und den Zustand der Erde. Zu jeder Stunde fast untersuchte er den Stand des Mondes, den Grad der Temperatur der Luft, den Wind, das Fallen oder Steigen des Barometers, die Beschaffenheit ferner Erdgegenden, die irgend hierauf einwirken konnte, und suchte stets die Verbindung und gegenseitige Beziehung derselben aufeinander zu bemerken und zu ergründen; weshalb er denn auch ein allezeit bereitwilliger und fertiger Wetterprophet wurde. Aber immer

hatte er ganz besonders ihren Einfluß, den sie auf ihn selbst und seinen Körper ausübten, vor Augen und hatte sich deshalb in Beziehung auf alles, womit er in tägliche Berührung kommen mußte, auf seine Wirkung auf ihn eben sich stützende Gesetze gemacht, die er nie überschritt, wiewohl er sie von Zeit zu Zeit nach seinen neuen Beobachtungen zu verändern pflegte. Wer so tief wie er in die Natur der Seele und des Körpers gedrungen war, der mußte die oft so unerklärliche, noch öfter aber so demütigende Abhängigkeit der ersten von letzterm, namentlich die Macht der verschiednen Stimmungen auf das klarste erkennen. Wer zugleich so unaufhörlich und mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft wie er darnach strebte, sich nicht sowohl von der Gewalt des Irdischen soviel möglich zu befreien, sondern vielmehr, soviel er konnte, über dasselbe herrschend, es zu seinen höhern Zwecken zu benutzen, mußte, reichte anders die Spannkraft seines Geistes noch dahin aus, einen großen Teil von Aufmerksamkeit diesem Feinde widmen. So baute er denn auch nach der alten Feldherrnregel, sooft er ihn schlug, ihm Brücken und zog überhaupt mit allerlei Künsten gegen ihn zu Felde. — Fast jede Minute des Tages war von ihm hinsichtlich der Tätigkeit und des Genusses auf das genaueste berechnet und bestimmt; nur durch die ihm heiligern Pflichten der Menschlichkeit und freundlichen Rücksicht auf andere, ferner auch ungewohnte und seltne psychologische oder schöne Erscheinungen in der Menschenwelt und Natur — denen er freilich alles andere gern unterordnete — konnte er zu Ausnahmen von diesen Gesetzen bewogen werden, deren Folgen auf das organische Gebäude seines geistigen und körperlichen Seins er durch die überdachtesten, vielleicht für solche Fälle schon im voraus bestimmten Plane wieder ins Gleichgewicht brachte. Der Körper und das sich auf ihn Beziehende war ihm die „Antistrophe" der Seele und des Geistigen als der „Strophe". Schon durch die fortdauernde, überallhin sich erstreckende Berücksichtigung der äußern Verhältnisse suchte er sich zu üben und zu stählen zur

Berücksichtigung jedes kleinsten geistigen und moralischen Vorgangs in sich und andern Menschen, um sein eignes Handeln schon danach zu bestimmen. Mehr noch aber war es das eben erwähnte sich gegenseitige Bedingen des Geistigen und Körperlichen, was ihn veranlaßte, seinen Grundsatz: „Regel ist Einheit und Einheit Gottheit", auf alles, was nur irgend in dem Bereiche seiner Wirksamkeit liegen konnte, hin zu erstrecken. So hatte er für jedes Wesen um sich, für seine Vögel, seinen Hund, auf ein langes Beobachten der allgemeinen und individuellen Beschaffenheit derselben gegründete Regeln. Gewiß nie lockte er z. B. einen Vogel, um ihn mit der Hand zu fangen, weil er „auch kein tierisches Vertrauen belügen" wollte. Ohne sein Wissen und ausdrücklichen Willen durfte auch nicht das Kleinste in seinem Hauswesen hinzukommen oder fehlen oder irgend etwas vorgehen. Das Bemerken von irgend etwas Unregelmäßigem, so unschuldig, unbedeutend und gering es jedem andern erscheinen mochte, berührte ihn auf das stärkste.

Diese große Aufmerksamkeit auf alles Äußere vermochten oft kurzsichtige Menschen, welche sie bemerkten, mit dem, was sie von ihm gehört und gelesen, nicht zu reimen, wiewohl die Beschwerde des Siebenkäs darüber, daß alle Welt das Licht immer am verkehrten Ende ansteckt, leicht eine Art von Kommentar dazu hätte sein können. Sie mochte ferner auch wohl die wunderbaren Gerüchte von dem Seltsamen seiner Lebensweise, besonders in frühern Zeiten, veranlaßt haben, wo teils die durch Goethes Werther und Meister allgemein angeregte Sucht, Genialität im Äußern zu zeigen, gern nach Autoritäten suchte, teils die damals in Deutschland unerhörten zackigen und eckigen Sprünge seines Humors und einige komische Andeutungen in denselben über seine Persönlichkeit notwendig nach der Meinung der Leute in dem Leben des Humoristen sich selbst aussprechen sollten. Jene Aufmerksamkeit und jenes Äußere waren ihm eben nur Mittel, nie Zweck. Freilich war Humor in seiner Handlungsweise und

in seinem Leben, aber so wie in seiner Poesie war es die innige Verschmelzung des Göttlichen mit dem Menschlichen, das Erbauen einer Leiter, auf der er nach oben stieg. Daher erschien er dem, der ihn sah und verstehen lernte, als Mensch in seinem Wirken noch ehrwürdiger wie als Dichter. Wenn seine Schriften eine heiße, glühende, auf das durch sie erregte Gefühl sich stützende Liebe hervorbrachten, so ist fast mit keinem Worte die Empfindung auszusprechen, die er durch das Anschauen seines häuslichen Lebens erweckte. Bei der Bemerkung seiner Umsicht und der doch wieder in ihr sich aussprechenden Liebe seines Herzens ward der eigne Verstand und das eigne Herz zugleich aufs innigste ergriffen, so daß man nicht wußte, was mehr Anteil an der entstandnen Empfindung hatte, Verstand oder Gefühl; so ward es eine aus Staunen und Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen gemischte, die von der einen Seite gewaltig zu ihm hinzog, von der andern den Mut zur Annäherung beengte und beugte. In frühern Zeiten war mir selber besonders das Sichbekümmern um die geringsten Dinge und das Wichtignehmen derselben unbegreiflich, ja kam mir wohl launenhaft, despotisch vor, bis ich später immer mehr mit Erstaunen die Planmäßigkeit der Gründe hiervon erriet . . .

Sein Scharfblick und sein Gedächtnis setzten ihn auch überall in den Stand, jenen großen Feldherrn zu gleichen, welche alle Namen ihrer Soldaten und ihre Taten behielten. Entging ihm etwas, so war es nur durch die unendliche Gutmütigkeit und Arglosigkeit seiner Seele, die in allen andern eine gleiche immer voraussetzte, und welche zugleich auf das schönste und liebendste das Beschwerliche, das ein solches Forschen nach allem und das Sichbekümmern um alles für andre, zumal wenn sie nicht immer den Grund davon verstehen konnten, haben mußte, wieder ausglich.

Aber was war am Ende das Erstaunen über solche Äußerungen von geistiger Kraft und deren tief berechnete, höchstmög-

lichste Steigerung und Verwendung gegen die Bewunderung der Beweise und Zeichen seiner so großen „Johanneskraft der Liebe", von denen man so oft Zeuge war! Die letztere trat besonders hervor in der Aufnahme Fremder, welche Neugier oder Ratserholung zu ihm führten. Hierbei überwand er sogar die Empfindlichkeit der ihm fürchterlichsten Störung seiner Morgenstunden . . . Sah man ihn aber, wenn die Sorge und die Sehnsucht nach den Seinen ihn von seinen stillen und einsamen Arbeiten herübertrieb, er dann mit dem Auge einen Sonnenstrahl der reinsten Liebe in das Zimmer warf, um den Mund das lieblichste Lächeln spielte und er wie verschämt verlegen um einen Vorwand seines Kommens dastand, da war einem wohl, als sollte das innerste Leben sich hineinstürzen in sein Auge, als sollte das bange Herz dort finden, wonach es in ungestillter Sehnsucht schlug und klopfte. — Wie oft sprach auch in seinem Zorn nur die Menschenliebe, aber nicht ihre Weichheit, sondern ihre Stärke. Wer konnte ihn wohl ohne Rührung mit der weichen Knospe an der Brust von seinen Gängen heimkehren oder ihn seine kleinen Vögel und ihre Jungen, wenn sie aus ihrem Trinknäpfchen ihm die Papiere zu sehr näßten, sanft in ihre Behältnisse treiben sehen! — Mit welcher sorgsamen Liebe . . . behandelte er seine Dienstleute! Wenn er z. B. am ersten April sich die Freude machte, die Seinen anzuführen, eine Freude, die ihm niemand verdarb, so war selbst davon die Magd nicht ausgeschlossen; und ich sehe noch sein frohes Gesicht, mit dem er die verdutzte Magd betrachtete, als er sie ernst nach dem weggekommenen Messer befragte, „das keine Klinge mehr gehabt und an dem der Stiel abgegangen wäre". . . . Ich selbst sah ihn, wenn er Obst aß und der Hund verlangend wedelte, ihm den Teller vor die Nase halten, „damit er sein unzustillendes Verlangen aufgebe, sehend, daß es keine Nahrung für ihn sei". — So hielt er es für unverzeihlich, wenn man in einen Kaufladen zu aufmerksam hineinsah und in dem Kaufmanne die vergebliche Erwartung, man wolle etwas kaufen,

erregte. – Wie bös wurde er, als ich ihm einst mitteilte, die Handschrift Ernst Wagners aus großer Liebe zu ihm aus einem alten Fremdenbuche gerissen und so den Nachkommenden die gleiche Freude entzogen zu haben . . .

. . . Ruhig erwartete er wieder in den Dämmerungsstunden, ob ich in seine Stube hinüberkommen würde . . . Aber ich fürchtete zu sehr, meinen Vorrat von Ideen zu bald erschöpft zu haben, um es oft zu wagen; denn gerade in diesen Stunden wollte er mehr einnehmen als ausgeben. – Das Resultat des eigenen Lebens der ihn Umgebenden an Idee und Ereignis, Beschreibung des Eindrucks geschauter Natur, durch Bücher oder Menschen erlangte Kunde der Sitten ferner Länder, Schilderung von Charakteren, einzelnen Situationen, besonders komischen, einer neuen oder einer alten verklungnen Idee im Gebiete des Menschheitlebens und der Wissenschaft, Pläne, Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen von der Zukunft, eigner wie der der Völker — alles dies im buntesten Gemisch und schnellsten Wechsel konnte man ihm da vorlegen. Allem folgte er mit der regsten, überall bis ins kleinste Detail wunderbar eingehenden, sorgfältig forschenden Teilnahme, indem er einem unerklärliche Erscheinungen auflöste, sie in Beziehung auf die großen allgemeinen Ideen des Lebens richtig würdigte, aus dem großen Reiche seines Innern und seiner Erfahrung ergänzte und bestätigte, billigte oder verwarf, für die Zukunft aufmunterte oder abmahnte, das Vergangene lobte oder tadelte. Wie vor uralter Zeit eine von der Hertha erleuchtete Priesterin in heiligen Eichenhainen den Germanen Auskunft über menschliche und göttliche Dinge erteilt haben mochte: so saß der ehrwürdige Greis vor dir, alles Große und Erhabene des Geistes, dessen Bilder du ihm nur vorführen konntest, gewaltig beherrschend, aber vor jedem Kleinsten, mit dem du sein Herz berührtest, mild und weich erliegend. Wie erquickte es ihn, konnte man etwa in einem anschaulichen Gleichnisse, in einem mit scharfen und bestimmten Strichen gemalten Bilde irgendeine

Schilderung geben; wie wurde man in allem von ihm verstanden und erraten, konnte man vielleicht in einzelnen Augenblicken, von ihm erhoben und begeistert, mehre ferne und heterogene Gedanken in einem Schlage zusammenfassen! Wie war er so kindlich dankbar für jeden Augenblick geistigen Genusses, den er andern schuldig zu sein glaubte; und wie beschämte und demütigte er vor allen jeden Stolz, da er sich vom gewöhnlichsten Menschen gern belehren ließ, wenn dieser ihm irgend etwas vorzuführen vermochte, was ihm selbst auf seinem großen Wege entgangen war!

Oft war es schwer, im Gespräch ihm so schnell, als er gern wollte, zu folgen, teils weil seine Sprache selbst nicht immer über die Menge der auf ihn zugleich eindringenden Bilder und Vorstellungen Herr werden konnte, teils weil er ebensooft jene Masse in einzelne Bilder zusammenzog und solche wie in unaufhörlich sich drängenden Blitzen dem Hörer hinwarf. Wegen des öftern Nichtverstandenwerden hatte er es sich angewöhnt, oft seine Schlagwörter und Bilder, wenn er sie schnell hervorgebracht, zu wiederholen, wo er denn beim zweiten Male ein „ich mein'" hinzusetzte, das zugleich den Ton der allergrößten Gutmütigkeit an sich trug. Späterhin ward es einem durch Übung leichter, jene gedrängte Bildersprache zu verstehen, vielleicht selbst hin und wieder in ihr zu reden; aber seine Gedanken fühlte man auf einmal in sich, ohne wegen des Folgenden Zeit zu haben, sie ganz auszudenken; sie durchzückten auf einmal den Geist; man fühlte lebhaft, wie die gewöhnlichere Sprache nur eine gedehntere Symbolik ist, während seine eine durch Übung und Gebrauch verständlichere Hieroglyphenschrift war, mündlich etwa so, wie man es als Schrift auf den scherzhaften Devisen findet, wo kurze Gemälde, durch einzelne Worte verbunden, ganze Gedankenreihen ausdrücken. Aus seinem ununterbrochenen Aufmerken und Reflektieren über die immer wiederkehrenden Gegenstände des alltäglichen, öffentlichen wie häuslichen Lebens, das er nicht bloß — bei uns, sondern bei den Alten und fremden Völkern über

die physiologischen Gesetze, die er selbst durch das Tierreich und durch alle Ketten der organischen Welt hindurch vergleichend verfolgte — aus dem Aufsuchen der Unterschiede und Beziehungen derselben untereinander ging die Fülle von Einfällen, Gleichnissen und Bemerkungen jeder Art hervor, die ihm nicht nur immer zu Gebote standen, sondern die er fast nie zu unterdrücken vermochte, die alles, was er tat, begleiteten. So hörte ich ihn mehrmals in dieser Zeit z. B., wenn er sich nach Tische die Zähne reinigte und kein recht passender Zahnstocher gefunden wurde, den Ichneumon beneiden, dem nach der Sage der Ägypter der Ibis mit seinem Schnabel dies Geschäft verrichtete. So hielt er oft bei Tische, wenn irgendein Tierglied ihn etwa daran erinnerte, die wunderbarsten Vorlesungen aus seiner vergleichenden Anatomie darüber, wie einmal über die verschiedenen Magen der wiederkäuenden Tiere, wo denn am Ende nach seiner Meinung ein jeder von uns über Tische seinen Psalter betete. Oft examinierte er auch nach einigen Tagen wieder darüber, und gar sehr hatte man alsdann seinen Witz zu fürchten, wenn man durch Vergessenhaben Mangel an Aufmerksamkeit und Interesse für so etwas zu verraten schien.

Bei der unaufhörlichen Geistestätigkeit, welche er bei denen, die ihn umgaben, ebenfalls voraussetzte, daher von ihnen ein beständiges Eingehen in alle die Dinge, welche ihn beschäftigten, das Zurückgeben eigner Beobachtungen über dieselben, wenigstens doch große Empfänglichkeit für seine über sie gemachten Reflexionen verlangte, war es eine sehr schwere, nur von wenigen immer zu seiner Zufriedenheit gelöste Aufgabe, lange von ihm mit gleicher, ihn eben zu näherer Mitteilung über sich veranlassender Aufmerksamkeit behandelt, ja nur lange gern in seiner Nähe von ihm gesehen zu werden. Daher zugleich auch die wahrhaft eremitenartige Einsamkeit seines Lebens, selbst in den Stunden, wo gerade nicht eigene Arbeiten oder Studien ihn beschäftigten. Außer seiner Familie sah er nur wenige Leute. Denn selbst ältere

Personen, die vermöge bereits erlangter Bildung und Erfahrung es vermocht hätten, ihm genügende Ideen und Bilder vor die Seele zu führen und in seine einzugehen, waren zu öfterer Mitteilung von Beobachtungen höherer Art einem so scharfen Forscher gegenüber nicht sehr geneigt, schon weil im allgemeinen solche von bestimmten, einmal festgestellten Meinungen ungern abgehen, sie untersuchen oder verteidigen u. s. f. Jüngeren Wesen dagegen, sollten sie auch dem gern über das neue frische Leben sorglos in ihrem bewußtlosen Gefühle hinflatternden Sinne der Zergliederung eines strengen Ernstes haben Raum geben wollen, mußte doch wieder jener durch reifere Bildung und Erfahrung nur zu erringende Vorrat an Ideen mangeln, der durchaus zu einer längeren Unterhaltung mit ihm erforderlich war. Besonders letztere hielt, wie ich wenigstens die Erfahrung an mir gemacht, trotz der unendlichen Liebe, die sie zu ihm zog, der so gern zur Jugend sprach – selbst trotz der starken, je mehr man ihn sah, nur immer reger werdenden Neugierde – eine gewisse unüberwindliche Furcht vor seinem in jeder Bestrebung wenigstens den höchsten Ernst fordernden und voraussetzenden Urteil von ihm entfernt. Denn seinem scharfen Blicke konnte eine lückenhafte Kenntnis, der man sich in vielen Dingen, auf die alle das Gespräch fallen konnte, doch bewußt war, unmöglich lange verborgen bleiben. Selbst wenn es gelungen war, ihm einmal eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit abzugewinnen, so konnte dies doch nicht aufmuntern, sondern nur mehr jede nähere Annäherung fürchten machen, indem ja dadurch jenes gefürchtete Verlangen, Näheres von einem zu erfahren, in ihm erregt sein konnte.

Aber hatten nun einmal glückliche Verhältnisse und Umstände eine feste und bestimmte günstige Meinung von jemandem in ihm erregt, hatte man deshalb selbst jene hemmende Schüchternheit und Furcht überwunden, was seine alles mögliche Gute immer voraussetzende und etwas Ganzes aus einzelnem sich selbst ergänzende, nur jedes inquisitorische Forschen für unnötig haltende

Arglosigkeit sehr erleichterte, war dann das Vertrauen von und zu ihm gewonnen, dann war der Einfluß, den er ausübte, unbeschreiblich. Vor allem wirkte er dann durch die in Gesprächen, Mitteilungen, Fragen erregte Belebung zu gleichem Forschen und Aufmerken auf Menschen und Natur, auf schnelle Entfaltung der Beobacht- und Beurteilgabe. Beständig zum Gespräch mit ihm sich rüstend, suchte man alles, was nur die Erinnerung aus Lektüre und erlebten Ereignissen aufbewahrte, emsig hervor; oder wenn wegen der jugendlichen Jahre oder aus Mangel an bewegtem Leben diese Quellen bald versiegt waren, in allen Büchern, Journalen, Zeitungsblättern nach originellen Gedanken und Tatsachen. Wie ganz anders als vorher hörte man nun auf die Erzählungen der Leute, auf seine eignen Gedanken, beobachtete andre und sich in Handlung und Äußerung; alles dies in bestimmter Beziehung auf ihn, ihm es mitzuteilen, ihn dadurch zu erfreuen, ihn darüber zu hören. Er war der Mittelpunkt eines lebendig in beständigen Schwingungen um ihn sich bewegenden Kreises, eines ganz neuen, frischern, bewegtern Lebens. Alles ward zum Gedanken, jeder Gedanke zum Bilde, seitdem man mit ihm in nähere geistige Berührung gekommen . . .

Übrigens hatte ich auch einigemal Gelegenheit, ihn noch in der Fülle seiner Kräfte in den begeisterten Momenten mündlicher Improvisation beim Zwiegespräch mit interessanten Männern über wichtige Gegenstände zu beobachten; wiewohl dies meist nur in jenen Dämmerungsstunden auf seiner Stube geschah. Einigemal aber kamen sie zu uns herüber. Er ließ sich dann auch sein Bier herüberbringen, von dem dabei zu trinken ihm durchaus Bedürfnis war. Es ging dann durchaus treu so die Szene vorüber, wie er eine solche vor 23 Jahren in der Konjekturalbiographie beschrieben hatte, nur mit dem Unterschiede, daß beim Auf- und Abgehen im Zimmer kein Söhnlein an seiner Hand mit auf- und niedertrabte. Am unvergeßlichsten ist mir die Dämmerungsstunde, wo er mit einem geistreichen, ihm haupt-

sächlich durch gleiches Interesse an dem tierischen Magnetismus befreundeten Arzte, von Stransky in Baireuth, ein solches Gespräch über das Verhältnis der Seele zum Körper führte. Es ward entwickelt, wie die Seele sich den Körper selbst baue, wie der Wahnsinn nicht sie selbst affiziere, sondern wie hier nur die körperlichen Werkzeuge, durch welche sie unmittelbar wirke, zerstört wären und der Mißklang der Gedanken nur dem ähnlich sei, welchen ein ganz guter Spieler selbst auf einem Instrumente mit verstimmten und zerrissenen Saiten hervorbringen müsse usw. usw. Er war dabei der dichtende Sprecher, während der andere teils das von ihm Aufgestellte im Bereich seiner Erfahrung und Kenntnisse zu bestätigen oder ihm aus demselben neues Material zuzuführen suchte. Es war außerordentlich, wie die Ideen gleichsam wie elektrische Funken herüber und hinüber prangen, und der Zuhörer wußte nicht, sollte er mehr die Tiefe und Schärfe seiner Beobachtung oder den Reichtum der ihm zu Gebote stehenden Tatsachen aus allen Teilen der Wissenschaft und des Lebens oder die gewandte, bestimmte, präzise und in kurzen, malenden Schlagbildern sich gestaltende Form des Ausdrucks bewundern. –

Eine der Hauptursachen übrigens, welche verhinderten, daß schon im Jahre 1824 ein innigeres Verhältnis zu dem Dichter sich gestaltete, lag in den gerade jetzt sichtbar eingetretenen Wirkungen der feindlichen, seinen Körper nach und nach zerstörenden Desorganisation . . . Vergeblich kämpfte er an gegen eine zunehmende Empfindlichkeit, Verdrießlichkeit und Abspannung. Die Unentschlossenheit, Erheiterungen zu suchen, wenn sie nur mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden waren, wurde immer größer. „Geh doch heute zu Weldens", riet ihm die Gattin in meiner Gegenwart unter anderm einmal, als sie ihn einmal heiterer sah. „Ach Gott! ich möchte wohl," war die Antwort, „aber da müßte ich erst ein Paar andere Hosen anziehen!" – Er blieb und ging nicht. – So begegnete ich ihm im Mai, als schon seit acht Tagen

alles in Blüte stand, im Freien. „Wie mich das erquickt!" rief er mir zu, „ich sehe das alles dies Jahr so plötzlich zum erstenmal." – Er, den sonst jeder Sonnenschein ins Freie zog! – Das größte Unglück aber war, daß er die Fortschritte der Zerstörung durch seinen eignen medizinischen Dilettantismus beförderte. Nicht nur, daß seine selbst gefertigten, nach seinen Wünschen eingerichteten Diagnosen die Augenärzte täuschten, so daß sie mit ihm an die Bildung eines grauen Stars glaubten, sondern er bildete sich ein, nach früheren Beobachtungen, daß der Grund der übrigen Körperverstimmung in der Lunge liege und er daher nur an einem Lungenschlag sterben könne. Während die Folge nun augenscheinlich bewies, daß ganz einfach der ganze Körper durch allmähliche Abnahme aller organischen Kräfte einer Auflösung durch Schwäche entgegenging und diese namentlich bei den Augen begann, behandelte er sich gerade auf entgegengesetzte Übel hin, schwächte nicht nur seine Diät, sondern setzte sich Blutegel an und ließ sich sogar in diesem Sommer durch Schröpfköpfe das Blut unzenweise abziehen. Eine allgemeine Abmagerung des Körpers war davon die unmittelbare Folge. Schon im Herbst 1824 war es so weit gekommen, daß er, dem Vorlesen das Verhaßteste war, die Nachmittage und Abende auf dem Sofa liegend in der Stube seiner Frau zubrachte, sich abwechselnd von den Seinigen vorlesen ließ und, wenn ein Besuch kam, augenblicklich in seine trübe Stube hinüberging, „hypochondrisch dabei zweifelnd an der Ergebenheit selbst der Seinigen". . .

145. Therese Huber an Böttiger, Baireuth, 5. Juni 1824:

Richter ist herzdrückend herab – ich fand ihn vor fünf Jahren wenig erträglich, jetzt, da er nur Mitleid erregt, ist mir alles an ihm recht – sei er doch bald am Ziel! Er steuert nach Darmstadt. „Jo mon mocht schon Voarbereitungen zu moiner Ufnohme", sagt der besten deutschen Schriftsteller einer, indem er das a in einen Mittelton oa verwandelt.

146. August Baggesen:

Unmittelbar nach unserer Ankunft in Baireuth [12. Mai 1825] besuchte Jean Paul mit seiner vortrefflichen Frau und sehr liebenswürdigen Tochter meinen Vater [Jens Baggesen], da dieser sich zu schwach fühlte, den Gasthof zu verlassen, und darauf verbrachten wir in Baireuth ein paar Tage, welche zu den angenehmsten in meines Vaters und zugleich zu den interessantesten in seines Sohnes Leben gehörten. Namentlich war es interessant zu bemerken, wie verschieden diese zwei Dichter hinsichtlich ihrer äußeren Persönlichkeit, Lebensstellung und Lebensweise voneinander waren, während sie, zumal als humoristische Autoren, soviel gemeinsam hatten und ihre Ansichten über die Forderungen der Poesie und die Dichter der jüngstvergangenen Zeit so gänzlich dieselben waren. Jean Paul war nur ein paar Monate älter als mein Vater, sah aber viel älter aus als er, und während dieser bisher Jean Paul für bedeutend jünger gehalten hatte, hatte Jean Paul meinen Vater für bedeutend älter gehalten, was sich daraus erklärte, daß er früher mit meines Vaters literarischen Arbeiten bekannt geworden war als dieser mit seinen. Während mein Vater, der meistens ein sehr bewegtes Leben geführt hatte, in seinem ganzen Tun und Lassen das Gepräge des genialen Dichters trug, hatte sich Jean Paul fast nie über die Grenzen von Bayern hinaus entfernt, hatte nie weder die Alpen noch das Meer gesehen, fühlte sich am behaglichsten unter den einförmigen heimischen Zuständen und glich in seinem ganzen Äußeren vollkommen einem gutmütigen, höchst phlegmatischen und wohlgenährten Spießbürger. Er versicherte, daß er zu wiederholten Malen mit stets erneuertem Entzücken die Straßburger Turmbesteigung im „Labyrinth“ und die Schwindelszenen in „Parthenaïs“ gelesen, aber daß er selbst jedesmal bei dieser Lektüre Schwindel gehabt hätte. Als er das mitgebrachte Manuskript „Adam und Eva“ gelesen hatte, sprach er sich mit lebhaftem Interesse und auf eine für einen Schriftsteller sehr

schmeichelhafte Art über diese Dichtung aus; aber er wünschte, daß es „ein humoristisches“ anstatt „ein rein-urkundliches Epos“ benannt werden müßte, wozu mein Vater auch seine Zustimmung gab . . . Daß dieser so viele Manuskripte ungedruckt in seinem Pult liegen hatte, verwunderte Jean Paul sehr, und indem er ihn ermunterte, in seine literarische Wirksamkeit aufs neue zu treten, schlug er den Buchhändler Max in Breslau als Verleger vor. Eins von den in dieser Hinsicht geführten Gesprächen hat mein Vater getreu niedergeschrieben, aber in poetischer Form wiedergegeben . . .

Da der herbeigerufene Arzt Jean Pauls, Herr v. Stransky, sehr unzufrieden mit meines Vaters besonders für einen Kranken unpassendem und unbequemem Morgenanzug oder täglichem Anzug im Zimmer war, indem dieser nie aus einem besonders dazu bestimmten Kleidungsstück bestand, und die Ansicht des Arztes viel Beistimmung nicht bloß bei Jean Paul, sondern zugleich bei Frau Richter fand, welche viel Sorge für ihres Gatten Bequemlichkeit und Pflege trug, so brachte diese vortreffliche Dame an dem Morgen, der zu meines Vaters Abreise bestimmt war, ihm Jean Pauls fast ganz neuen Seiden-Schlafrock, indem sie ihn auf die liebenswürdigste Art bat, diesen fernerhin täglich zu tragen, zur freundlichen Erinnerung an ihren Mann . . .

147. Jens Baggesen:

Gespräch zwischen mir und meinem Freund (Jean Paul).

[Mai] 1825.

Jean Paul.

Endlich doch wünschen Sie wieder einmal gelesen zu werden?

Jens Baggesen.

Woraus schließen Sie das?

Jean Paul.

Aus dem erscheinenden Buch.

Jens Baggesen.

Wissen Sie, ob ich den Druck auch gewünscht?

Jean Paul.

Nein, aber erlaubt doch; –
Das ist der lesenden Welt, wenn auch nicht Ihnen, ja gleich.

Jens Baggesen.

Sei's! Doch gedruckt zu sein und gelesen zu werden, ist schwerlich
Eins! Zum wenigsten ich hoff', es sei lange noch zwei.

Jean Paul.

Aber mit Rücksicht bloß auf den Troß erbärmlicher Sudler.

Jens Baggesen.

Nein, auf die Leser allein; jene vergaß ich dabei.

Jean Paul.

Mir einbilden denn wollen Sie, Freund, daß drucken Sie lassen
Ohne die mindeste Lust, daß es auch lese die Welt?! –

Jens Baggesen.

Nicht einbilden – beweisen, wenn's not tut. Es sollte mir leid tun,
Läse mich, was man die Welt, vollends die lesende nennt.
Wär' ich vom Gegenteil nicht völlig gewiß, um die Wahrheit
Offen und rein zu gestehn, hätt' ich den Druck nicht erlaubt.

Jean Paul.

Das ist ein Rätsel, und zwar in der Zeit, in welcher wir schreiben,
Drucken und lesen – zu Deutsch: leben und weben und sind –

Jens Baggesen.

Fügen Sie noch rezensieren hinzu: vergehn und verwesen –

Jean Paul.

Rätsel der Rätsel!

Jens Baggesen.

Das scheint immer die Wahrheit, mein Freund!
Selbst die kleinste.

Jean Paul.

Warum denn schreiben Sie!

Jens Baggesen.

Weiß ich's? Warum lebt
Alles Lebend'ge? Warum quaken die Frösch' in dem Teich? ...

Jean Paul.

Sagen Sie mir aufrichtig, im Ernst: Wenn keiner Sie läse,
Würden Sie schreiben dennoch? streichen und feilen sogar?
Denn ich sehe, Sie haben nicht bloß gedacht und gedichtet,
Sondern auch fleißig gefeilt, wohl auch gestrichen —

Jens Baggesen.

Gewiß!

Jean Paul.

Ihretwegen allein?

Jens Baggesen.

Ich schwör' es Ihnen. Seit Jahren
Dacht' ich an Leser nicht mehr, wünschte zuletzt sie auch nicht.
Die mich lasen und heute vielleicht noch ohne Verachtung
Lesen würden, sind längst — Ältere waren's — schon tot ...
Klopstock, Lessing und Goeth' und Voß und Schiller und Wieland —
Wem sind sie Muster wohl jetzt? Wer auch nur liest sie wohl mehr,
Wie man vor Jahren sie las, mit ernsterer Andacht,
Als man ein Modejournal oder ein Wochenblatt liest? —

Jean Paul.

Zwei der ersten, mein Freund, und zwei der letzten, gesteh' ich,
Sind wie vergessen; denn selbst Schillers Erinn'rung verhallt —
Doch, was an Huldigung alle die fünf verloren, dem sechsten
Wird es ja reichlich ersetzt! — So gleicht alles sich aus.
Achtung fürs Klassische bleibt, wenn auch sechs Lose zusammen
Wurden geschlagen in eins, gleich ist die Masse des Ruhms ...
Unrecht tun sie der lesenden Welt des besonnenen Deutschlands:
Wenn auch ohne Gesetz herrschte das rohe Genie

Einige Zeit — und noch jetzt vom südlichen Osten daherspukt —
Mancher ja kehrt zur Vernunft von den Phantasmen zurück.
Männer auch leben ja noch, für welche Sie, wären es zwölf nur
Gerne durchdacht und gefeilt alles, was noch nicht gedruckt..

148. Richard Otto Spazier[1]):

Als Baggesen im Frühjahr 1825 nach Baireuth kam, las er, um sich auf den Besuch Jean Pauls vorzubereiten, dessen letztes größeres Werk, den Kometen. Auf das heftigste erschüttert von der Ähnlichkeit der innern Geschichte des Helden mit der seinen, rief er dem Dichter bei dem ersten Eintritt entgegen: „Mein Gott, Jean Paul, ich bin ja der Nikolaus Marggraf!" — Da faßte sich der Dichter, nicht minder bewegt, ans Herz und erwiderte: „Als ob es nicht meine eigene Geschichte wäre."

149. Karoline Richter an Hofrat Jung, Baireuth, 5. Okt. 1825:

. . . Nach einem leidlich durchbrachten Winter hoffte ich so viel von dem Sommer, aber wider alle Erwartung sahen wir ihn von Monat zu Monat schwächer werden. Die Augen, die früher der wichtigste Punkt seiner Existenz für uns waren, stehen jetzt im Hintergrunde, zumal es entschieden ist, daß ein heilbarer grauer Star sich unaufhaltsam fortbildet und seine Reife auf dem linken Auge im kommenden Frühjahr stattfinden kann, wenn der Allgütige ihm das Leben erhalten wolle. Aber, ich muß es Ihnen sagen, seine Lebenskräfte schwinden sichtlich. Eine außerordentliche Abmagerung des Oberleibs und eine seit vier Wochen überhand nehmende Geschwulst des Unterleibs und der Füße verraten nichts Gutes. Der treffliche Mann wurde schon seit Jahren von einer oft wiederkehrenden Diarrhöe gequält, die sich aber seit dem Monat Juni so eingenistet hat, daß man fürchten muß, sie bedeute eine größere Schwäche der Eingeweide, als man gewöhnlich bei solchen Übeln vermutet . . . Daß ich mit meinen Kindern

[1]) Nach Jens Baggesens Mitteilung.



Karoline Richter

nur in der aufmerksamsten Pflege einigermaßen Beruhigung finden kann, werden Sie begreifen. Diese teuren Minuten, die das Schicksal uns noch gönnt, ihn zu haben, eifersüchtig zu benutzen, ist seit einem Jahre mein Bestreben, und so haben wir in ununterbrochener Nähe um seine Person die innigsten gegenseitigen Mitteilungen uns gewähren können, die früher in unserer ganzen Ehe wegen seines isolierenden Arbeitens nicht statt hatten. Welch ein Genuß für mein durch die teuersten Verluste vom Leben abgewandtes Gemüt, meinem Mann durch Unterstützungen allerlei Art wahrhaft nützlich sein zu können und das mit der rührendsten Liebe und einer zu herablassenden Dankbarkeit erkannt zu sehen! Es waren selige Minuten, die an Gehalt alles übertrafen, was der Jugendzauber der enthusiastischen Liebe nur gewähren kann, denn es war ein festes, sicheres Gefühl.

. . . Ein unendliches Glück ist es, daß der Teure gar keinen Gedanken der Gefahr hat. Noch arbeitet er täglich an der Vollendung seines Buches über die Unsterblichkeit, allein es ist sichtlich, wieviel Anstrengung es ihm kostet. Durch Vorlesen und Gespräche suchen wir ihn davon abzuleiten, so geht der Morgen hin. Nachmittags geht er zu mir herüber, und es sind die behaglichsten Minuten, die ich mit meinen beiden Töchtern ihm gewähren kann. Seine Wünsche gehen nicht weiter hinaus als nach dieser ungestörten Ruhe, und so ist er oft unglaublich heiter. Jacobi, Herder, die Schriften von Herbart und Kästner hört er mit unvergänglichem Interesse an, oft auch etwas Ästhetisches. Überraschend ist immer noch im Gespräch mit interessanten Fremden, wie z. B. Schelling, sein Scharfsinn und sein unversiegbarer Witz. In solchen Minuten täuscht er selbst meine bange Furcht durch den Glauben, eine so kräftige Natur könne sobald nicht untergehen.

150. Richard Otto Spazier:

. . . Am Abend des 24. Oktobers trat ich zu ihm in seine Studierstube . . . Alles war im Zimmer noch wie sonst; nur auf dem

Arbeitstisch schien nicht mehr die streng ordnende Hand zu walten — die Fenster waren mit grünen Vorhängen verhangen.

Der Lichtschirm auf dem Tische verbarg mir ihn bei meinem Eintritte einen Augenblick; — ich trat herum — und tiefe Wehmut erregte mir sein Anblick. — Der sonst so kräftige, einer herkulischen Natur fast sich erfreuende Mann, der früher, ehe noch die Schneeglöckchen unter der vor dem nahenden Frühling sich lösenden Eisdecke des Winters hervorgekommen, nur mit wenig verwahrter Brust stundenlang im Freien gearbeitet, — lag in einem Pelzüberrock auf seinem Sofa, — das Gesicht seltsam verlängert — der sonst so starke Körper in den obern Teilen zusammengeschwunden — mit erlöschenden Augen — die Füße mit Kissen bedeckt. — Innigst bewegt über ein solches Wiedersehen und darüber, daß ich jetzt schon wiederkommen mußte, ihm die jungen Kräfte und Augen zu leihen, reichte er dem Kommenden die Arme entgegen — und mit dem gerührtesten Ton seiner Stimme rief er, mich suchend, „wo denn?" aus. — „Der Himmel", sagte er dann, „straft mich jetzt mit doppelten Ruten — und die eine (Augenschwäche) ist bereits zu einem tüchtigen Knüttel geworden — aber es wird schon wieder werden! — Ach, wir haben so viel miteinander zu reden — aber wir haben ja auch nun tausend Stunden, wenigstens Minuten." — Leiser und langsamer war seine Sprache geworden, und tief drang jedes Wort ins Herz, wenn er von seinem Zustande und seinen Hoffnungen, von den Freuden der nächsten Gegenwart und von dem, wie wir miteinander leben, tun wollten, sprach. Unendlich schienen ihn diese vorläufigen Bestimmungen und Beschreibungen zu erquicken — und unbehaglich sagte er sein: „schon?" — als spät die um ihn besorgte Gattin mich abrief. —

Was ich indes an diesem Abend noch von den Seinen über ihn vernahm, mußte das schmerzlich bewegte Herz noch tiefer verwunden. — Wohl war sein Leben in allen seinen geistigen Bestandteilen noch unverändert wie in seinen glänzendsten Tagen;

ungeschwächt das ununterbrochen gewohnte Bedürfnis nach den höchsten geistigen Beschäftigungen – nach Mitteilungen von geistreichen Menschen – aus den gediegensten Schriften. Immer noch wie sonst erging er sich gern mit andern in den allgemeinen großen Ideen der Welt- und Menschengeschichte – ebenso lebendig war noch das Wohlgefallen an Beobachtungen über die Ursachen und Beziehungen jeder psychologischen Erscheinung. – Aber allmählich immer sichtbarer zeigte sich ein Aufhören seiner sonst so unendlich großen Teilnahme an den kleinern Dingen der Außenwelt. – Und wem die ganze Bedeutsamkeit seiner innersten Natur, wie sie in den kleinern Kreisen des täglichen Lebens unverkennbar sich aussprach, tiefer aufgegangen, der mochte dieses Zeichen nicht mehr aus einem momentan kränklichen Zustande des Körpers zu erklären wagen. Bei einem Menschen, der vorher immer die kleinsten Gegenstände in seinen Hausvorräten wie die geringsten Gegenstände in den meisten Wissenschaften, jeden kleinsten Vorgang in seiner Familie wie die politische und wissenschaftliche Lage der Völker und Zeiten mit derselben Schärfe und Umsicht zu überschauen gewohnt war, war das bei der sonst in allem sich so gleich stark erhaltenden Geisteskraft dennoch steigende Aufgeben der kleinern Dinge aus seinem Beobacht- und Wirkungkreise ein langsames Zurückziehen der Seele in die feinern innern Organe, wodurch sie ihr baldiges Dahingehen anzeigte. – Erst jetzt war man zugleich darauf aufmerksamer geworden, wie dies Zurückziehen sich schon seit sehr langer Zeit kundgegeben . . . So übersah er vielleicht schon vor mehreren Jahren plötzlich zum ersten Male die Nichtbefolgung einer von ihm in einer geringen Sache gegebenen Bestimmung duldsamer als vorher . . .

Schon früh des Morgens aus dem ihm bei Anbruch des Tages verhaßten Lager in sitzende Stellung, in welcher er den ganzen Tag über nur mit Veränderung des Orts blieb, auf seinem Sofa verlangend, war er in den nächstfolgenden Tagen so tätig

und geistesstark, hatte so viel energische Plane für die Zukunft, daß der Eindruck des ersten Wiedersehens anfangs immer mehr erlosch und leicht einem unbefangneren, sorgloseren Sinne, der den größten Teil des Tages über kaum der Kränklichkeit des Greises sich bewußt wurde, Platz machte, ich mich gern freundlicherer Hoffnung überließ. Mit der größten Sorgfalt und Gutmütigkeit räumte er mir den kleinen, von ihm selbst mit den kleinsten nötigen Bequemlichkeiten, wie Unterlagen usw., sorgsam versehenen Tisch am Instrument, den früher seine Vögel bewohnt, ein und harrte jedesmal fast mit Ungeduld der Stunde, die er zur Morgenarbeit bestimmt hatte. Schon am ersten Tage vermochte ich ihn zur Bestimmung, Mitteilung und Aufzeichnung des vollständigen Plans, nach dem die sämtlichen Werke in ihren einzelnen Teilen organisch eingerichtet werden sollten, und weit eher, als er es für möglich gehalten, konnte deshalb zu den Verbesserungen der einzelnen Schriften selbst geschritten werden. Wir begannen mit den älteren, welche noch keine zweite Auflage erlebt hatten, und zwar mit der Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Fixlein, fuhren dann in der Auswahl aus des Teufels Papieren fort, gelangten aber in diesen nur bis in die Mitte. Ich las ihm vor, er schob seine Änderung gleich selbst ein, oder ich machte da, wo ich nach seinem Plane eine für passend hielt, durch Anhalten der Stimme ihn aufmerksam. Mit großer Milde und Duldsamkeit ließ er sich Vorschläge machen, seine Änderungen vielleicht angreifen, – erwog – erzählte – erklärte – tadelte – lobte – verwarf. – Das ihm unerwartet schnelle Vorrücken in diesen Beschäftigungen, die gemeinschaftlich leichtere Beseitigung von ihm anfangs für unübersteiglich gehaltner Schwierigkeiten, das gleichsam geistige Wiederholen seines ganzen Lebens erhob ihn in diesen Stunden weit über die traurige Gegenwart, welche ihn, an die ununterbrochenste Selbstbeschäftigung gewöhnt, durch die Hemmung des Gebrauchs seiner Augen zu einer ihn so drückenden äußern Untätigkeit zwang. Nur die

Erinnerung an die verschwundenen hohen Freuden seiner lichtvollen Vergangenheit und die Zukunft mit der rosigen Aussicht auf wiederkehrende traten glänzend vor ihn hin. – Im schärfsten, lichtesten, bis ins einzelnste dringenden Überblick überschaute er sein geistiges Leben in seinen Werken; ebenso wie er früher von seinen in vierundsechzig Bänden zerstreuten Gleichnissen, mit denen fast jede Seite in ihnen angefüllt ist, vielleicht nur drei in derselben Beziehung einigemal wiederholte*), wenige nur in verschiedner mehrmal gebrauchte, sogar ohne sich die bereits gebrauchten wissenschaftlichen Vergleiche in seinen Exzerpten anzumerken, geschweige denn jener närrischen Zettelkasten, wie ein durch die im Fixlein wahrscheinlich veranlaßtes Gerücht einmal verbreitet, sich zu bedienen: ebenso verwahrte er jetzt noch jede einzelne Stelle fast mit ihrem Gleichnisse und Bilde in seinem Gedächtnis, vermochte jede durch die Zeit dunkler gewordne Anspielung in seinen ältesten Schriften zu erklären . . .

Nicht bloß aber an die „Quecksilberpolitur" einzelner Stellen dachte er in dieser Zeit, vielmehr ernstlich und lebhaft an die Fortsetzung des einen Werkes, an eine „Quecksilberkur" des andren. Nicht nennt er in seiner Vorrede zu den Gesamtwerken, in der er die Nichtvollendung der unsichtbaren Loge und der biographischen Belustigungen so schön entschuldigt, seine Flegeljahre. – Fast einen Vorwurf machte er sich daraus, diese jetzt schon in der Reihe der Werke, welche Herr Hofrat Böttiger vorläufig bekannt zu machen sich erboten hatte, anzukündigen. Zu ihrer Fortsetzung hatte er noch so viele Materialien vorrätig; ihre Vollendung war ein schon lange bezwecktes, immer nur durch die Idee und Ausarbeitung neuer Werke, deren viele noch unausgeführte Pläne ihn oft sogar mit tiefem Unmut erfüllten, aufgeschobenes Vorhaben. – Im vierten Bande des Titan ferner wollte er in bezug auf den so viel besprochenen Fall der Linda vieles ändern.

*) Z. B. das von der auf dem Dache eines Hauses gehaltnen Kranzrede.

. . Auch jetzt hielt er noch, wie selbst Jacobi endlich ihm hatte zugeben müssen, diese Katastrophe für unvermeidlich und im Charakter der Linda für vollkommen gegründet, nur nicht für vorbereitet genug. Er wollte nun, wie er, das Bild von den Malern entlehnend, sich ausdrückte, durch einige vorher angebrachte Drucker es anschaulicher machen, wie die Linda aus der sinnlichen Liebe eben wenig sich mache, und dadurch mehr auf das durchaus aus seiner innigsten künstlerischen Überzeugung hervorgegangene Ereignis hinleiten . . .

So kam er nachmittags aus seiner Studierstube in das Wohnzimmer seiner Gattin, in der ersten Zeit noch geführt und gestützt auf seinen Rosenholzstab, späterhin gefahren auf einem mit Rädern versehenen Sessel, und sobald mußte das Vorlesen beginnen. — Wie er schon seit dessen erstem Auftreten das Streben des Philosophen Herbart in Königsberg mit Aufmerksamkeit verfolgt, später immer mehr die Klarheit, Tiefe und Originalität seiner Schriften geschätzt, so verlangte er auch jetzt immer zuerst nach Herbarts Psychologie. Stundenlang folgte er hier mit der gespanntesten Teilnahme dem Vorlesen über die Deduktion des Selbstbewußtseins, bis er, durch das zu angestrengte Denken ermüdet, anfangs andre Bücher begehrte, später aber von einem leichten, immer häufiger und anhaltender sich einstellenden Schlummer überfallen wurde, bis nach einiger Zeit dieses Buch ganz beiseite gelegt werden mußte. Auch hier war die Erinnerung des Zustandes seiner Seele in der weiten Vergangenheit ihm so klar, daß er bei dem Kapitel über das erste Bewußtwerden des subjektiven Daseins im Kinde, dem sich bildenden Gefühle des Ich, mit großer Freude und Lebhaftigkeit von dem Augenblicke erzählte, in welchem ihn als Knabe zuerst dies Gefühl plötzlich wie ein leuchtender Blick durchdrungen, und genau den Ort und die Umstände, in denen er sich dabei befunden, beschrieb, z. B. daß er gerade in der Haustüre in Joditz gestanden u. s. f. Oft schien ihn später, selbst als er eingeschlummert war,

die Idee, welche ich in dem Augenblick gelesen, in welchem ihn der Schlummer übermannte, während des Schlummers seltsam zu beschäftigen. Denn er sprach dann zum Erstaunen aller beim Erwachen wieder über dieselbe, als ob er lange und tief über sie gesonnen. Später war dies auch bei andern Dingen immer häufiger, und oft, wenn stundenlang um ihn, der im tiefen Schlafe von allem nichts zu vernehmen schien, gesprochen wurde, weckte eine von jemandem hingeworfene Idee, eine komische, seltsame Bemerkung ihn plötzlich und machte ihn lange über dieselbe sprechen. So einmal, als ich, trotzdem daß er eingeschlafen war, versuchsweise lange in seinen Exzerpten fortlas, richtete er sich plötzlich bei der vorkommenden naturhistorischen Bemerkung, daß die Hunde ihren Schwanz immer auf der linken Seite trügen, nie auf der rechten, auf und sprach lebhaft über diese ebenfalls von ihm oft gemachte Beobachtung und seine darüber angestellten Betrachtungen.

Das Buch, das er jedesmal begehrte, wenn ihn der Herbart zu ermüden angefangen oder er sich durch den Schlummer, in den er verfallen, wieder erholt hatte, waren Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit . . . Aus dem zweiten Bande über die Organisation der Völker auf dem Erdball, dem er wieder lange aufmerksam zuhörte, häufig die geistreichsten Bemerkungen und Erklärungen einstreute, las ich ununterbrochen fort bis an den Tag seiner Auflösung, wenn auch täglich einige Seiten weniger. Mehrmals verlangte er außerdem mit großer Sehnsucht nach Herders Volkliedern, von denen dann die sanften lettischen Weisen ihm am wohlsten taten.

Den dritten Teil dieses langen Vorlesens, das ihm früher bei ungeschwächten Augen in gesunden Tagen, in denen er trotz des fleißigen Exzerpierens jedes Buch fast mit den Augen nur überflog, beinah ein Greuel war, bildeten Musäus' physiognomische Reisen. – Als ich kam, fand ich ihn schon beim Ende des ersten Bandes und las den zweiten Band hinaus, wiewohl ihn dies

Werk wegen der Einförmigkeit des Witzes und des darin behandelten Stoffes immer weniger befriedigte und erfreute.

Dazwischen las ich ihm wohl mehre politische Zeitungen, vorzüglich manchmal aus seinen Exzerpten, in denen Bemerkungen, Notizen aus allen Fächern im buntesten Gemisch, ernste und komische, nur durch Nummern getrennt, aber alle unter Titel, Aufschriften, Inhalt, Register usw. aufs genaueste klassifiziert und mit doppelten Sach- wie Bücherregistern versehen, aufeinander folgten. . . . So groß war der erheiternde und beglückende Einfluß des Komischen in diesen Tagen auf ihn, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, es sei vielleicht möglich gewesen, seinen Geist noch um einige Tage im Leben zurückzuhalten durch irgendein neues recht komisches Werk, das man ihm vorzulesen angefangen. Denn in jenen Augenblicken, die ich oben erwähnte, wo er, in tiefen Schlaf versunken, durch einzelne Gedanken, die irgendein waches Organ zu berühren schienen, plötzlich aufgeweckt und erregt wurde, hatten besonders komische diese Wirkung. Deshalb ist mir zu keiner Zeit die Armut unsrer Literatur und unsres ganzen Lebens an Erzeugnissen und Vorgängen heitrer Art mehr drückend, ja zu wahrem Schmerze geworden als in diesen Tagen. Denn was die Alten und Neuern von Aristophanes bis Lichtenberg, was Ausländer, was die Unsrigen in dieser Gattung nur irgend Bedeutendes geliefert, selbst die einzelnen komischen Stellen im Thümmel, Hippel, Wieland u. s. f., wußte er bei seinem ungeheuren Gedächtnisse beinah auswendig. Und unsre neueste Literatur! – Mit desto größerer Freude aber bringe ich hiermit den Dank, den er selbst nicht mehr aussprechen konnte, dem Verfasser von drei kleinen satirischen Werken, Herrn M. Theodor Fechner in Leipzig, dar, welcher seinen Panegyrikus auf die Medizin, seine Stapelia Mixta, seinen Beweis, daß der Mond aus Iodine bestehe*), in dieser Zeit ihm freundlich zugesandt hatte.

*) Alle von ihm unter dem pseudonymen Namen Dr. Mises herausgegeben.

Bei seinem so großen Interesse an der Medizin und an allen Naturwissenschaften, mit denen er sich vorzüglich immer beschäftigt, bei seiner Meinung über die systematische Arzneiwissenschaft und die sie ausübenden gewöhnlichen Ärzte mußten ihn schon an sich diese Schriftchen recht erquicken. Dazu kam aber noch, daß er von jeher so gern in das Morgenrot jugendlicher Bestrebungen schaute. Sollten daher jene Schriften auch durch ihr kleines Volumen auf der Fläche unsrer literarischen Gewässer untersinken, so mag der Verfasser den Trost hinnehmen, daß er durch sie einem Mann, den er so innig liebt, einige frohe heitre Stunden am Abend seines Lebens verschaffte . . .

War die Zeit der Lektüre vorüber, die gewöhnlich bis in den Abend hinein dauerte, so kamen, da er bis an die ganz letzten Tage, in denen die Zeit für ihn ihre Bedeutung verlor, nur zur langgewohnten Zeit ins Lager verlangte, die Stunden, . . . in denen er an den lebendigen Lebensquellen um ihn, nicht an den in Gefäßen aus der Vergangenheit und Ferne ihm zugetragenen sich erfreuen wollte . . . Je mehr in seinen letzten Tagen eignes Schaffen und Lektüre ihn anzustrengen anfing, um so lieber hatte er eigne mündliche Mitteilung und Unterredungen. Vorzüglicher Zweck meiner Anwesenheit war es daher, durch solche ihm die Erheiterung, der er so sehr bedurfte, verschaffen zu helfen, das Erleichtern und Entfernen von Schwierigkeiten in eigentlichen Geschäften nur zu jener Erheiterung den Weg bahnendes Mittel, jenes aber zugleich auch die bei weitem schwerere und angreifendere Aufgabe. Gern ging ich daher, wenn er mich entlassen wollte, des Abends mit Schreibmaterialien in die Baireuther Harmonie und machte für ihn aus den dort befindlichen Journalen Auszüge. Froh mußte ich freilich hier schon sein, wenn ich nach stundenlangem Durchsuchen derselben etwa zehn bis zwölf ihn interessierende wissenschaftliche oder komische Notizen gefunden hatte. Brachte ich dann so reichen Fund mit nach Hause, erntete ich gewiß Dank und Lob von ihm, da er die Reichhaltigkeit und

Fruchtbarkeit unsrer in diesen Fächern arbeitenden Köpfe nur zu wohl aus eigner Erfahrung kannte. Mitteilungen der Art waren besonders für ihn ergötzend, wie einmal z. B. die von einem Professor, welcher in einer Vorlesung über das absolute Ich plötzlich begeistert ausgerufen: „Ich bin Ich" – und einer der Zuhörer trostlos gefragt: „Was bin ich denn aber da?"

Aber größer noch war seine und aller Freude, wenn in diesen Stunden einer oder mehre seiner Freunde kamen, wir alle dann um ihn herum saßen und nun durch vielseitigere Anregung noch verschiedenartigere Materien und Ideen im Gespräch abwechselten. Auch hier beherrschte er alles um sich, blitzte mit seinem Wetterleuchten in die Reden hinein, ein elektrischer Schlag drängte dann den andern, ein Lichtfunke der Gedanken nach dem andern entsprühte ihm und sprang in die Hörer über. Jeder fremde Gedanke erhielt zugleich von ihm Organisation, Gestalt, Beziehung, seinen eigentlichen Wert. In seiner gedrängten Bildersprache ermüdete er nie und fand das Fortgehen der Freunde gewiß immer zu früh.

Unter mehren Abenden will ich kurz einen herausheben, einen der erstern, an dem sein ältester Freund [Otto] zu ihm gekommen war.

Wie immer ging anfangs das Gespräch von der Politik aus. Er (Jean Paul) sei immer einer der größten Lobredner des Bundestages gewesen, sagte scherzend der Freund. „Ja, des Schalttags", war die augenblickliche Antwort.

Ihm wurde erzählt, wie der König von Bayern nicht mehr wie sonst alles sich in München bloß konzentrieren lassen wolle: – der Staat würde dadurch von den Kongestionen geheilt, die er bisher immer nach dem Kopfe gehabt hätte, sagte Jean Paul. Man teilte ihm mit, wie ein alter Mann ein ganz junges Mädchen heiraten würde, um Nachkommen zu erhalten: – dies sei so viel, meinte er, als von dem bei einer Feierlichkeit gebrauchten hölzernen Thronhimmel Sonnenschein, Regen und einen Regenbogen erwarten.

Bald lenkte sich die Rede auf ihre zusammen verlebte Jugendzeit. Bei der Erwähnung, wie besonders der Geruch so stark auf die Erweckung der Erinnerung wirke, erzählte er den großen Eindruck, den der Geruch des allerschlechtesten Tabaks – Lausewenzel, sagte Jean Paul – auf ihn machte, da sein Vater ihn als Kind oft zu Hause eingesperrt habe, wenn er weggegangen gewesen sei, und dann gewöhnlich, wenn er wieder ins Freie gekommen, der Geruch des Tabaks der rauchenden Zimmerleute ihn empfangen, daher die ganze Kinderzeit ihm jedesmal vor die Seele komme, ebenso wie beim Klingen der Schellen der Kühe. Hierauf entwickelte er sehr schön, wie durch den Geruchsinn, besonders wegen der so unbestimmten, dunkeln, nicht ins Bewußtsein tretenden Empfindung, die er erwecke, das Romantische so sehr erregt werde. So habe Schiller besonders am Geruche immer sich erfreut, während Goethe, der Maler und Plastiker, mehr durch die Gestalt der Rose bewegt worden wäre. Der Geruch sei der sanfteste Sinn; die sanften Indier würden uns für Stinktiere halten. Den feinsten Geruchsinn von allen habe darum auch Herder gehabt, der ja aber auch in allem einem Elefanten gliche. Mit diesem einen Worte „Elefant" bezeichnete er hier zugleich Herders Größe – Herders feinen Geruchsinn (da bekanntlich einen solchen die Elefanten haben) und die in ihm vorwaltende Romantik – Herders indische Natur usw.

Das glänzendste Zeugnis aber für ihn in dieser Art vermag wohl Schelling abzulegen, der wenige Wochen vor meiner Ankunft, als schon die ermattende Krankheit im Ausbrechen war, Stunden mit ihm zugebracht, die gewiß vor seiner Seele immer schweben werden, wie sie den zuhörenden Seinen unvergeßlich sind. Wenn ein solcher Mensch ihn mit seinem Mosesstabe berührte, sprangen in der ungebändigtsten Fülle die Quellen und Ströme seines innersten Lebens hervor.

In der ganz letzten Zeit konnte er freilich immer weniger tätigen Anteil an den Gesprächen nehmen. Tief schmerzte ihn

dies; rührend bat er deshalb oft um Verzeihung und um Erlaubnis, dem vor ihm vorübergehenden Fluß des Gesprächs bloß aufmerksam folgen und aus ihm trinken zu dürfen. Nur bei einzelnen Gegenständen, die ihn sehr berührten, äußerte er sich selbst lebhafter. So drückte er an einem spätern Abend, als die um ihn sich versammelnden Freunde die Bilder ihrer Reisen sich gegenseitig austauschten, darüber, daß er nie das Meer in seinem Leben erblickt, sich schmerzlich aus. Um so rührender ist mir die Erinnerung hieran, indem ich, vergangnen Sommer von einer Reise aus der Schweiz zurückkehrend, durch Schilderungen den Wunsch lebhaft in ihm erregt hatte, in seinen alten Tagen doch noch auf den Rigi, den er vor allem immer gern gehabt, zu wallfahrten, von seiner Höhe auf einmal die Natur in ihrer größten Erhabenheit und Schönheit zu schauen und dann, nachdem er diese alte Sehnsucht seines Lebens, wie auf der borromeischen Insel einst sein Albano und er selbst in seiner erdichteten Reise auf den Ochsenkopf*), befriedigt, wieder zurückzukehren.

. . . Seine Augen erloschen gänzlich; – beinah acht Tage vor seinem Tode war es tiefe, schwarze Nacht um ihn! – Ach, unter allen Schmerzen, die in den letzten Jahren mit grimmigem Zahn sein Herz angefallen und zernagt hatten, war dies der schwerste, dies der einzige, wobei er den tiefen Kummer seiner Seele nicht zu verbergen vermochte! Als nur erst ein Schatten noch das eine Auge langsam zu umziehen begann, kam er so oft von seinen Arbeiten in die Wohnstube herüber, ließ von jedem sich ins Auge sehen, ob er eine Ungleichheit der Pupillen bemerken möchte; wie erheiterte dann die Verneinung der Frage seinen besorgten Blick, wie sprach er bei einer zweifelnden oder bejahenden Antwort mit so gedämpfter Stimme! Als später die immer zunehmende Schwäche der Augen ihn peinigte, kam er dann wohl, wenn sich nach trüben Tagen der Himmel erheitert, wieder, prüfte und verglich

*) Vorrede zur unsichtbaren Loge.

sorgsam an jedem Fenster sein Auge und ging, wenn er dann doch keine Veränderung der Sehkraft, deren Verminderung er so gern auf den vorher umwölkten Himmel geschoben hatte, wahrnahm, stumm und langsam in seine Stube wieder hinüber . . .

Noch jetzt tritt oft mit erneutem Schmerz in der Erinnerung der Augenblick mir vor die Seele, als ich mit ausgestreckten Händen die grünen Vorhänge an seinen Fenstern, ihn gegen die ihn zum letzten Male begrüßende blendende Sonne zu schützen, hielt und sorgsam rückwärts gewandt nach ihm schaute, als er die Unterschrift seines Namens in den Bitten an die Fürsten zur Erteilung eines Privilegiums gegen den Nachdruck versuchte, aber mit zitternder Hand in geschriebne Zeilen hineinschrieb . . . Oft erscheint mir noch das Bild des geliebten Greises, wie er mit starrem Auge und lächelndem Munde still und gottergeben vor mir saß. Denn in den letzten Tagen, als er mit dem Tier[1]) nicht mehr zu ringen vermochte, saß er geduldig von ihm bedeckt, rührend ohne Klage da, im festen sichern Vertrauen auf das kommende Frühlingswehen, das ihm mit der wärmenden schönern Sonne den lichtvollen blauen Himmel und die ewigen Sterne wiederbringen sollte. Und seine Hoffnung hat ihn nicht getäuscht.

Manchmal nur, als er noch unter uns in der Nacht weilte, hob er sein umdunkeltes Haupt nach den Fenstern hin, und öfter schien ihm von dort ein schwacher Schein des Lichts zu kommen. Einmal nur noch brach sein tiefer Schmerz in Worte aus, als die um ihn sitzenden Freunde von den Augen und vom Licht sprachen, in diesem Augenblicke ihn das Hülflose seiner Lage, die ihn hinderte, seinen übrigen Schmerzen besser zu begegnen, zu sehr übermannte und er, sich aufrichtend, mit bewegter Stimme, jene Stelle des Ajax in der Ilias im Sinne, ausrief: „Nur Licht her! nur Licht her! dann mögen die Feinde kommen!“ –

Aber einen süßen Trost, der mit sanftem Flötenton oft die

[1]) Dem Star.

Argusaugen des Tieres, das an ihm nagte, einschläferte, sandte ihm das gütige Geschick in seine Nacht — das, was ihn immer auf den starken Fittigen des Adlers wie auf den sanften weißen Flügeln eines sterbenden Schwanes emporgetragen — die Musik und von lieben Menschen ihm gesungne kleine Lieder.

Wo er, wie in seinen dichterischen Träumen, sich auf einer oft das Herz zu sehr überwältigenden, fast überkühnen Phantasie n den Himmel hineinhebt, so daß man beinahe nicht begreift, wie eine Menschenbrust solche Größe des Gedankens fassen kann, ohne durch sie auseinandergedrängt zu werden und an der Anspannung zu verbluten, da saß er an seinem Instrument und griff mit der einen Hand durch die Akkorde, über die er unumschränkt als Meister herrschte, und übersetzte mit der andern das, was in den dunklen Tönen wie in Ahnungen aus der Geisterwelt herüberklang, in Worte, soviel er vermochte; und zugleich besänftigte wieder der milde Ton die stürmende Brust. Da, wo er zu weich ward und in Tränen ausbrach, da war es die in Tönen der Liebe, Sehnsucht und Klage sich aushauchende Menschenstimme, vor der, wie vor der Flöte des blinden Julius auf dem Grabe der Giulia im Hesperus, sein Herz sich fast auflöste. So sah ich ihn einst vor mehren Jahren, als er noch in der höchsten Kraft der Gesundheit dastand, selbst in großer Gesellschaft vor Mignons Lied, das ihm eine Jungfrau mit dem innigsten Gefühle sang, in Tränen ausbrechen[1]. So fand ich jedesmal fast, brachte ich früher bei meinen wiederholten kurzen Besuchen bei ihm ein neues einfaches Lied mit, eine dankbare Träne auf seinem Antlitz. Aber zu sehr ergriffen und überwältigten ihn die Stimmen seiner Kinder, vor ihnen erlag fast im süßen Schmerz sein Vaterherz, selbst wenn die einfachsten, kunstlosesten Töne in sein Ohr drangen.

Fast alle Abende in jener letzten Lebenszeit, wenn ihn der

---

[1]) S. oben S. 213.

Tag erschöpft, verlangte er sehnsuchtvoll nach Gesang. Und wir gingen dann hinaus in die Nebenstube an das größere Instrument – von wo die Töne wie aus einer Ferne zu ihm hinschwammen – und von fernen Stimmen schienen sie dunkel zu kommen, die er aber dennoch erkannte und liebte. Er legte sich dann wohl auf das Sofa, das Gesicht gegen die Wand gekehrt . . . Und kamen wir dann wieder herein, so fanden wir ihn wohl aufrecht sitzend und selig in der Erinnerung an die Welt, die wir ihm wieder erweckt, und in den Zügen seines Gesichtes glänzten die Tränen des Dankes und der Rührung, die das erloschne Auge nicht mehr weinte. Vor allem ergriffen ihn die Stellen aus Schuberts herrlicher Komposition des Goetheschen Erlkönigs: „Du liebes Kind, komm, geh mit mir" und „Sie wiegen und tanzen und singen dich ein"; das ahnungvolle, heimliche, durch die Stimmen und die Begleitung durchtönende verheißne Glück lockte auch ihn mit magischer Gewalt zu einem verklärten schöneren Sein. Dann auch Zelters Lied des Harfners im Meister: „Wer nie sein Brod mit Tränen aß" und besonders die mehrstimmigen kleinen Volklieder, wie „Soviel Stern' am Himmel stehen" usw.; auch wohl Goethes „Im Felde schleich' ich still und wild" von Zelter. So selig wiegten ihn diese Lieder ein, daß selbst über den Körper sich ein wunderbares physisches Wohlbehagen zu verbreiten schien und er besonders an einem Abende nicht genug die wonnige Empfindung, die er während des Singens gehabt, da ihm gewesen wäre, als hätte ihn jemand warm und weich zugedeckt – während doch niemand bei ihm gewesen war –, beschreiben konnte und sich sehr wunderte, beim Aufrichten keine Decke über sich zu finden. Innig bewegt und ergriffen ward er auch, als er an einem Morgen durch ein zur Begleitung der Gitarre vor seiner Tür gesungnes schönes spanisches Lied:

Nach Sevilla! nach Sevilla!
wo die großen Prachtgebäude
in den weiten Straßen stehen usw.

begrüßt wurde und der weiche Farbenschmelz der nach Süden lockenden Töne so warm und erregend sein Herz umzog.

... Nach vierzehn Tagen meiner Anwesenheit zeigte sich plötzlich in ihrer ganzen Stärke die vorher mehr im Verborgnen wütende, dem Nichtarzte nicht so auffallend sichtbare Gewalt der seinen Körper zerstörenden Krankheit ... Von Zeit zu Zeit kehrte ein Gefühl wieder, als wenn ihn jemand hinten am Haupte berührte; er wandte sich öfter um und fragte, aber niemand vermochte ihm Auskunft zu geben, da von uns keiner ihn berührt. Eine Verschleimung trat ihm auf die Brust und verhinderte den freiern Gebrauch der Sprache; ein fast erstickender Husten verwehrte ihm zu gleicher Zeit den ungestörten Genuß der Speisen und Getränke. Immer häufiger ward nach Tische der Schlaf, bald stellte er sich sogar auch des Morgens ein. Aber immer ward noch früh von uns gearbeitet, ja fast noch emsiger als vorher, nachmittags gelesen und gesprochen. Oft raffte sich des Morgens der ungeschwächte Geist aus dem Schlummer des Körpers hervor, ja mit Gewalt versuchte er oft der Ermattung und Schwäche desselben sich entgegenzustemmen. Willig hatte er vorher sich beim Aufstehen vom Sofa unterstützen, sich führen, in seinen Räderstuhl sich setzen lassen und war so dankbar für gut ihm geleistete Hülfe, daß er einmal sogar von jemandem, der ihm geholfen, sagte: der heilige Christoph habe ihn geführt, da das berühmte Bild von Hemling oft in dieser Zeit erwähnt wurde. Aber jetzt, als das Gefühl seiner hülflosen Lage ihm immer schmerzlicher ward, verbat er sich oft heftig das Aufheben, versuchte, alle Kräfte, die er hatte, zusammenraffend, selbst aufzustehen und stand, so wenig die geschwollnen Füße ihn zu tragen vermochten, einen Augenblick lang, wiewohl schwankend, da. Ebenso blitzte er vor mehren Jahren, als ein Maler in den Nachmittagstunden ihn bloß freundlich, ohne die Dichterkraft in seinen Augen und auf seiner Stirn, gemalt, damals, wenn er von dem Bilde sprach, unwillkürlich mit den Augen, und seine Stirn hob sich erhabner empor.

Psychologisch wunderbar war es, daß ein so erleuchteter Geist, dessen Hauptstudium fast sein ganzes Leben hindurch die Medizin gewesen, der bei den unausgesetzt über seinen Körper angestellten Beobachtungen die geringste Veränderung in dem Zustande desselben und jedes Krankhafte an ihm so schnell bemerkte, jetzt das beispiellose Zusammensinken desselben, der eine Funktion nach der andern immer schwerer verrichtete und wohl ganz versagte, nicht gewahr ward, nicht die geringste Ahnung von dem so nahe bevorstehenden Untergange desselben hatte. Wohl hörte man einzelne schmerzliche Äußerungen von ihm, wie etwa: daß er eine Festung wäre, an der die Krankheit nur noch die dritte Parallele, den Kopf, zu übersteigen habe, und dahin werde es wohl kommen; aber er tat sie nur, um sie von den Freunden widerlegt und seine baldige Genesung verkündigt zu hören. Wenigstens waren sie vorübergehend. Einmal äußerte er sogar, er habe das bestimmte Gefühl, daß er diesmal nicht sterben werde. Nur der Gedanke an eine lange Krankheit war ihm sehr widrig. In Briefen sprach er immer nur von den Martern seiner Genesung, die ihn jetzt quälten, und von dem Frühlingswetter, das ihn ganz heilen sollte, und fast erzürnt war er, als jemand von ganzen Monaten sprach, während welcher er noch krank sein könnte. Oft verbarg er dem Arzte geflissentlich alle schlimmen Symptome und stellte ihm die verlebten Stunden ziemlich gut dar, wenn sie auch noch so elend gewesen waren, um nur von diesem die Zufriedenheit mit dem Fortgang der Krankheit aussprechen zu hören und sich selbst mit jenem zugleich zu täuschen. Indes so viel Schwierigkeit es früher machte, ihm irgendeine Medizin aufzudringen, und der Arzt erst lange Sitzungen und Beratungen mit ihm selbst darüber gehalten haben mußte, ehe er seine Genehmigung dazu gab, so ließ er jetzt fast ohne Widerrede sich jede neue Arznei vorschlagen und entwickelte immer hintennach selbst alle die Gründe, warum diese gerade für ihn gut sei, und auf welche Teile sie

besonders wirken müsse. So ließ er sich in der ganz letzten Zeit ohne irgendein besonderes Gefühl Moschus eingeben, und wiewohl er selbst sagte: „Moschus gibt man eigentlich den Sterbenden", machte er doch nicht die geringste Anwendung hievon auf sich. Immer vertröstete er die, welche er um Verzeihung bat, daß er nicht über so viel, als er gern möchte, mit ihnen sprechen könnte, zugleich auf andre Zeiten. „Kann ich nicht", sagte er dann, „einmal in der Ebbe sein, da ich vierundsechzigmal (Anzahl seiner Bände) in der Flut gewesen bin?" Immer hoffte er von der Änderung der Witterung oder von der Zeit, in welcher die Sonne wieder in ein neues Zeichen des Tierkreises treten würde.

Da sich die Seele eben aus den äußern Organen in die innern zurückzog, so war es deshalb möglich, daß er seinen Körper an jenem Abend wie eine auf ihn geworfne Hülle plötzlich durch die erhöhte Tätigkeit der Seele vielleicht wieder heftiger erregte und wieder weiter sich ausdehnende Lebenskraft fühlen konnte. Und zugleich mit dem Körper selbst mußten die zur Beobachtung seines Zustandes nötigen Organe nach und nach auch eingehen. So konnte die Seele, wie in der Poesie und Jugend, ihre höhern und niedern Wirkungen und Beziehungen miteinander verwechseln und die Extreme sich berühren, in der Jugend, wo der in der vollsten Kraft blühende Körper die Seele so kräftigt, daß sie über die Körperwelt, auf der sie doch eben fußt, sich erhaben wähnt, hier, wo der Körper die von ihm dem Geist gelegten Hindernisse nach Erlangen reinerer Erkenntnis durch seine eigene Schwäche selbst vernichtet, der von ihm immer mehr getrennten Seele freieren Spielraum läßt. Oft konnte man seine Hand oder seine Stirn anfassen, ohne ihn zu wecken oder zu stören — um so auffallender das sonderbare Gefühl der leisen Berührung von hinten, dessen er so oft erwähnte.

Während die Töne des irdischen Gesanges beseligend in seine Nacht tönten, die Stimmen des Jenseits immer öfter zu

ihm sprachen, immer öfter jener unsichtbare Hauch ihn berührte, er immer häufiger deshalb des Tages fragte: „Hör', bist du's?"*) die Sprache immer leiser wurde, die Seele im Ohre fast nur die Außenwelt deutlicher vernahm, mit dem Auge aber, dem der Blick auf die Erde versagt war, immer in sich selbst hineinschaute, bildete sie sich in dem Wohnsitze, der ihr allein nur noch zu gehören schien, in dem Haupte, einen wunderbaren heiligen Tempel, ein Denkmal, das noch von ihr und ihrem großen Walten zeugte, als sie schon in die Töne der ewigen Sterne und der glänzenden Sonnen hinaufgeklungen war. Immer mehr vergrößerte und wölbte sich die schon vorher so erhabne Stirn, auf sie heraus schienen die Gedanken zu treten, um auf ihr sich dem Himmel entgegen zu sonnen. Kräftiger, schöner, feiner zeichnete sich die sanftgebogne Nase. Öfter schloß, seitdem die Seele ihm näher zu wohnen schien, kräftig sich der herrliche Mund, den immer die höchste lieblichste Milde umschwebte. Was die auf uns gekommne Büste Platos Erhabnes, was die durch Tradition auf uns gekommne Gestalt Christi Heiliges aussprechen, schwebte in seinem Antlitz. Entblößt von aller der Hülle, womit die Erde den Wohnsitz der Gedanken des Menschen gegen ihre rauhen Stürme gewöhnlich verwahrt, sprach das Bild, das er da saß, von so rein geistigen Dingen, daß ein Schauer der Ehrfurcht das Herz überfiel und unwillkürlich zum Gebet die Hände sich falteten, daß jeder wie im Allerheiligsten eines Tempels nur leise Worte zu sprechen wagte. Leiser, mit feierlichem Schauer durchbebter Stimme erklang um ihn sein Lieblinglied Zelters:

Mahadöh, der Herr der Erde –

die tiefste Wehmut erstickte dann wohl die Töne bei den Worten:

Und als er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie abends, um weiter zu gehn.

---

*) Seine Gattin meinend, die ihm seinen Sitz oft bequemer machte.

Von Zeit zu Zeit richtete er sich dann wohl mit dem Haupte auf, schloß kräftig den Mund, man sah das Schaffen der Phantasie auf der bewegten Stirn, und erschöpft sank er wieder zurück . . .

Immer enger zog sich der Kreis der Empfindungen und Eindrücke, die seine immer mehr nach innen fliehende Seele erreichten. So sehr ihn jenes spanische Lied am Tage vorher ergriffen, so wenig berührte ihn schon am andern Morgen der zur Gitarre an seiner Tür wiederholte Gruß durch Mignons Lied; seitdem verstummte um ihn der Gesang. Aber die Worte der Verehrung und Liebe in einem ihm zugekommenen Briefe taten seinem Herzen sehr wohl. Doch wieder hörte er der ihm vorgelesenen Rezension seiner Bücherschau im literarischen Konversationblatte mit wenig oder gar keiner Aufmerksamkeit zu, so sehr er sonst auf Rezensionen über seine Schriften aufmerksam war und sich vor kurzem noch beklagt hatte, daß so wenig, weder Tadelndes noch Lobendes, über seine neuern Schriften gesagt würde, daß er gar nicht wüßte, was er den Leuten gut und was nicht recht gemacht, ob man seine Charaktere, namentlich die im dritten Bande des Kometen, richtig aufgefaßt habe. Aber mit der innigsten Teilnahme und der größten Anstrengung folgte er den in einer einsamen schönen Morgenstunde ihm gelesenen Mitteilungen aus den Blättern eines jungen Mannes, der noch das Glück hatte, vor dem geliebten Greise, der durch seinen Titan einst ihm eine leuchtende und wärmende Sonne in seine dunkle Klosterschule geworfen, die Plane, ungestillten Wünsche und Hoffnungen seiner innersten Seele auszuschütten und ihm die innigste Achtung und das herzlichste Lob abzugewinnen. Noch einmal erwachten hierdurch lebhafter auch in ihm alle seine Plane und Aussichten für die Zukunft. „Du sollst sehen," sagte er zu seinem bald hierauf zu ihm gekommenen Christian, „du sollst sehen, ich will mit den Engeln ordentlich eine Menuett tanzen; man soll sehen, daß man in der Welt noch etwas werden kann,

wenn es auch spät ist." Dies geschah am 13. November. An diesem Tage hörten wir bald auf, miteinander zu arbeiten, weil er zu sehr ergriffen wurde. Aber auch da noch war sein Geist und Gedächtnis so wie vorher gewesen, und ebenso treffend noch und schnell bestimmte er oft die Veränderungen im Ausdruck. . . . Am Morgen des 14. Novembers kam ich zu ihm, seine Studierstube war leer; was nie des Morgens geschehen: drüben saß er in der Wohnstube seiner Gattin auf dem Sofa; um ihn schon die Freunde und der Arzt. Wechselweise sah ich die Umstehenden und seine Gattin ihre Ohren dicht an seinen Mund halten, um ihn zu verstehen, weil seine Sprache so schwach und unverständlich geworden. „Guten Abend!" rief er bei meinem Eintritt mir entgegen, als er meine die Umstehenden fragende Stimme sogleich erkannte. Durch die beständige Nacht um ihn, durch das unregelmäßige Schlafen am Tag und das zeitige Aufwachen in der Nacht hatte er die Zeiten verwechselt, glaubte, es sei jetzt Abend, bestärkt in diesem Glauben durch den ungewöhnlichen frühen Besuch, der immer nur des Abends zu kommen pflegte. Ihm nicht mehr Schmerz zu verursachen, handelte jeder um ihn in dieser Meinung. Fast allein schien anfangs die Gattin die wohlbekannte Stimme zu erraten. Aber auch mir ward die große Freude, bis in seine letzten Stunden ihn in den leisesten Worten zu verstehen, durch Kombination zu erraten und deshalb immer mit ihm sprechen zu dürfen. Die Bilder des herrlichen Eugen Beauharnais und des neuen Königs von Bayern, welche ich an diesem Morgen gesehen, und von denen mich besonders das schöne südlichkräftige Gesicht des ersteren ergriffen hatte, ihm beschreibend, veranlaßte ich ihn zuerst zu dem lebhaften Wunsche, den König von Bayern zu sehen. Denn diesen fing er an immer mehr zu achten und zu lieben, je mehr ihm von ihm und seinen neuen Umänderungen berichtet werden konnte. Mit der innigsten Neugierde fragte er jeden Kommenden, ob er nichts Neues wieder von München wüßte, und unendlich beschäftigte und erquickte ihn

jede Nachricht von dort her. Wohl las ich ihm dann, wie gewöhnlich, die Zeitungen, dann aus dem Herder. Aber er verlangte doch wieder vorzüglich nach dem Gespräch und den Stimmen der Seinen. Bald war die heiterste Unterhaltung angesponnen. Die vor kurzem in Baireuth stattgefundene Übergabe der Prinzessin von Lukka und die dabei vorgekommenen Zeremonien gaben den Stoff dazu, indem sie auf seine eigne Darstellung desselben Gegenstandes im Hesperus führten. Als er den Hesperus zu arbeiten anfing, hatte durch ein sonderbares Zusammentreffen derselbe sächsische Prinz Max seine erste Gemahlin, ebenfalls eine italienische Prinzessin, die Übergabe derselben in Hof, wo Jean Paul damals lebte, bewerkstelligen lassen. Jetzt nun am Abend seines Lebens, als er niederging, wie damals erst auf, wiederholte sich dies selbe Ereignis in seinem Wohnort wieder und bestätigte ihm wunderbar die fatalistische Zwei im Leben, an die er gern zu glauben geneigt war. Ungemein ergötzte ihn die Erinnerung an die seltsamen Vorgänge bei der ersten Übergabe, welche der anwesende Freund wieder vor seine Seele führte, die er selbst aus der Wirklichkeit in die Darstellung aufgenommen. So besonders die Erinnerung an die beiden Sänftenträger, welche das Brustbild des abwesenden Prinzen vor der Braut her in einer Sänfte von Hof nach Plauen getragen hatten. Immer verfolgte er das Bild der beiden solche Last auf der Chaussee einhertragenden Leute, das ihm unendlich komisch vorkam. Aber seine erregte, in beständigen Anschauungen und Reflexionen sich ergehende Phantasie war durch diese Unterredung und dieses Bild auf den Hesperus selbst hingelenkt worden. Nachdem der Freund sich entfernt, ich immer neben ihm saß, bemerkte ich wieder auf seiner Stirn und in seinen Bewegungen das Arbeiten der Gedanken. Von Zeit zu Zeit richtete er sich mehr auf, legte die Hand auf den vor ihm stehenden Tisch und beugte sich mit dem Kopf und dem Körper vor, als wenn er eine klarer ihm werdende Idee mehr verfolgen wollte. Dann sprach er von Zeit zu Zeit einige

Worte, die ich wie alle mit dicht an seinen Mund gehaltenem Ohr wegnehmen mußte. In seinem Hesperus waren seine Gedanken. Er wollte Veränderungen darin machen; die Austauschung der Kinder gefiele ihm nicht recht; sie müßte den Leser martern. Dann tat er plötzlich die seltsame Frage an mich, ob ein Buch doch noch großen Wert haben könnte, wenn es auch den Zweck, die ihm vorgesetzte Aufgabe nicht ordentlich erreicht hätte. Auf meine Entgegnung, daß es ganz auf das Buch ankomme, sagte er sehr bestimmt: der Hesperus sei ein solches . . .

Der Mittag war unterdes herangekommen; er glaubte, es sei Nacht, und wünschte in sein Bett gebracht zu werden. In seine Schlafstube ward er nun auf seinem Räderstuhle hinübergefahren, nachdem er heute gerade an diesem Morgen gar nicht eingeschlummert, sondern immer aufrecht und geistestätig dagesessen war. Aber immer und oft hatte er wieder Berührungen empfunden und sehr häufig gefragt: „Bist du es?" Als er zu Bett gebracht worden war, mußten wie immer des Nachts sein Tisch, seine Repetieruhren und ein Krug mit kaltem Wasser, den er bis vor kurzer Zeit immer die Nacht über ausgetrunken, an sein Bett gebracht werden. Bald darauf brachte seine Gattin ihm Blumen, die eine Freundin ihm gesandt, welche von jeher seine Tage zu verschönern gesucht. Er freute sich innig über das Bild von Blumen, das vor seiner Seele stehen mochte (denn ihren Duft genoß er wohl nicht mehr), und zerknickte mit den Worten „meine schönen Blumen" sie berührend selbst ihre Gestalt. Manchmal sprach er noch; aber als ich, über dessen Anwesenheit zu der von ihm geglaubten Nachtzeit er sich gar nicht verwunderte, ihn das letztemal nicht mehr verstanden hatte und ihn öfter fragte, waren seine letzten Worte: „Wir wollen's gehen lassen", da er fühlen mochte, wie seine Sprache nun gar kein empfängliches Ohr mehr gefunden. Kurz darauf sank er in einen tiefen Schlaf, fing in ihm immer mit den Händen nach der Bettdecke und suchte sie zu sich hinaufzuziehen.

. . . Als gegen 6 Uhr der Arzt*) ins Zimmer trat, er einen Blick nur von fern auf den Schlafenden warf, entfloh ihm sogleich der schmerzliche Ausruf: „Das ist der Tod!"

Immer heiliger wurden die Züge des Schlummernden, immer erhabner die Stirn, immer lauter sein Schlaf. Ringsum tiefe Stille . . .

Es war bald gegen 8 Uhr, seine Kinder hatten das Zimmer verlassen. Zu den Füßen des Lagers stand der Arzt; der Freund, die Gattin und ich saßen vor ihm; da ging der Atem langsamer, ein tiefer Zug — und er stand auf immer still; schnell ging über den Mund noch ein kleiner krampfhafter Zug — die tiefste Stille rings.

151. Karoline Richter an Hofrat Jung, 24. Nov. 1825:

Nie werde ich die Seelenleiden vergessen, die ich bei dem allmählichen Hinscheiden dieses sonst so kräftigen und sonst allen äußeren Einwirkungen trotzenden Körpers empfinden mußte. Aber er wurde, der Herrliche! der schwächste der Menschen, nur nicht am Geist, denn dieser blieb bis zum vier Stunden langen letzten Schlaf so hell und scharf, als er es immer war, nur daß die Sprache matter, schwerer, zuletzt kaum hörbar wurde. Am Morgen (10—11 Uhr) des am Abend (8 Uhr) erscheinenden Todes sprach er noch kritisch über seinen Hesperus — ermunterte einen kommenden Freund, seine Gesundheit zu pflegen — aber der Körper fiel zusammen, er konnte sich nicht halten. Er begehrte nachmittags um 2 1/2 Uhr aus meiner Stube, wo er halb sitzend, halb liegend auf dem Kanapee sich befand, und wo ihm immer so wohl war, in sein Bette gebracht zu werden, was er am Tage aber während der ganzen Krankheit nie hütete, und nachdem er hier behaglich gelegt war, fiel er in einen Schlummer, der sich

*) Herr Medizinalrat von Stransky in Baireuth, dessen Interesse und tiefe Kenntnis in den Naturwissenschaften dem Dichter früher manche Stunde verschönt.



Jean Paul auf dem Totenbette

seit vielen Wochen häufig seiner bemächtigt hatte, jetzt aber tiefer und heftiger wurde, bis endlich leise der teure Atem stockte und für diese Erde das göttliche Herz zu schlagen aufhörte . . . Sein edles Gesicht, welches im Leben sich schon so sehr verändert hatte, nahm im Tode einen Ausdruck von Ernst und tiefem Nachdenken an, als wenn er die großen Angelegenheiten der Schöpfung nun tief durchdächte, und diesen Ausdruck behielt er bis zum vierten Tage, wo er unter feierlicher Begleitung in die Erde zu seinem geliebten Sohne gelegt ward.



Anhang.

152. Christian Otto:

Paul wurde während seines ganzen Lebens von dem Drang eines Sprechbedürfnisses überwältigt über Gegenstände, die er gerade studierte und bearbeitete, oder die ihm zeitlich oder fortwährend zu einer Lieblingssache (z. B. Medizin, Meteorologie usw.) geworden waren. Er mußte sich aussprechen, und das überströmende Sprechen war ihm oft lieber als das Schreiben. Daher begnügte er sich zuweilen mit Zuhörern, die ihn nicht zu begreifen oder nicht Teil genug an seinen Ansichten zu nehmen fähig waren, ja er suchte sie wohl gar begieriger auf, als sie sich — seine Geistes-Überlegenheit fürchtend — auffinden ließen. Er wußte in der Regel und suchte daher auch durch seine Gespräche andere zu erfreuen, wohlwollend und wohltätig zu begeistern und zu erheben, weswegen er manchmal alle für einen oder einen für alle hielt und manchen für teilnehmender ansah, als er es in der Tat war.

153. Christian Otto:

Jean Paul hatte sich angewöhnt, unter dem Namen „Diskurszettel" Notizenblätter zu machen, worauf er die Materien

andeutete, über welche er mit diesem oder jenem Bekannten oder Freund bei dem nächsten – empfangenen oder besonders gemachten – Besuch sprechen wollte. Er wünschte, ja er setzte voraus, daß sogleich bei seinem Erscheinen sich das lebhafteste wissenschaftliche Gespräch entwickeln möchte und müßte, und säumte daher nicht, sobald als möglich in seinen mitgebrachten Diskurszettel zu sehen (was er auch im Laufe des Gesprächs wiederholt tat), wobei er – doch minder ernstlich – verlangte, daß der Freund ebenfalls einen in Bereitschaft haben möchte. Bei der Wahl unter den verzeichneten Gesprächsgegenständen griff er, aus Wohlwollen und Höflichkeit, gewöhnlich nach denen zuerst, welche er für den Freund am interessantesten hielt, und die wohl auch dessen Lieblingsmeinungen berührten. Dadurch ereignete sich öfters, daß die Besuchszeit verlief, ohne daß gerade die Gegenstände, die Jean Paul anfangs im Hintergrunde gelassen, und an welchen ihm doch am meisten gelegen war, zur Sprache kamen. Er nahm dann, bevor er ging, seinen Diskurszettel nochmals zur Hand, überlief ihn mit schnellen Blicken, steckte ihn hastig ein und strich sich hierauf mit der flachen Hand, nicht ohne einiges Mißvergnügen, von unten hinauf über Gesicht und Haupt: – eine Bewegung, die ihm eigen, wenn ihm etwas unbehaglich war, oder wenn er etwas Unangenehmes sich auf einmal aus den Gedanken schlagen wollte.

154. Christian Otto:

„1823, den 2. Februar, den ersten Bienenstich im Garten seit fünfundzwanzig Jahren“[1]). – Daß er den Bienenstich fast für eine unglückliche Begebenheit ansah . . ., rührte daher, daß er von früher Jugend an den Glauben gehegt und es ordentlich für einen persönlichen Vorzug angesehen hatte, unverfolgt von Bienen zu bleiben, denen er daher auch nie auswich, sondern vielmehr beinahe herausfodernd entgegenging.

---

[1]) Notiz in Jean Pauls „Vita-Buch“.

155. Alle Humoristen lieben eine gute Küche, und bei Jean Paul war dies in den Jahren seiner Ehe um so mehr der Fall, als er früher die Genüsse des Lebens hatte entbehren müssen. Wie er in seinem ganzen Leben die Beziehungen zu seiner Jugend festhielt, so liebte er auch die Speisen in der Art, wie sie seine Mutter einst zubereitet hatte. Nicht ohne Mühe gelang es der jungen Frau, dieses Geheimnis der Zubereitung zu ergründen. Ihr zarter Sinn wußte seinen Neigungen und Liebhabereien in jeder Weise entgegenzukommen. So fehlte am Martinitage nie eine fette Gans auf dem Tische. Jedes der Kirchenfeste hatte sein eigenes Gebäck, und Weihnachten durfte die Stolle um keinen Preis fehlen, und die Stolle mußte aus Hof sein. „Natürlich aber buk ich sie selbst," [erzählte Karoline] „und die größte Lust hatte ich, wenn er beim Essen derselben meinte, in Hof habe man doch einen eigentümlichen Vorteil in der Bereitung des Backwerkes." Bei diesen Worten lächelte sie und freute sich in späten Tagen noch über diese ökonomische Mystifikation.

156. Emma Richter an Ernst Förster:

Es ist vielleicht mehr meines als Ihres Vergnügens wegen, wenn ich Ihre Bitte erfülle (denn ich erzähle gern), und doch, hoffe ich, soll Sie's auch freuen, den freundlichen Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Socken, die wir Kinder ihm erst in der Mutter Zimmer, zu der er seinen Morgengruß trug, hinauf banden, zu sehen. Der Hund springt an ihn hinan, die Kinder hängen sich um ihn herum und suchen, wenn er geht, ihre Füße in seine niedergetretenen Pantoffeln einzuschieben, wenn seine Fersen sich ein wenig daraus heben, um so ihn festzuhalten: eins springt vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei andern (damals lebte mein seliger Bruder noch) muß er an den Rockschößen fortziehen bis an seine Zimmertüre, wo sie ihn alle verlassen und nur der Pudel mit hineinwedelt. Doch ich muß von vorn anfangen.

Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauses, der Vater arbeitete oben in den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun morgens mit Händen und Füßen die Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Falltüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserm Einlaß sie wieder schloß und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit denen wir stark musizierten, während er drinnen schrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen spielen, das er sich damals hielt, und das er abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Tiere, die er zähmte; einmal Mäuse; dann eine große Kreuzspinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel sperrte, über den er ein Fensterglas geklebt. Unten hatte er ein Türchen von Papier gemacht, durch das er sorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinne die Winternahrung. Wenn man einmal Kleinigkeiten erzählt, so muß ich auch sagen, wie er die Tiere fing. Abermals in einem Schachtelboden, den er mit Obst bestrich und mit einer Glasscheibe belegte, so weit, daß nur ein Fliegenleib bequem durchkonnte. Saßen nun mehrere fressend darin, so riegelte er zu und trug den Schatz in sein Schlafzimmer, wo meine Schwester und ich ihn an den Fenstern fingen. Das Fliegenhaus war ein altes Vogelhaus, das er mit einem abgedankten Florschleier überzogen, die Öffnung oben schloß ein Brettchen, das durch ein darauf gepichtes Bleistück leicht zuklappte und ebensogut durch ein unten angeklebtes Fädchen sich aufziehen ließ. – Alle diese und ähnliche mechanische Dinge (als Schreibbücher heften usw.) machte er nach dem viertelstündigen Nachmittagschlaf. –

Der Vater war sehr gut gegen jedermann und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch der eines Tieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel – später hatte er mehre – den Käfig zu öffnen, zur

Schadloshaltung für die Entbehrung seiner Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Tier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weiß es, daß er einmal abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen Allert besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besondrer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen andern vertauschte und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen allemal grade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: „Vater, tanz' einmal!" dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besondern Wert auf die Nasenlaute legte, die niemand so gut ausspräche wie er; es klang kurios. In der Dämmerstunde erzählte er uns früher Märchen oder sprach von Gott, von der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Wir liefen um die Wette hinüber, ein jedes wollte das erste neben ihm auf dem langen Kanapee sein; der alte Geldkoffer mit Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein Paar Mäuse nebeneinander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängstlichen Eile die Treppenstufe, von der man über die Kanapeelehne stieg. Denn vorn zwischen dem Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sofawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsre Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an.

Der Vater wußte sich viele kleine Freuden zu machen; so war es ihm ein besondres Vergnügen, Dinte zu bereiten, was er viel öfter tat, als nötig war; denn Otto schrieb noch jahrelang mit dem abgedankten Bodensatz. Er konnte es nicht erwarten,

sie zu probieren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung tat er's. War sie schwarz, dann kam er froh herüber zu uns und sagte: „Nun seht einmal, jetzt ist die Dinte schon so, nun denkt euch morgen; oder gar in vierzehn Tagen!" Sie wurde den Abend noch in jeder Stunde fortprobiert. – Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochnen Korkstöpsel usw. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „Lumpenschachtel". „Ich bin doch neugierig, wozu ich das gebrauchen werde," sagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfnes fand. Schmerzlich war ihm der Gedanke des bloßen Untergangs, am meisten, wenn's Menschenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja die unbedeutendsten Zettel hob er auf. „Alles untergehende Leben", sagte er, „kommt wieder; diese Geschöpfe dieses Kopfes und Herzens nie. Man soll die Namen durchstreichen, aber die Seele leben lassen, die gerade in Briefen sich am innigsten ausspricht." So hat er sogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten von uns Kindern vollgeschrieben.

Er stand häufig von seiner Arbeit auf und sah nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm sehr störend. So sah er höchst ungern Besuch in den Vormittagstunden, und wirklich bös konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Essen rief. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Teilnahme an und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigne Erzählung klüger wurde. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Früh beim Schreiben trank er eine Flasche Wein nicht ganz aus; nachmittags Bier, welches ihm gewöhnlich der Onkel (sein Bruder Gottlieb), der noch hier lebt als Unteraufschläger, besorgte. Mit diesem lebte er sehr gut und ließ sich von ihm immer von Jodit, dem Großvater, ja aus seiner eignen Kindheit vieles erzählen, was er wieder vergessen hatte. –

Der Vater gab uns nie bestimmten Unterricht, und doch belehrte er uns immer. Unsre Abendtafel machte er zu einer französischen Wirttafel, die er mit zwölferlei Schüsseln aus seinen Exzerpten besetzte. Dadurch naschten wir, ich möchte fast sagen, von allen Wissenschaften, ohne uns freilich an einer zu sättigen; wenigstens ich, die weniger fortgesetzten Unterricht bei Lehrern hatte als meine Schwester. Wir durften alles sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr passiv als aktiv; sie bestanden in Verweigern oder in einem Strafwort; unser Bruder aber, der aus Knabenscham sein Herz nicht mit den Händen bedeckte, sondern mit den Fäusten und mit diesen oft uns, wurde zuweilen geschlagen. Der Vater sagte dann: „Max, heute nachmittag um drei kommst du zu mir, da kriegst du deine Prügel.“ Er kam pünktlich und litt sie ohne einen Laut.

Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescherenden Christkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen und er kam abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrote Wolke gezogen, und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil ihr heut so gut gewesen seid, wolle es euch auch was schicken.“ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wo wir auf seinem Kanapee hockten in der finstern Stube: „Habt ihr nichts gehört?“ Nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen war's!“ und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. In der Weihnachtwoche ging er selber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine paar Falten ausgespannt waren, verriet, und

wir die Treppe hinunter dem Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief er listig zornig: „Keins rührt mich an!“ und nachdem er im verschlossenen Zimmer alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rotes oder Goldpapierchen liegen lassen oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am Heiligen Abend selber konnte er das Bescheren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen, und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen.

Es gab noch einen Festabend – an Fastnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenübersaß und hinter einem Tischchen strickte, für sechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuser, Stühle und Tische und Bänke, alles von Mehl und Wasser gemacht und mit roten Linien geziert. Dies bescherte er uns abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtwachslichtchen.

Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit hingewiesen, wollte er uns erziehen. So bekamen wir nie Taschengeld, sondern bloß etwas weniges an den drei Hausmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger sehen lassen. In den letzten Jahren bekamen ich und meine Schwester jede einen Sonntagsechser. Dies Geld konnten wir aber ebensogut hinauswerfen als behalten. Dadurch lernten wir aber schwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn – wie, ich weiß nicht wer, behauptet – auf einer Nadelspitze tausend Engel sitzen, so hatten bei uns wenigstens hundert Plane auf einem Taler Platz; aber sie flogen mit ihm in die Luft.

Ich will nur noch zwei Dinge erzählen. Erstlich, wie er den Gärtnersleuten, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, aushalf nnd vorschoß. Immer fünf Gulden gab

er ihnen auf einmal, von denen die Frau monatlich einen wiederbringen mußte, wofür er ihr seinen Sechser „Interessen“ abzahlte, wie er sagte. Und dann, wie der Vater, wenn er eben in diesen Garten früh hinausging, meist durch den langen, schattenlosen Rennweg zog, um vor dem Tor von einer dicken Branntweinbrennerin einen Gutenmorgen zu bekommen und noch sagen zu können: „Es wird schönes Wetter, Frau R.“ oder: „Es wird nicht lange mehr so bleiben; wir kriegen Regen, Sie werden's schon sehen!“ denn bei dieser Frau trafen – wie sonst nicht bei jedermann – seine Wetterprophezeiungen immer ein.

Ich will aber aufhören: denn da bei Kleinigkeiten eine jede das Recht des Erzähltwerdens hat, so sammelt sich zuletzt eine ermüdende Masse, und das Ende wird schwerer als der Anfang. Würde es Sie z. B. nicht langweilen, wenn ich erzählte, daß der Vater im ausgehobnen Einsatz eines Toilettenkastens ein Löchelchen für Pfennige und eins für Zweipfennigstücke hatte? – daß er, wie Swift, in der linken Westentasche kleines und kleinstes Geld für Arme trug? – daß hinter seiner Hausrockklappe der Bodensatz eines Dintenfasses klebte, weil er da die Federn auswischte? – daß er Siebenkäs seinen Ordnungssatz unterschob: jede Sache muß ihren Ort haben, aber einerlei ist's, wo der ist? Und noch vieles andre mehr, was er freilich selbst erzählen müßte.

157. Emma Richter an Ernst Förster:

Wissen Sie, wie es mein kindlicher Vater machte? Im Frühjahr dachte er sich in den Dämmerstunden in den Herbst hinein, die bunten Bäume und die Abendsonne darauf, oder Sturm und Regen draußen und den warmen Ofen drinnen; im Herbst machte er's umgekehrt; da genoß er die Blüten, den Mond, den Duft.

158. Frau Rollwenzel zu Wilibald Alexis, Sept. 1819:

„Sehen Sie“ – ich kann nicht sagen: hub Frau Rollwenzel an, denn in dem Kreislauf ihrer Rede war nicht An-

fang noch Ende; ich griff in das rollende Rad und drehe mich weiter mit der zufällig gefaßten Speiche – „sehen Sie, es vergeht fast kein Morgen, daß nicht der einzige Mann, dieser Jean Paul, zu mir herauskommt mit seiner botanischen Kapsel; er grüßt mich, und dann geht er oben in sein Eckzimmer, das ich den Herren zeigen werde, und schreibt, oder draußen ins Freie. Ach und wie einfach ist sein Leben, das ist alles nach der Regel! Plötzlich, wenn er schreibt, fällt ihm ein, daß er essen muß; dann verlangt er schnell nach seinem Lieblingsgericht. Und was ist das? – Denken Sie sich – Kartoffeln. Dieser einzige Mann ißt Kartoffeln. Wir kochen sie ihm schnell – wir wissen es ja. Ich bringe sie ihm, er sieht, wie ich sie hinstelle, er starrt mit der Feder in der Hand draufhin, sehen Sie, und wenn ich nach ein paar Stunden wiederkomme, stehen sie noch unberührt neben ihm. Nun will er essen, aber es ist kalt, das kann ich nicht zugeben, und ich koche ihm von neuem. Das weiß er auch wohl, und dem lieben einzigen Herrn tut es leid, daß ich so viel Mühe hätte – Gott, was tut man nicht für ihn! – und deshalb fordert er schon des Morgens früh sein Mittagbrot, daß wir beide den Tag über Ruhe haben. Aber, du lieber Himmel, dadurch leidet denn auch sein Körper, wenn das nicht seine Zeit und Ordnung hat. Nun sitzt er noch dazu im Freien und arbeitet, daß dich – und das geht in die kalten Monate hinein. Er fühlt's nicht, wenn er im nassen Garten sitzt, daß unten die Füße kalt werden, denn oben ist er in Begeisterung und weiß nicht, was vorgeht. Er läßt sich auch wohl ein Brett bringen, gradezu auf den Schnee, wenn die Sonne scheint, – aber das alles bringt ihn noch zu Tode. Gott, Gott, wie lange wird das noch währen! (Sie wischte sich die Augen.) Und solch ein lieber, herrlicher Herr, sag' ich Ihnen, wie es keinen sonst gibt. Sehen Sie, keiner hat den Witz, den der hat. Die kommen ihm niemals gleich, denn woran ein anderer eine Stunde schreibt, das fliegt bei ihm in einer Minute. Er schreibt Ihnen so schnell, daß es erstaunlich ist.



Frau Rollwenzel

Aber, du lieber Gott, wo will das hin, siebenundfünfzig Jahr ist er schon, und er wird doch auch schwach. Besinnen muß er sich denn doch jetzt auch, und so kommt's ihm nicht mehr wie in der Jugend. Ach, wenn ich ihn so sehe, den lieben Herrn, aus seiner Studierstube herauskommen mit dem roten Gesichte, so aufgelaufen, und wenn die Augen hervortreten und wild umhersehen, da denke ich immer: Ach, du lieber Gott, erhalte mir doch den herrlichen Mann, der meinem Hause so viel Glück und Ehre und Reputation gebracht hat. – Mein Mann versteht ihn nicht immer. – Ach, wenn er doch hier wäre, sehen Sie, ich gäbe einen Gulden darum, daß Sie ihn nur einmal sehen könnten. Auch er würde sich ganz gewiß freuen, denn er liebt die jungen Leute gar sehr und hilft ihnen und sieht ihre Arbeiten durch, denn er bleibt doch der Klügste von allen, und ob ich gleich nur eine schlichte Bürgersfrau bin und es nicht verstehe, das weiß ich doch, daß dem Jean Paul keiner es nachtut. Sehen Sie, und von den jungen Leuten, da schrieb ihm neulich die Frau von * *, als die Studenten den Kotzebue erstochen hatten, es seien zwei junge Leute, wie Studenten, bei ihr gewesen und hätten sich so genau nach ihm erkundigt, und er möchte sich doch wohl in acht nehmen. Wissen Sie, da trat der liebe Mann so zu mir in die Tür, den Brief in der Hand, und faßte mich an und sagte: ‚Liebe Frau Rollwenzel, ich fürchte mich nicht; die jungen Leute sind zwar jetzt sehr wild, aber mir tun sie nichts, denn sie lieben mich, das weiß ich.' – Und dem tut auch keine Seele, so wahr, etwas. Seelensgut ist er und meint's mit allen Menschen wohl. Wie er die Kinder liebt, das ist nun ganz erstaunlich. Und seine Kinder und seine Frau! Das ist aber auch eine Frau, eine ganz andere als die andern. So fein, so klug, so verständig, so liebreich, so gütig, und weiß mit Hoch und Niedrig zu reden, als wären sie ihre besten Freunde. O sie kommt auch zuweilen zu mir heraus, und ihr Vater ist in Berlin und Präsident. Glauben Sie das wohl, der hat eigenhändig an den Jean Paul geschrieben

und ihm aufgetragen, er solle mich grüßen und in seinem Namen mir danken für alles, was ich an dem Jean Paul tue, und vielleicht kommt er selbst her und tut es. Aber, ohne Ruhm zu vermelden, er findet auch sobald keine Frau, die ihn so bedient wie ich, allezeit parat. Sehen Sie, wenn die Leute ehemals meinten: ‚Rollwenzel, was machst du dich denn so viel mit deinem Jean Paul,‘ oder wie die Leute ihn dazumal titulierten; ‚was ist denn nun so viel an ihm dran, daß so viel Wirtschaft drum geschieht?‘ Da sagte ich ihnen: ‚Ihr versteht das nicht, ihr wißt das nicht; ich bin zwar nur eine schlichte Bürgersfrau, aber das merke ich wohl, in dem Jean Paul steckt etwas, was ihr nicht merkt.‘ Und nun hat sich's mit einem Male gezeigt. Alle Welt kennt ihn, ich bin durch ihn glücklich, und die Fürsten reißen sich um ihn. Ohne daß er ihn mit leibhaftigen Augen gesehen, bot ihm der Fürst Primas tausend Taler Pension, und erst kurz vorm Tode des alten Herrn ist Jean Paul dagewesen. Jetzt nun, als der Primas gestorben, stritten sich alle drum, wer den Jean Paul im Lande haben sollte. Preußen und Oesterreich schätzten sich's zur Ehre. Aber er schrieb nach München und fragte, was er tun sollte, da Baireuth nun dem Könige gehört, und König und Kronprinz antworteten ihm eigenhändig und dankten ihm, daß er ihnen geschrieben hätte, und haben ihm alles angeboten, was er wollte. Der aber hat nichts als die tausend Taler verlangt, und in Stuttgart ist er alle Sommer. Können Sie sich das vorstellen: die Prinzessinnen hatten ihn da eingeladen, er aber hatte sagen lassen, er ginge immer nur dahin, wohin auch sein Spitz mitgehen dürfte. Darauf schicken sie zwei Lakaien und lassen den Hund abholen und auf Polster legen, und im schönsten Prachtzimmer kommen ihm Prinzen und Prinzessinnen entgegen und streicheln ihn und füttern ihn selbst und tun ihm mehr Ehre und mehr Liebes an als dem Jean Paul selbst. Und so, versichere ich Sie, ist er überall angesehen. Jetzt aber hat ihm eine Fürstin aus Sachsen ihren Wagen bis Hof

entgegengeschickt und ihn zu einer großen Gesellschaft eingeladen; aber wie er in Heidelberg ist honoriert worden, das ist nun ganz unaussprechlich. Aber von den vielen Festereien und der Ehre, da hat er etwas abbekommen – seine Frau wäre auch wohl gern mit dagewesen – und seitdem ist es mit der guten Laune nicht mehr so richtig, und er ist gewiß ein trefflicher Hausvater und liebt Frau und Kind, und sein Sohn ist ein lieber junger Mensch von siebzehn Jahren, und gelernt hat er was, ist auch fleißig, besonders die Sprachen kann er Ihnen – der Vater wird ihn künftig Jahr nach Heidelberg selbst hinbringen, aber den Verstand und den Witz von dem Vater und das schnelle Schreiben, das läßt sich auf der Universität nicht lernen; und ihm ging's anders auf der Universität. Kaum trocken Brot hat er oft gehabt, aber die Reichen haben ihn unterstützt und ihn in ihre warme Stube genommen, daß er dort doch arbeiten können, und das ging, bis er das erste Buch geschrieben und sich Geld verdient und dann ein großer Mann geworden ist. Aber sehen Sie, ob er nun gleich ein so großer Mann geworden, daß er mit Kaisern und Fürsten umgeht, doch bleibt er freundlich gegen jedermann. Sehen Sie, mein Mann, der versteht ihn nicht. Aber grade Sonntags, wenn wir Gäste aus der Stadt kriegen, setzt er sich hier zu uns in die Schenkstube herunter und redet mit den Bürgern das und jenes, daß sie erstaunt sind und nicht wissen, was er will, und doch weiß er sie alle kirr zu machen, daß sie ihn auf den Händen tragen möchten, und dann sagt der liebe Herr: er finde immer weit mehr Verstand bei ihnen, als man glaubte."

159. Frau Rollwenzel zu Wilhelm Müller, Aug. 1826:

. . . Eine schattige Kastanienallee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da, wo er eine scharfe Ecke bildet und sich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirtshause halt, vor dessen Tür uns eine ältliche, wohlbeleibte kleine Frau, mit einem klugen und beredten Gesicht, in einer zwischen

Stadt und Dorf schwankenden Tracht, wie liebe Bekannte begrüßt und zu sich herein ladet. Gute Alte, woran hast du es uns Fremdlingen abgesehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in deine Schenke treten? Du fragst nicht, was wir essen wollen, oder wonach wir dürsten; du führst uns geheimnisvoll die Treppe hinauf, öffnest eine kleine Tür und sprichst zu uns mit Tränen in den Augen und stolzer Freude auf den Lippen: „Das ist die Stube! Hier hat Jean Paul seit zwanzig Jahren fast tagtäglich gesessen und geschrieben; hier an diesem Tische hat er gearbeitet, viel gearbeitet, ach Gott, er hat sich zu Tode gearbeitet. Ich hab' es ihm oft gesagt: ‚Herr Legationsrat, Sie arbeiten sich zu Tode! Schonen Sie sich! Sie halten es nicht lange so aus!' – Wenn ich manchmal um 2 Uhr mit dem Essen fertig war und anklopfte und frug: ‚Herr Legationsrat, befehlen Sie zu speisen?' dann saß er da, die Augen rot und groß aus dem Kopfe herausstehend, und sah mich lange an, eh' er sich besinnen konnte. ‚Gute Rollwenzeln,' sprach er dann, ‚noch ein Stündchen.' Und nach einem Stündchen kam ich wieder, aber der Geist ließ ihn noch nicht zu sich kommen, und wenn er endlich aufstand und die Treppe herunter kam, da schwankte er hin und her, und ich ging, ohne daß er es merkte, vor ihm her, damit er keinen Schaden nähme. Ach Gott, da dachten die bösen Menschen, die ihn nicht kannten, er hätte zuviel getrunken. Aber, so wahr mich Gott selig mache, das war es nicht. Ein Fläschchen Roussillon des Tages über, abends manchmal ein Krug Bier, mehr hat er bei der Rollwenzeln nicht zu sich genommen, einen Ehrentag etwa ausgenommen, wenn er mit einem paar guten Freunden hier war. Ja, denn es konnte es ihm keiner so recht machen wie die alte Rollwenzeln, und er hat viel, sehr viel auf mich gehalten. Aber ich habe ihn auch gepflegt, wie einen Gott auf Erden habe ich ihn angesehn, und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zusammen gewesen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben und verehren können. Ach, das war ein Mann! Und wenn

ich gleich seine Schriften nicht gelesen habe, denn er wollte es nicht haben, so bin ich doch immer so glückselig gewesen, wenn ich hörte, wie sie weit und breit gelesen und gelobt würden, als hätt' ich selber daran geholfen. Und die Fremden, die hierher kamen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrat wollte schätzen lernen. Denn hier in Baireuth haben sie ihn gar nicht zu estimieren gewußt. Aber in Berlin, da haben sie seinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und gelehrte Leute, und da haben sie auch meine Gesundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrat selber aus dem Briefe von Berlin vorgelesen. Und er hatte mir auch versprochen, in seinem neuen Buche sollte ich den Schluß machen. Ach Gott, wenn er nur noch lebte, ich wollte die Ehre, die er mir zugedacht hatte, gar nicht in Rede bringen . . .

Ach Gott, wenn ich bedenke, wie viel der Herr Legationsrat hier, hier auf dieser Stelle geschrieben hat! Und wenn er sich hätte ausschreiben sollen! Funfzig Jahre noch hätte er zu schreiben gehabt, das hat er mir selber oft gesagt, wenn ich ihn bat, sich zu schonen und das Essen nicht kalt werden zu lassen. Nein, nein, so ein Mensch wird nicht wieder geboren. Er war nicht von dieser Welt. Ich habe oft so darüber nachgedacht, und da habe ich einmal zu ihm gesagt: ‚Herr Legationsrat, lachen Sie die alte Rollwenzeln nicht aus: ich habe mir Sie so vorgestellt wie einen Kometen, lauter Licht, und man weiß nicht, wo er hergekommen ist, und wo er bleibt.' Und ein anderes Mal, als er seinen Geburtstag hier feierte, da hab' ich gedacht: Rollwenzeln, du mußt dem Herrn Legationsrat doch auch einmal etwas machen. Da hab' ich auf ein großes schönes Blatt Papier schreiben lassen: A n d i e s e m T a g e s a h e E r d a s L i c h t u n d E r w a r d L i c h t. Wie er sich nun zu Tische setzte, da lagen unter seinem Teller viele Gedichte und Glückwünsche, gedruckte und geschriebene. Und er fing an zu blättern, und wie er meine Schrift in die Hände bekam, da lachte sein ganzes Gesicht vor Freude, und er gab mir

die Hand und sagte: ‚Das ist von meiner guten Rollwenzeln.‘ Gott hab’ ihn selig! Er war’s hier schon. Eine Blume konnt’ ihn selig machen über und über, oder ein Vögelchen, und immer, wenn er kam, standen Blumen auf seinem Tische, und alle Tage steckt’ ich ihm einen Strauß ins Knopfloch. Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besucht’ ihn drinnen in der Stadt, noch ein paar Wochen vor seinem Tode; da mußt’ ich mich ans Bett zu ihm setzen, und er frug mich, wie es mir ginge. ‚Schlecht, Herr Legationsrat,‘ antwortete ich, ‚bis Sie mich wieder beehren.‘ Aber ich wußt’ es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht’ ich: er wird bald nachsterben. Sein Pudel überlebt ihn auch nicht lange, ich hab’ ihn neulich gesehn, das Tier ist nicht mehr zu kennen.

Gott, nun hast du ihn bei dir! Aber ein Begräbnis hat er bekommen, wie ein Markgraf, mit Fackeln und Wagen, und ein Zug von Menschen hinterdrein, man kann’s nicht erzählen. Ich war vorangegangen auf den Gottesacker hinaus, und wie ich so allein vor dem Grabe stand, in das er hinunter sollte, da dacht’ ich mir: Und da sollst du hinunter, Jean Paul? — Nein, dacht’ ich, das ist Jean Paul nicht, der da hinunter kömmt. Und wie der Sarg vor mir stand, da dacht’ ich wieder so: Und da liegst du drinnen, Jean Paul? — Nein, das bist du nicht, Jean Paul. — Sie haben auch eine Leichenpredigt gehalten, und sie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab’ ich sitzen müssen, als ob ich dazu gehörte, und als alles zu Ende war, haben sie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren.“





Jean Pauls und seines Sohnes Grab

Komischer Anhang.

160. Heinrich Voß an Abeken, 27. Juni 1819:

Vor acht Tagen etwa kommt Jean Paul in einen Garten drei viertel Stunden von Stuttgart. Sehr viele genialische und in seinen Geist verliebte Damen, die schon Wind von seinem Kommen gehabt, stürmen auf ihn zu, umwinden ihn mit Rosen und setzen ihm Kränze von Nelken und aufgesparten Lilien auf sein heiliges Haupt. Er ist heiter, redselig, empfindungsvoller als je; alles drängt sich um ihn, seinen geistreichen Gesprächen horchend. Mancher Kuß wird ihm gestohlen, Clorinde und Celia führen ihn in eine schattige Sommerlaube, da muß er Rede stehn über Liane, Idoine, Klotilde; der Himmel verklärt sich den Damen, wie er die Geschöpfe seiner Phantasie ihnen gleichsam ins Leben zaubert. Eine große Kollation wird gebracht, nie hatte Bacchus schönere Gaben gespendet. Nach dem Essen spielt man Pfänder, alles dreht sich um Küsse von Jean Paul, seine Lippen sind die segnenden und gesegneten. Beim Zuhausefahren entspinnt sich Streit unter den Damen, wer ihn in ihren Wagen haben soll. Das Los entscheidet für die Glücklichste. Drei Damen setzen sich zu ihm, eine vierte springt schalkhaft nach, setzt sich dem großen Sänger auf den Schoß und leidet es, daß er sie wonneglühend an sein warmes Herz drückt. Unter hochgeistigen Gesprächen kehren sie in Stuttgart ein. Beim Aussteigen dankt der große Sänger, weinselig und gefühlselig, für den genossenen unvergeßlichen Abend und schließt mit den furchtbaren Worten: „Aber Jean Paul bin ich nicht, meine Holdseligen, Sie müssen es dem Herrn N. N. gütigst verzeihen, daß er Jean Pauls Rolle übernahm, als Sie ohne sein Zutun ihn damit beehrten. Morgen früh reise ich von hier." Und so war es auch. Dieser Pseudojeanpaul war ein Prof. Müller aus Bremen, den mir Prof. Gatterer als einen vierschrötigen, jovialischen, rundbackigen, schinkengenährten Sauphilister mit gutem Maulleder schildert. Jean Paul

ist anfangs sehr entrüstet gewesen über sein nachgefälschtes Ebenbild; aber gleich darauf hat er's lustig gefunden . . . Aber was sagst Du? vor zwei Jahren, als er hier sieben Wochen war, ist er grade zu der Zeit, wie mir ein Student erzählte, auch in Königsberg gewesen. Ich fürchte am Ende, auch wir kennen den rechten nicht und haben uns anführen lassen wie die Damen. Ich muß ihn noch eigens über diesen Punkt befragen.

❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

Quellen und Anmerkungen.

(Römische Ziffern bedeuten den Band. — Alle Personennamen sind im Register erklärt. — Jean Pauls Briefe sind meist nach den auf der Kgl. Bibl. Berlin befindlichen Originalen zitiert.)

1 u. 2. (S. 1.) Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Breslau 1826—33. III, 24 u. 279.

3. (S. 2.) Jean Paul Fr. Richters Leben nebst Charakteristik seiner Werke. Von Heinrich Döring. Gotha 1826. S. 5.

4. (S. 2.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin. Vgl. Wahrheit aus Jean Pauls Leben VI, 66. — Auf diesen Schütze bezieht sich die Stelle am Schluß der Auswahl aus des Teufels Papieren: „Und du, lieber Schz. in H[amburg], wenn du dächtest, der V[erfasser] d[er] G[rönlandischen] P[rozesse] oder R[ichter] könne dich und deine dichterische Schwermut und das Abreisen im b[osischen?] Garten in L[eipzig] vergessen, irrtest besonders." — G. Fülleborn sagt in seinem Schriftlein über Jean Paul (Breslau 1801, S. 11): „Einer seiner vertrauteren Jugendfreunde, ein Herr von Schütz, hat ihn mit ebensoviel biographischer Genauigkeit als freundschaftlicher Wärme geschildert." Ist das dieser Schütze? und wo ist es geschehen? — Oerthel war schon 1786 gestorben.

5. (S. 2.) Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur. Von Ferdinand Josef Schneider. Berlin 1905. S. 282.

6. (S. 3.) Die Gartenlaube. 1863. Nr. 12: „Aus dem rauhen Frühling eines Dichterlebens. Nr. 1." (Die Fortsetzung ist nicht erschienen.) — Die erste Bekanntschaft mit der Familie Köhler geschah 1786. Die in dieser und der folgenden Nummer geschilderten geselligen Zusammenkünfte reichen aber bis in die neunziger Jahre, da Jean Paul auch von Töpen und Schwarzenbach aus oft in Hof zu Besuch war.

7. (S. 5.) Quelle wie 1. IV, 242: „Aus den Mitteilungen einer Jugendfreundin Jean Pauls vom Jahre 1789." Daß Amöne die Verfasserin sei, gibt Spazier (Jean Paul Fr. Richter II, 201) jedenfalls mit Recht an.

8. (S. 5.) Handschrift von Karl Aug. Engelhardt (wahrscheinlich für den Abdruck im „Literarischen Konversationsblatt" bestimmt): Kgl. Bibl. Dresden (Q. 42). — Der Schlußsatz: „Von seinen damaligen Zöglingen lebt noch zu Ölsnitz im Vogtlande die Witwe des kürzlich erst verstorbenen Postverwalters Rabe, welche leicht mehr aus seinem frühern Leben berichten könnte", zeigt, daß hier Schwarzenbacher Erinnerungen zugrunde liegen; Berichterstatterin war jedenfalls Jean Pauls Schwarzenbacher Schülerin Wilhelmine Cloeter, die er 1822 in Dresden wiedersah. Vgl. Nr. 125.

9. (S. 6.) Quelle wie 3. S. 6. Vgl. Dörings Vorwort.

10. (S. 7.) Quelle wie 5. S. 317.

11. (S. 7.) Quelle wie 3. S. 7.

12. (S. 8.) Shakal, der schöne Geist. Fragment einer Biographie aus dem vierzehnten Jahrhundert von dem Araber Albezor . . . Dintenstadt [Leipzig] 1799. — Daß Helfrecht, der damalige Rektor des Hofer Gymnasiums, der Verfasser dieses Pasquills ist, suche ich in einem in der Zeitschrift für Bücherfreunde (Dez. 1912) erscheinenden Aufsatze zu erweisen. — das Schicksal des Thales: der griechische Weise soll einmal über der Betrachtung des Sternenhimmels in eine Grube gestürzt sein. — Daß mit Zulima Amöne gemeint sei, ergibt sich aus der folgenden Charakteristik und der Andeutung von Unstimmigkeiten in ihrer Familie.

16. (S. 10.) Goethe-Jahrbuch. 1883. IV, 231.

18. (S. 11.) Der Gesellschafter. 17. Nov. 1826. 183. Blatt. (Wiederabgedruckt: Berühmte Schriftsteller der Deutschen. I. Berlin 1854. S. 215.) Vgl. Jean Paul an Otto, 19. Juni 1796: „Wieland ließ ein Kompliment an mich durch seinen Sekretär gestern im Lear abgeben." Don Juan wurde während Jean Pauls damaliger Anwesenheit überhaupt nicht gegeben (vgl. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817; Hamburg und Leipzig 1891); vielleicht wurde im Zwischenakt etwas daraus gespielt?

19. (S. 11.) Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Hg. von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Leipzig 1861/62. I, 207. — einen Bruder von achtzehn Jahren: Samuel; die beiden andern, Gottlieb und Adam, waren nicht mehr bei der Mutter.

20. (S. 12.) Aus Herders Nachlaß. Hg. von Heinrich Düntzer und Ferd. Gottfried von Herder. Frankfurt a. M. 1857. II, 442.

21. (S. 12.) Deutschland. IV. Berlin 1796. 10. Stück: „Briefe auf einer Reise durch Franken, im Julius und August 1796 geschrieben." Verfasser und Datum konnte ich aus einem ungedruckten Billet Jean Pauls an Otto erschließen. Vgl. auch Goethe-Jahrbuch 1906, XXVII, 264. — S. 14. über Goethes moralischen Charakter: Jean Paul schreibt in dem angeführten Billet: „Von Goethe hat er [Reichardt] mir viel Neues, aber lauter Schlimmes erzählt."

22. (S. 15.) Zeitung für die elegante Welt. 12. Nov. 1840. Nr. 222. S. 886. Vgl. Jean Paul an Otto, 4. Nov. 1797: „Donnerstag abends war ich im Konzertsaal . . . Noch um 8 Uhr kam zu mir ein Mensch ohne Hut mit straubigem Haar, aphoristischer Stimme und Rede, frei und sonderbar (Thriot, ein Violinist und Philolog), und machte den beschwerlichen Sonderling, weil er mich für einen hielt. Sein zweites Wort war, er bitte mich, das Logis zu verlassen, weil er mit mir unter einem Dache wohne und öfters komme . . ." S. 16. Hildegard von Hohenthal, musikalischer Roman von Heinse. Berlin 1795 96. — S. 17. Gedichte im achten Bande: von Goethes Schriften, Leipzig (Göschen) 1787—90. — In der Geschichte der Vorrede zu Quintus Fixlein hat er niemand gemeint: nämlich mit dem darin auftretenden Kunstrat Fraischdörfer, in dem man Schlegel zu erkennen glaubte und glaubt; vgl. E. Berend, Jean Pauls Ästhetik, Berlin 1909, S. 16f. — „Schneider", „Hoffmann": Hesperus, 1. Aufl. (1795) I, 111, II, 278.

23. (S. 18.) Handschrift: Herr Kommerz- und Admiralitätsrat Dr. W. Abegg, Berlin. (Mir lag nur eine im Besitz von Frau Julie Abegg in Wiesbaden befindliche Abschrift vor.) Vgl. H. Deiters Aufsatz im Euphorion, 1909, XVI, 738. — S. 22. Herders neueste christliche Schrift: wohl „Vom Geiste des Christentums", Riga 1798. — S. 23. Emanuel: vielleicht denkt Jean Paul hier an seinen jüdischen Freund Emanuel Osmund, den er jedoch erst nach Vollendung des Hesperus kennen gelernt hatte. — Feind: Abegg schreibt Freund, wohl eine Verwechslung.

24. (S. 24.) Garlieb Merkel: Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche. 1. Heft. Riga 1812. S. 92. Vgl. Jean Paul an Otto, 16. Mai 1798. (Merkel und Jean Paul lebten in grimmiger literarischer Fehde.)

25. (S. 24.) Wilhelm Dilthey: Aus Schleiermachers Leben. Berlin 1858—63. III, 76. Jean Paul hatte in Dresden mit Karoline „ein ganzes Souper verstritten" (an Otto, 8. Juni, 15. Aug. 1798).

26. (S. 25.) Literarisches Konversationsblatt. 27. Mai 1826. Nr. 122.

27. (S. 27.) Handschrift: Hof- und Staatsbibl. München.

28. (S. 27.) Quelle wie 19. I, 247f.

29. (S. 27.) Quelle wie 24. S. 95. Vgl. Jean Paul an Otto, 2. Sept. 1798: „Ich wollte nach Gotha reisen, . . . durfte Sonnabends nicht fort, war schon auf den Sonntag beredet, als Merkel kam und mich im Wagen mitnahm."

30. (S. 28.) Nach Jean Pauls Bericht an Otto (2. Sept. 1798) hatte vielmehr Goethe gesagt, „er könne sechs Monate seine Arbeit voraussagen, weil er sich zu einer solchen Stimmung der Stimmung durch gescheute leibliche Diät vorbereite".

31. (S. 28.) Quelle wie 19. I, 249.

32 u. 33. (S. 29.) K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Leipzig 1835. II, 296 u. 275.

34. (S. 29.) Karl Aug. Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838. I, 231.

35. (S. 29.) Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder. Gesammelt und beschrieben von Maria Karolina von Herder, geb. Flachsland. Stuttgart und Tübingen 1830. II, 244.

36. (S. 30.) Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich Schubert. Erlangen 1854/55. I, 285.

37. (S. 30.) Quelle wie 32. I, 244.

38. (S. 31.) Heinrich Düntzer: Charlotte von Stein, Goethes Freundin. Stuttgart 1874. II, 105.

39. (S. 31.) Elysium und Tartarus. 6. April 1806. Beilage zu Nr. 28. S. 114. (Max Hecker und Julius Petersen, Schillers Persönlichkeit, Weimar 1904—09, III, 410.) Vgl. Jean Paul an Otto, 27. Jan. 1799: „Noch in keinem Jahre stritt und trank ich so viel; mit Schiller neulich bis um 12 Uhr nachts." Die Erstaufführung der Piccolomini war am 30. Jan. 1799.

40. (S. 31.) Quelle wie 34. I, 234.

41. (S. 32.) Quelle wie 18.

42. (S. 33.) Quelle wie 19. I, 254.

43. (S. 34.) Caroline. Hg. von G. Waitz. Leipzig 1871. II, 90. (Diese und die folgende Nummer lassen sich nicht genau datieren.)

44. (S. 34.) Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Leipzig 1856. S. 48. — S. 35.

nach dem Kochschen Lehrbuche: „Anfangsgründe des peinlichen Rechts vom Geheimen Rat und Kanzler Koch." Jena und Leipzig 1790. § 449.

45. (S. 36.) Quelle wie 32. III, 17. — drei Prinzessinnen: die drei Schwestern der Königin Luise: Charlotte, Herzogin von Hildburghausen, Therese, Fürstin von Thurn und Taxis, und Friederike, Fürstin von Solms. (Letztere lebte in Ansbach.)

46. (S. 36.) Quelle wie 19. I, 259.

47. (S. 36.) Sophie von La Roche: Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahr 1799. Leipzig 1800. S. 84.

48. (S. 36.) Karl Weinhold zum 26. Okt. 1893. Privatdruck von Erich Schmidt. S. 10.

49. (S. 37.) Euphorion. 3. Ergänzungsheft (1897). S. 214. (Es ist zu berücksichtigen, daß der ganze Brief in sehr übler Laune geschrieben ist.)

50. (S. 38.) Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen von Rudolf Köpke. Leipzig 1855. I, 264.

51. (S. 38.) „Eine Sommerreise". (1834.) Ludwig Tiecks gesammelte Novellen. Berlin 1852—54. VII, 45. (Möglicherweise auch erst in die Berliner oder Dresdner Zeit zu setzen.)

52. (S. 38.) Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Hg. von Dr. Adolf Heuermann. Weimar 1904. S. 247.

53. (S. 39.) Quelle wie 38. II, 127.

54. (S. 39.) Quelle wie 25. III, 173. — die Stelle vom Sterben der Freunde: am Schluß des 4. Monologs („Aussicht"). Vgl. Schleiermacher an Brinckmann, 9. Juni 1800: „. . . ich dachte, als ich sie niederschrieb, daß er [Jean Paul] sie lieben müßte." — in so schlechter Gesellschaft: der Herdersche Kreis ist gemeint.

55. (S. 40.) Quelle wie 25. I, 258. (Das Datum, 26. Mai, bezeichnet wohl nur den Anfang des Briefes.)

56. (S. 40.) Quelle wie 25. IV, 70. — Polemik gegen den Idealismus: in der „Clavis Fichtiana" (1800), die ursprünglich für den „Komischen Anhang zum Titan" bestimmt war.

57. (S. 41.) Briefe an Ludwig Tieck. Hg. von Karl von Holtei. Breslau 1864. III, 257. (Der Brief muß in diese Zeit fallen, obgleich mir von einem damaligen Berliner Aufenthalte Schlegels sonst nichts bekannt ist.)

58. (S. 41.) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834. I, 203.

59. (S. 42.) Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers von F. L. W. Meyer. Hamburg 1819. II, 1, 188f.

60. (S. 42.) Memoiren des kgl. preußischen Generals der Infanterie Ludwig Freiherrn von Wolzogen. Leipzig 1851. S. 13.

61. (S. 43.) Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Hg. von J. Fürst. Berlin 1850. S. 169. (Dieser und der folgende Bericht beziehen sich z. T. schon auf Jean Pauls ersten Besuch in Berlin.)

62. (S. 43.) Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Leipzig 1858. I, 142ff. (Helminas Angaben sind mit Vorsicht aufzunehmen.) — S. 44. „Agnes von Lilien" von Karoline von Wolzogen (1798). — damals auch nicht von Herder: es herrschte damals eine vorübergehende Verstimmung zwischen Jean Paul und Herder. — „Die Schwestern von Lesbos" von Amalie von Imhoff (1800). — S. 45. Klotilde ist das Abbild meiner ersten Jugendfreundin: welche von Jean Pauls Hofer Freundinnen das sein soll, ist nicht zu entscheiden; die ganze Angabe ist unwahrscheinlich.

63. (S. 47.) Ferdinand Delbrück. Ein Lebensumriß von Dr. Alfred Nicolovius. Bonn 1848. S. 8. Vgl. Jean Paul an Böttiger, 1. März 1801: „Ich sehe Delbrück, den Prinzenmentor, oft."

64. (S. 47.) Quelle wie 43. II, 117.

65. (S. 47.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin. Vgl. Wahrheit aus Jean Pauls Leben VI, 208.

66. (S. 48.) Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Von August Henneberger. Einladungsschrift des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen. 1863. S. 12ff. (Hauptsächlich nach Mitteilung der Tochter des Präsidenten Heim.)

67. (S. 49.) Gedichte von Arnoldine Wolf, geb. Weissel, mit dem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte derselben, hg. von Dr. Wiß. Schmalkalden 1817. (Vgl. E. Berend, „Jean Paul in Kassel", Hessenland Juli 1912, Nr. 13.)

68. (S. 50.) Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette von Bissing. Berlin 1889. S. 78. (Das Datum scheint nicht genau zu stimmen, da Jean Paul schon am 15. Juli wieder aus Meiningen an Otto schreibt.)

69. (S. 50.) Quelle wie 57. I, 322.

70. (S. 50.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin. (Der Anfang des Briefes fehlt. Ernestine war bei Richters zu Besuch, um ihrer Schwester im zweiten Wochenbette Beistand zu leisten.) — S. 51. beim Minister: Kretschmann.

71. (S. 51.) Die Gartenlaube. 1863. Nr. 9. S. 144. — S. 53. Blitze: in Jean Pauls Nachlaß (Kgl. Bibl. Berlin) finden sich zahlreiche lose Blätter mit der Überschrift „Blitze", d. h. plötzliche, unvermutete Einfälle, im Gegensatz zu den durch Nachdenken und „Heuristik" erzielten.

72. (S. 53.) „Jean-Pauliana." Von Karl Bartsch. Vom Fels zum Meer. 1888. XIV, 239. — S. 54. Schiller habe sich nach Berlin begeben: Schiller war vom 1. bis 18. Mai 1804 in Berlin, wo man ihn zu halten suchte. — S. 55. nach einer Äußerung in den biographischen Belustigungen: S. 241 der Originalausgabe von 1796. — S. 57. Programmen zur Ästhetik: so sollte ursprünglich der Titel der „Vorschule der Ästhetik" lauten. — „Die Geliebten und die Schönen": Tiecks „Minnelieder" (1803), S. 281 („Gedichte", Dresden 1821—23, I, 156). — „Pergolese": Tiecks „Phantasus" (1812—17) II, 441 („Gedichte" II, 12). Der mit Tieck befreundete Le Pique kannte das 1802 entstandene Sonett wohl aus der Handschrift. — S. 58. Der Freimütige und der Elegante: die von Kotzebue herausgegebene Zeitschrift „Der Freimütige" und die von Jean Pauls Schwager Spazier geleitete „Zeitung für die elegante Welt" lagen in erbitterter Fehde. — S. 59. Vid. das letzte Heft der Adrastea: gemeint ist wohl der Aufsatz über das Drama im vorletzten (11.) Stück von Herders „Adrastea" (1803).

73—76. (S. 60f.) Abendzeitung. Jan. 1843. Nr. 5, 9, 13, 15. — S. 60. Richter will bald über Ehe, Weiber usw. schreiben: wohl in der Levana.

77. (S. 61.) Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von N. von Stackelberg. Heilberg 1882. S. 34. (Die Namen der beiden Freunde sind von Jean Paul in ein in seinem Nachlasse befindliches „Personen"-Buch unterm Jahre 1808 eingetragen.)

78. (S. 63.) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Mannheim 1837—59. III, 64. (Von bekannter Unzuverlässigkeit.) — Ähnlichkeit mit ihrer Schwester: Minna Spazier, die V. in Dresden kennen gelernt hatte. — „Die Versuche und Hindernisse Karls", Leipzig 1808. Ein von Varnhagen, Neumann, Fouqué und Bernhardi gemeinsam geschriebener Roman, worin S. 185ff. Jean Paul auftritt. — S. 65. Adam Müllers Vorlesungen: „Über die

deutsche Wissenschaft und Literatur", Dresden 1806; „Von der Idee der Schönheit", Berlin 1809. — S. 67. Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel: sie sind leider in seinem Nachlasse nicht erhalten. — S. 68. der neueste Cottasche Damenkalender: „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809". — eine „Hölle": davon ist sonst nichts bekannt. — S. 69. das Darstellen von Gegenden und Landschaften: vgl. „Vorschule der Ästhetik", § 80 der 2. Auflage. — Schweizerische Gegenden hat Jean Paul meines Wissens nie geschildert. — S. 70. Johannes von Müllers Katastrophe: bekanntlich war der berühmte Schweizer Historiker in französische Dienste getreten, hatte aber den Schritt bald bereut. — Ode von Stägemann gegen Napoleon: wohl das 1807 entstandene, in den „Kriegs-Gesängen aus den Jahren 1806—1813" (Deutschland 1813) S. 36 abgedruckte Gedicht „Eine Geisterstimme". — S. 71. Bildchen auszuschneiden: V. war ein geschickter Silhouetteur. — S. 72. Erzählung vom Schneider Tonelli: „Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli" im 8. Bande der „Straußfedern" (1798). Tieck gab später (in der Vorrede zum 6. Bande seiner Schriften) selber einen Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts als Quelle an. — die Schlegel im Athenäum: A. W. Schlegel im „Literarischen Reichsanzeiger" im 4. Heft (1799).

79. (S. 75.) Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Hg. von Albertina Baronin de la Motte Fouqué. Berlin 1848. S. 25.

80—82. (S. 75 ff.) Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mitteilungen. III. Jean Paul Friedrich Richter. Hg. von Z. Funck. Schleusingen 1839. S. 9 ff. (Unzuverlässig.) — Über die Porträts Jean Pauls s. unten S. 327 f. — S. 78. in einem andern Hause: Jean Paul wohnte in Baireuth, bevor er im Sept. 1811 in das S. 157 abgebildete Haus zog, erst in der Schloßapotheke am Markt (jetzt Maxstr. 16), dann Friedrichstr. 420 (jetzt Nr. 12) bei Justizkommissär Fischer. — S. 84. „Galgenreden usw.": Erfurt 1800 und Berlin und Leipzig 1801. — S. 85. Zeichnung Goethes von Rabe: s. Goedekes Grundriß, 3. Auflage, IV, 2, 242. — S. 92 ff. Pfarrer Österreicher war mit Jean Paul bis zu seinem Tode befreundet; die hier geschilderte Szene ist von Kunz aus persönlicher Gehässigkeit offenbar stark übertrieben.

83. (S. 96.) Biographie des Doktor Friedrich Wilhelm von Hoven. Nürnberg 1840. S. 258. (Jean Paul erwähnt den „köstlichen Schwaben, Medizinalrat van Hofen" an Otto 13. Juni, an Karoline 21. Juni 1812.)

84. (S. 96.) Reinhold Steig: „Bei Jean Paul 1815". Euphorion, 1907. XIV, 355.

85. (S. 98.) Henrik Steffens: Was ich erlebte. Breslau 1840—44. VIII, 158.

86. (S. 99.) Aquarellen aus dem Leben. Von August Lewald. Mannheim 1836—37. I, 65f. 73f. (Unzuverlässig.) — die Bürger deklamierte: Elise Bürger, geb. Hahn, zog nach ihrer Scheidung als Deklamatrice durch Deutschland. Nach Kunz' Erinnerungen (III, 59f.) war sie eine begeisterte Verehrerin Jean Pauls, der seinerseits nicht viel von ihr wissen wollte. — S. 100. „Namen nennen dich nicht": Gedicht von Wilhelm Ueltzen (1786). Die 1797 entstandene, um 1800 gedruckte sentimentale Komposition von Andreas Kretschmer trug den Titelzusatz: „Jean Pauls Lieblingslied". Eine im Morgenblatt 1812, Nr. 1, erschienene Komposition von Ludwig Berger bezeichnete sogar Jean Paul als Verfasser. (Max Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, II, 367.)

87. (S. 102.) „Der Besuch eines Kurländers bei Jean Paul im Jahre 1816". Baltische Monatsschrift, Dez. 1899. XLVIII, 370. — S. 104. Wolkes „Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zuwenigst zwanzig) Tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart", Dresden 1812. Vgl. Jean Pauls „Bußpredigt . . ." im 2. Bande der Herbstblumine. — S. 105. Wolfarts „Mesmerismus", 2 Teile (der 2. die Anmerkungen enthaltend), Berlin 1814; „Erläuterungen zum Mesmerismus", Berlin 1815. — S. 106. Wienholt, „Heilkraft des tierischen Magnetismus", 1802—03. — Wolfarts Krankengeschichte: gemeint ist wohl die „Geschichte einer sehr komplizierten nervösen Krankheit, nebst den darin hervorgebrachten lebensmagnetischen Krisen" im 4. Bande (Aug. und Sept. 1812) der von W. herausgegebenen medizinischen Wochenschrift „Asklepieion". — S. 107. Mittel zum Einschlafen: vgl. den Aufsatz „Die Kunst, einzuschlafen" im 1. (später 2.) Bändchen von Katzenbergers Badereise. — S. 108. einen meteorologischen Aufsatz: „Der allzeit fertige oder geschwinde Wetterprophet", Morgenblatt, Juli 1816. — S. 109. Hoffmanns „Undine" wurde am 1. Aug. 1816 in Berlin zum erstenmal gespielt. — Franz Horns Erzählung „Der ewige Jude" in dem von Fouqué herausgegebenen „Frauentaschenbuch auf das Jahr 1816", das außerdem eine dramatische Szene „Die Zauberer und der Ritter", Gedichte u. a. von Fouqué, eine Erzählung „Der Zypressenkranz", eine Vision „Der Abtrünnige" u. a. von Karoline von Fouqué, aber nichts von Lafontaine enthält.

88. (S. 113.) Der Gesellschafter. 29. März 1826. 50. Blatt. S. 252.

89. (S. 114.) Handschrift: Hof- und Staatsbibl. München. Zur Beurteilung der Briefe von Heinrich Voß diene folgende Charakteristik aus der Feder seines Freundes Abeken: „Nicht leicht hat es einen gemütlicheren, das

Mitzuteilende lebendiger schildernden Briefschreiber gegeben als diesen Voß . . . Er hatte eine eigentümliche Phantasie, die sich besonders darin äußerte, daß, wenn er von einem Menschen eingenommen war und darüber einem Freunde schrieb, diese Berichte von seiner Phantasie gefärbt waren, wobei er jedoch sich selbst überredete, er schreibe die volle Wahrheit und Wirklichkeit . . . Was er in seinen Briefen berichtete, war im wesentlichen Wahrheit, die nur durch jene gemütliche Überspannung die eigentümliche Färbung gewann . . ." — Kürzere, vielfach wörtlich übereinstimmende Berichte über Jean Pauls Besuch sandte Voß auch an Abeken, 21. Juli 1817 (Handschrift: Kgl. Bibl. Dresden) und an Konrektor Wolff, Anfang Aug. 1817 (Handschrift: Frl. Marie Strodtmann in Ploen); die wichtigeren Abweichungen oder Ergänzungen sind in Fußnoten mitgeteilt. — Die genauen Daten dieser und der folgenden Nummern sind den Briefen Jean Pauls an seine Frau, sowie einem in seinem Nachlasse befindlichen Tagebuch der Heidelberger Reise entnommen. — Auf diesem ersten „Mordbrief" (wie ihn Heinrich nennt), der nach damaliger Gewohnheit bei den übrigen Freunden zirkulierte, ist von Abraham Voß vermerkt: „Sei vorsichtig mit diesen Briefen, wer sie auch lesen möge. Es sind traute, unverhohlene Herzensergießungen." Die folgenden Briefe tragen ähnliche Vermerke von Heinrichs Hand. — S. 115. ich fand den Brief geschrieben: er ist abgedruckt in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" VIII, 92. — S. 116. Aufsätze für Cotta: Jean Pauls kleinere Aufsätze erschienen damals meist im Cottaischen Morgenblatt oder in dem von Cotta verlegten „Taschenbuch für Damen". — von meinen Eltern: diese waren damals nach Norddeutschland verreist. — vor [7?] Uhr: die Zahl ist durch ein Loch im Papier vernichtet. — Shakespeares Autolycus: „Wintermärchen", 4. Akt, 2. Szene. — S. 118. meine Shakespeareübersetzungen: er hatte schon 1810—15 mit seinem Bruder Abraham zusammen „Schauspiele von William Shakespeare" in drei Teilen erscheinen lassen und sie Jean Paul zugeschickt; jetzt arbeitete er an einer vollständigen Übersetzung, an der wieder Abraham und bald auch der Vater teilnahmen, und die 1818—29 in neun Bänden erschien. — S. 120. in der neuen Ästhetik: von der „Vorschule der Ästhetik" war 1813 eine zweite Auflage erschienen; eine dritte kam nicht mehr, sondern nur 1825 eine „Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule", worin aber der Vossischen Übersetzung nicht gedacht wird. — meine Falksrezension: Johannes Falk hatte 1811 eine Übersetzung von Shakespeares „Koriolan" („Römisches Theater der Engländer und Franzosen", 1. Band) erscheinen lassen, die Voß in den Heidelberger Jahrbüchern 1812, Nr. 2, humoristisch rezensiert hatte. — S. 120f. Einem alten Geistlichen in Baireuth: Superintendent Kapp. Vgl. J. P. an seine Frau, 20. Aug. 1817: „Lebt mein guter Kapp noch, so stell' ich ihn gewiß her." Er war

aber schon am 18. Aug. gestorben. — S. 122. ein Pfarrer: wahrscheinlich Dittenberger. -- S. 126. das Diplom: es ist abgedruckt in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" VIII, 95. — S. 127. Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften wurde Jean Paul erst 1820. — S. 128. den seligen Wagner: der 1812 gestorbene Ernst Wagner hatte in seinem letzten Werke, „Lebenserfahrungen und Weltansichten" (1811), religiöse Fragen behandelt, auch einen „Jesus von Nazareth" begonnen.

90. (S. 129.) Morgenblatt. 21. Juli 1817. S. 692. (Unterzeichnet: H.....) — In Jean Pauls Nachlaß findet sich noch die Abschrift eines von Carové verfaßten Berichtes über die Feier mit dessen Rede und dem Text des gesungenen Liedes.

91. (S. 130.) Richard Rothe. Ein christliches Lebensbild, entworfen von Friedrich Nippold. Wittenberg 1873. I, 49.

92. (S. 131.) Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—1819 von Theodor von Kobbe. Bremen 1840. I, 25. — „Hecht": der Gasthof, in dem Jean Paul bis zum 20. Juli wohnte, an welchem Tage er in das Haus des Professors Schwarz übersiedelte.

93. (S. 132.) Zeitung für die elegante Welt. 29. u. 30. Sept. 1817. Vgl. Jean Paul an H. Voß, 5. Nov. 1817: „Schumachers Darstellung in der eleganten Zeitung ist (seine Paulolatrie abgerechnet, die auch deine Ketzerei ausmacht) vortrefflich . . ."

94. (S. 135.) Handschrift: Hof- und Staatsbibl. München. (Vgl. zu Nr. 89.) — S. 138. Aristophanes: Heinrich arbeitete am Kommentar zu der A.-Übersetzung seines Vaters, die 1821 in drei Bänden erschien.

95. (S. 139.) „Jean Paul in Heidelberg." Von Karl Bartsch. Nord und Süd. April 1885. XXXIII, 85.

96. (S. 139.) Handschrift: Hof- und Staatsbibl. München. — S. 140. wieviel Locken ihm fehlten: vgl. dagegen J. P. an seine Frau, 3. Aug. 1817: „. . . an meine [Haare] wagt man sich nicht, ausgenommen der treffliche Dittmar für seine Mutter in Liefland."

97. (S. 140.) Handschrift: Frl. Marie Strodtmann in Ploen.

98 u. 99. (S. 142 f.) Handschrift: Hof- und Staatsbibl. München. — S. 143. Erzieher des Prinzen von Waldeck: August Schumacher. — S. 145. Wamboldt: vgl. J. P. an Otto, Baireuth, 12. Okt. 1796: „Ich habe einen sehr schönen und klugen Domherrn (Wamboldt) bei der Kropf fast jeden Tag gesehen. Bei dieser ist's das alte Himmelsleben: nur daß Wamboldt ihr pastor fido ist, wodurch Ahlefeld ein pastor infido ge-

worden." — S. 146. bei Frau Hofrätin Dapping: vgl. Bartsch a. a. O. (Nr. 95), S. 88: „Eine würdige Matrone, Frau Kirchenrätin Umbreit, hat es mir selbst kürzlich erzählt, daß Jean Paul sie geküßt habe. Sie war in der Pension, welche die Hofrätin Dapping mit ihrer nicht mehr jugendlichen Tochter Sophie leitete, mit elf anderen jungen Mädchen zusammen . . . Jean Paul zu Ehren wurde ein kleiner Ball veranstaltet, bei welchem der Dichter den jungen Mädchen Likör in den Tee goß und sie alle der Reihe nach küßte." — S. 148. Schwarzei: das von Schwarz geleitete Knabeninstitut. — S. 149. Uhland machte damals nach Auflösung der württembergischen Landstände eine Erholungsreise den Neckar hinab nach Heidelberg und Worms. — „Volligen Beköstigungen": Vers 697; in Voß' Übersetzung II, 286. Vgl. Goethe-Jahrbuch 1884, V, 84.

100. (S. 150.) Quelle wie 95. S. 93. J. P. notiert im Heidelberger Reisetagebuch unterm 21. Aug.: „Die sterbende Maria von Eyk, Christophel und Christus von Hämeling." Letzteres ist wahrscheinlich die jetzt in Schleißheim befindliche Kopie des Berliner Christuskopfes von Jan van Eyk; Christophel der bekannte Christophorus von Dirk Bouts in der alten Pinakothek in München; die sterbende Maria das bekannte Bild vom „Meister des Todes der Maria" ebendort.

101. (S. 150.) Handschrift: Hof- und Staatsbibl. München. — S. 154 Max nicht vor dem neunzehnten Jahre auf die Universität zu schicken: leider geschah das doch; er kam mit noch nicht 16 Jahren aufs Lyzeum in München, ein Jahr später auf die Universität Heidelberg. Sein frühes Ende erklärt sich zum Teil hieraus. — S. 155. der eine Bruder, ein Barbier: Adam, im Dez. 1816 gestorben. Im Besitz von Herrn Apotheker Dr. Schmidt in Wunsiedel befindet sich folgendes, von dem verst. Wunsiedler Bürgermeister Landgraf ausgestellte Attest: „Einer von den verlornen Brüdern, Adam oder Samuel, lebte noch in den Jahren 1815—18 in der Gemeinde Meyenberg oder Donndorf bei Baireuth als liederlicher, immer betrunkener Badergesell, wo er dem Badermeister, bei welchem ich praktizierte, viel Plage machte, während die Brüder, Jean Paul und der Aufschläger, nichts von ihm wissen wollten." — Den andern Bruder: Samuel; er starb (nach „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" VI, 12) 1807 in einem schlesischen Militärspital. — Noch einen Bruder: Gottlieb, der als Unter-Aufschläger und Rendant in Sparneck, später in Baireuth lebte. — S. 156. Die grönländischen Prozesse erschienen 1783. — Ich wußte, es mußte gut gehn: auch zu Spazier (II, 52) äußerte Jean Paul: „Ich wußte damals in Leipzig, daß ich es durchsetzen würde." — sei noch ein wenig glücklicher: d. h. heirate!

102. (S. 156.) Görres' gesammelte Briefe. München 1874. II, 539.

103. (S. 157.) Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817—1819. Aus dem Schwedischen [„Minnen fra Tyskland och Italien"] übersetzt von Franz Maurer. Berlin 1867. S. 109. — S. 159. hüftlahm: wohl eine Verwechslung mit Leibgeber-Schoppe. — S. 160. die schwedischen Sommernächte: vgl. „Das Glück eines schwedischen Pfarrers" in den Flegeljahren, Nr. 3. — Mit Brentano war J. P. meines Wissens persönlich nicht bekannt; daß dieser sich aber in der Figur Roquairols (im Titan) wiedererkannte, berichtet auch sein Biograph (Diel-Kreiten I, 229). — S. 161. Der Zug aus Goethes Kindheit: „Dichtung und Wahrheit", 2. Buch, wo aber nicht vom Vater, sondern vom Großvater die Rede ist. Diese Bemerkung Jean Pauls wirft übrigens Licht auf die Entstehung seines „Kometen", dessen Held gleichfalls auf der Suche nach seinem unehelichen fürstlichen Vater ist. Der erste Band von Goethes Autobiographie erschien 1811; und am 29. Sept. dieses Jahres geschah die Konzeption des „Kometen" (Spazier V, 139).

104. (S. 162.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin. — Meine Urteile über Goethes Lebensbeschreibung: Heidelberger Jahrbücher, 1812, Nr. 15; 1813, Nr. 5 f; 1814, Nr. 41; unterzeichnet JMO.

105. (S. 163.) Handschrift: Kgl. Bibl. Dresden.

106. (S. 163.) Seufferts Vierteljahrsschrift. 1890. III, 353. — S. 166. mit ihm allein im Garten: es handelte sich wohl um die Unstimmigkeiten, die zwischen Jean Paul und seiner Frau wegen seines Verhältnisses zu Sophie Paulus eingetreten waren. — Papas Leben: „Abriß meines Lebens." Als Manuskript für Freunde gedruckt, Rudolstadt 1818.

107. (S. 166.) Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. II, 224.

108. (S. 166.) Handschrift: Frl. Marie Strodtmann in Ploen. (Vgl. Wilh. Herbst, „Joh. Heinr. Voß", II, 149 f.)

109. (S. 167.) Quelle wie 92. I, 24 f. — A. W. Schlegel vermählte sich am 30. Aug. 1818 mit Sophie Paulus; die Gatten trennten sich aber unmittelbar nach der Hochzeit und wurden bald offiziell geschieden.

110. (S. 168.) Quelle wie 95. S. 98. Vgl. J. P. an seine Frau, 23. Juni 1818: „diesen Morgen besuchte mich der schöne edle Engländer Pickfort und lud mich für den Abend auf sein Landhaus ein."

111. (S. 168.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin.

112. (S. 170.) Handschrift: Kgl. Bibl. Dresden. — S. 171. Großvater:

Tribunalrat Mayer in Berlin. — zur Frau Rollwenzel ...: Voß wiederholt hier wörtlich die Stelle aus Karolinens Brief an seine Mutter, oben S. 169.

113. (S. 172.) Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Hg. von Abraham Voß. Heidelberg 1833. S. 76. — ein Buch über diese Gegenstände: wohl die unvollendete Schrift „Wider das Überchristentum", die nach Jean Pauls Tode im „Papierdrachen" veröffentlicht wurde.

114. (S. 172.) Handschrift: Kgl. Bibl. Dresden. (Wahrscheinlich in diese Zeit zu setzen.)

115. (S. 173.) Drei Sommer in Löbichau. 1819—21. Von Emilie von Binzer. Stuttgart 1877. S. 69.

116. (S. 171.) Heinrich Eberhard Gottl. Paulus und seine Zeit. Von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Stuttgart 1851. II, 311. — Vgl. zu 109.

117. (S. 173.) Ludwig Geiger: „Neues von, an und über Jean Paul." Zeitschrift für Bücherfreunde. 1899. III, 94.

118. (S. 174.) Handschrift: Prof. Ludwig Geiger. (Vgl. Neue freie Presse, 6. Juni 1897.) — S. 176. Danneckers Christus: eine jetzt in Petersburg befindliche Kolossalstatue, an der D. von 1816—24 arbeitete.

119. (S. 176.) Quelle wie 117. III, 95. — S. 177. Boisserées Bilder waren im Frühjahr 1819 von Heidelberg nach Stuttgart in ein vom König von Württemberg zur Verfügung gestelltes Haus überführt. — S. 178. „Le coeur humain dévoilé", das berühmte und berüchtigte Hauptwerk von Rétif de la Bretonne.

120. (S. 178.) Quelle wie 61. S. 174.

121. (S. 179.) Gustav Parthey: Jugenderinnerungen. Neu hg. von Ernst Friedel. Berlin 1907. II, 393.

122. (S. 180.) Anselm Feuerbachs Leben, Briefe und Gedichte. Hg. von Henriette Feuerbach. Braunschweig 1853. S. 33. — Feuerbach (der Sohn des Kriminalisten und Vater des Malers) litt damals, wie später noch, an schwerer Gemütsverstimmung. — Aphorismen: vgl Jean Pauls Aufsatz: „Briefblättchen an die Leserin des Damentaschenbuchs bei gegenwärtiger Übergabe meiner abgerissenen Gedanken vor dem Frühstück und dem Nachtstück in Löbichau", erschienen im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821".

123. (S. 180.) Quelle wie 115. S. 70. — Tannenfeld: ein eine halbe Stunde von Löbichau entferntes Schlößchen, wo damals die drei Töchter

der Herzogin von Kurland, die Fürstin Pauline von Hohenzollern, die Herzogin Johanna von Acerenza und die Herzogin Wilhelmine von Sagan, wohnten. — „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten“: erschienen im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1816“, dann im dritten Bande der „Herbstblumine“ (1820).

124. (S. 181.) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Hg. von Laubmann und Scheffler. Stuttgart 1900. II, 360.

125. (S. 182.) „Jean Pauls Persönlichkeit.“ Konversationsblatt. Dritter Jahrgang. Wien 1821. I, 11. 59. (Unterzeichnet: B.) — S. 183. er wird Goethen besuchen: das hatte J. P. in diesen Jahren wiederholt vor, kam aber nicht dazu. — Maximilian, der in München studiert: Max besuchte seit dem Herbst 1819 das Lyzeum in München, um sich auf das Studium der klassischen Philologie vorzubereiten. — einem Geistlichen: s. die Anmerkung zu 89, S. 120 f. S. 184. er wird selbst eine Auswahl aus seinen Schriften veranstalten: von einem solchen Plane ist mir nichts bekannt. — ein kleines Werkchen: vgl. die „Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule“ (1825), § 1.

126. (S. 184.) Quelle wie 121. II, 410.

127. (S. 185.) Quelle wie 80. S. 99. (Kunz schreibt irrig: 1820.) — S. 186. sein sogenanntes Lieblingslied: s. die Anmerkung zu 86, S. 100. — S. 187. die Anekdote mit dem Eichhörnchen: s. J. P. an Otto, 22. Mai 1808.

128. (S. 187.) Ludwig Rellstab: Aus meinem Leben. Berlin 1861. II, 10. (Vorher im Morgenblatt, Okt. 1839.) — S. 192. da ich bald abreisen will: nach Heidelberg und an den Rhein; er gab aber den Plan des schlechten Wetters wegen wieder auf. — S. 193. Andromache: s. Rellstabs gesammelte Schriften, Neue Ausgabe, Leipzig 1860, XII, 49 — S. 194. die Voßsche Übersetzung des Shakespeare: s. die Anmerkung zu 89, S. 118. — S. 199. ein gedrucktes Urteil über Walter Scott: vielleicht ist die Stelle am Anfang des 21. Kapitels des „Kometen“ gemeint.

129. (S. 206.) Handschrift: Kgl. Bibl. Dresden. — durch einen Schüler von Kanne: Anselm Feuerbach, mit dem Max in Heidelberg studierte. — Die echt pädagogischen Briefe des Vaters: abgedruckt von Nerrlich in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung, 11. Dez. 1888, Nr. 129.

130. (S. 207.) Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Försters. Hg. von L. Förster. Dresden 1846. S. 253. — die

Schwester seiner Gattin: Minna Uthe-Spazier. – S. 209. Küttner hatte 1808 J. P. in Baireuth besucht. Vgl. a. a. O. S. 20. – S. 210. Fürbitte für eine hartbedrängte Frau: die Tochter des Historikers Schlözer; vgl. „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" VII, 162 ff. – S. 213. Mittageinladung zu dem Grafen Kalkreuth: vgl. Malsburg an Tieck, zweiten Pfingsttag 1822: „Jean Paul schlug das Diner wegen Müllner aus; der Pudel war mit im Spiel, denn Jean Paul sagte: er fürchte, Müllner möge ihm Terpentin ins Ohr gießen." (Briefe an Tieck, hg. von Holtei, II, 309.) – S. 214. Jean Pauls Nichte: Minona Spazier. — S. 215. Müllners Billet: der genaue Text ist abgedruckt in der Zeitung für die elegante Welt, 17. Sept. 1822, Nr. 182.

131. (S. 219.) Quelle wie 62. II, 243. – Ich wollte zur Chézy: vgl. J. P. an seine Frau, 12. Mai 1822: „Der Helmina Chézy begegnete ich auf dem Wege zu Tieck."

132. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Chézy. Schaffhausen 1863. I, 243.

133. (S. 222.) a) Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Kommentar zu dessen Werken von R. O. Spazier, Neffen des Dichters. Leipzig 1833. V, 173 ff. — b) Aus meinem Leben. Von R. O. Spazier. Literaturblatt, hg. von Anton Edlinger. Wien 1879. III, 401 ff. (Vgl. Vorwort S. X. Spaziers Angaben sind oft unzuverlässig.) — S. 225 ff. Über die Auftritte mit Mahlmann und Müllner hat Spazier auch im „Gesellschafter" vom 5. Okt. 1829 (Beilage Nr. 21) berichtet. — S. 225 f. ein früheres Zusammentreffen in Wörlitz: im Juni 1800 auf Jean Pauls Rückreise von Berlin nach Weimar. – Kein Rat, ein anderes Buch zu beginnen: so hatte Jean Pauls Sohn, als er mit fast sechzehn Jahren nach München kam, noch nichts von seinem Vater gelesen. — S. 229. eine Familie bei Kötschenbroda: vgl. J. P. an seine Frau, 19. Mai 1822: „Morgen fahr' ich zum zweiten Male [!] mit Uthes auf das Land zu einer herrlichen Familie Schwarz, die ihren Wein- und Landsitz Friedstein nennt . . ." Spaziers folgende Erzählung ist also dahin zu berichtigen, daß J. P. einen dritten Besuch verweigerte; s. S. 232.

134. (S. 232.) Quelle wie 133a. V, 182. Daß die „geistreiche Frau" Spaziers Mutter ist, geht aus dem Schlußsatz hervor, vgl. J. P. an seine Frau, 24. Mai 1822: „Am ersten Pfingsttage kam Minona [Spazier] wie wahnsinnig vor Zahnschmerz mit der Magd nachts zu mir, als ich schon schlief; und zum Glück magnetisierte ich ihr im Freien einen ruhigen Schlaf bis morgens 8 Uhr ein."

135. (S. 233.) Quelle wie 8.

136. (S. 237.) Friedrich Perthes' Leben. Gotha 1855. III, 47. — Mittel zum Einschläfern: s. die Anmerkung zu 87, S. 107. – S. 238. Krause: über Jean Pauls Konflikt mit ihm s. Spazier V, 186 f.

137. (S 238.) Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Berlin 1823. II, 32.

138. (S. 238.) Quelle wie 128. II, 107 f. 84 f. Das Gespräch über Tieck setzt Rellstab in seinen ersten Besuch bei Jean Paul (Aug. 1821), zweifelt aber selber, ob es nicht erst bei dem späteren vorgefallen sei; letzteres ergibt sich schon daraus als richtig, daß Tiecks „Gemälde" erst im Herbst 1821 erschienen. Ebenso muß das Gespräch über Hitzig in diese zweite Zusammenkunft fallen, da dessen Besuch erst im Herbst 1822 stattgefunden hatte.

139. (S. 240.) Ansichten und Umrisse aus den Reise-Mappen zweier Freunde. Hg. von F. von Elsholtz. Berlin und Stettin 1831. I, 10. (Vorher im „Gesellschafter", 19. Nov. 1828, Nr. 185.) Die Datierung ergibt sich u. a. aus dem voraufgehenden Zusammentreffen der Reisenden mit Goethe in Marienbad. Die neue (dritte) Auflage des Hesperus war allerdings schon 1819 erschienen; wahrscheinlich sind hier Hesperus und Loge miteinander verwechselt und die 1822 erschienene Neuauflage der unsichtbaren Loge sowie der der zweiten Auflage des Hesperus (1798) beigegebene Pfenningersche Kupferstich von Jean Paul gemeint. — Der Kongreß von Verona fand Okt. bis Dez. 1822 statt.

140—142. (S. 241—244.) Quelle wie 133a. V, 190; I, 63; II, 126. — S. 244. Roquairols Stube: Titan, 53. Zykel. – Jahrmarktnachmittag: vgl. die Schilderung des Jahrmarktbesuches in Hof in Jean Pauls Selbstbiographie, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" I, 92 ff.

143. (S. 244.) Quelle wie 124. II, 602. – S. 246. von seinem gegenwärtigen Werke: Selina. – „Wäinämöinens Harfe": s. Platens sämtliche Werke, hg. von Max Koch und Erich Petzet, II, 139.

144. (S. 247.) a) Quelle wie 133a. V, 202. — b) Jean Paul Friedrich Richter in seinen letzten Tagen und im Tode von Dr. Richard Otto Spazier, Breslau 1826. S. 65 ff. 100 ff. (Vgl. Vorwort S. X.) – S. 248. mit der Gutmütigkeit Sternes: richtiger: Onkel Tobys in Sternes „Tristram Shandy". – S. 252. die Beschwerde des Siebenkäs: Kap. 5 der zweiten Auflage. – S. 254. „Johanneskraft der Liebe": Jean Paul gebraucht diesen Ausdruck in bezug auf Heinrich Voß, s. „Briefwechsel zwischen H. Voß und J. P.", S. 146. – S. 259. in der Konjekturalbiographie: „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf", Gera und Leipzig 1799, S. 388 ff.

145. (S. 261.) Quelle wie 117. III, 98. — Die Reise nach Darmstadt unterblieb.

146. (S. 262.) Jens Baggesens Biographie. Von August Baggesen. Kopenhagen 1856. IV, 394. (Aus dem Dänischen übersetzt.) — „Labyrinth“: eine humoristische Reisebeschreibung, übersetzt von Cramer, Altona und Leipzig 1793—95. — „Parthenaïs oder die Alpenreise; ein idyllisches Epos in neun [später zwölf] Gesängen“ erschien zuerst im Taschenbuch für Damen auf 1803. — „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls; ein humoristisches Epos in zwölf Büchern“ erschien 1826.
147. (S. 263.) Jens Baggesens poetische Werke in deutscher Sprache. Leipzig 1836. V, 226. — S. 266. vom südlichen Osten: gemeint ist die damalige Nachahmung der orientalischen Poesie.

148. (S. 266.) Quelle wie 133a. V, 145.

149. (S. 266.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin. — S. 267. durch die teuersten Verluste: am 1. Nov. 1819 war ihr Vater gestorben, 25. Sept. 1821 ihr Sohn, 11. März 1825 ihre Schwester Minna Uthe-Spazier.

150. (S. 267.) Quelle wie 144b. S. 6. 10ff. 43ff. 58f. 100. 113ff. Spazier war zur Mitarbeit an der Gesamtausgabe von Jean Pauls Werken herbeigerufen. — S 272. Herbarts „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik“, Königsberg 1824 bis 1825. — das erste Bewußtwerden: vgl. „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ I, 53. — S. 273. Die Bemerkung, daß die Hunde ihren Schwanz immer auf der linken Seite trügen, stammt aus Musäus' „Physiognomischen Reisen“ (3. Heft), einem Lieblingsbuche des jungen Jean Paul. — S. 276. der Staat von Kongestionen nach dem Kopfe geheilt: derselbe Vergleich findet sich in Sternes „Tristram Shandy“ (I, 18) und in Smolletts „Humphry Clinker“ (in Bodes Übersetzung, Neue Auflage, I, 238). — S. 279. jene Stelle des Ajax in der Ilias: vielmehr in Sophokles' „Rasendem Aias“. — S. 281. „Nach Sevilla! nach Sevilla!“ aus Brentanos „Ponce de Leon“ (1803), komponiert von Luise Reichardt. — S. 282. der heilige Christoph von Hemling: s. Anmerkung zu 100. — S. 287. des neuen Königs von Baiern: Ludwig I., der am 13. Okt. 1825 den Thron bestiegen hatte. — S. 288. Übergabe der Prinzessin im Hesperus: 10. und 11. Hundsposttag. Prinz Maximilian von Sachsen (Vater des Königs Friedrich August II.) hatte sich 1794 mit Karoline von Parma (gest. 1804), 1825 mit Luise von Lukka verheiratet. — S. 290. der Freund: Emanuel.

151. (S. 290.) Handschrift: Kgl. Bibl. Berlin. Vgl. „Deutsche Dichtung", hg. von K. E. Franzos, 1887, III, 89.

152—154. (S. 291 f.) Quelle wie 1. III, 51; II, 81 u. 134.

155. (S. 293.) Die Gartenlaube. 1862. Nr. 35: „Ein Blatt des Gedenkens an die Witwe Jean Pauls." Von Georg Horn. (Nach Mitteilung Karolinens.)

156. (S. 293.) Quelle wie 1. VII, 210. — S. 298. in dem Garten, worin er arbeitete: dem Kammerrat Miedel gehörig, jetzt Herrn Kommerzienrat Schüller, Dürschnitz 7.

157. (S. 299.) Aus der Jugendzeit. Von Ernst Förster. Berlin und Stuttgart 1887. S. 353 f.

158. (S. 299.) Der Gesellschafter. 3. April 1826. 53. Blatt. — S. 301. wenn er doch hier wäre: er war damals in Löbichau. — S. 302. vielleicht kommt er selbst her: er war schon Ende Juli 1819 einige Tage in Baireuth zu Besuch gewesen. — eine Fürstin aus Sachsen: die Herzogin von Kurland. — von den vielen Festereien hat er etwas abgekriegt: er war bald nach der Rückkehr von Heidelberg (1817) erkrankt.

159. (S. 303.) Zeitung für die elegante Welt. 23./24. Okt. 1826. Nr. 207 und 208. — S. 304 f. wenn ich gleich seine Schriften nicht gelesen habe: andre Berichterstatter behaupten — gewiß unrichtig —, Jean Paul habe zuweilen ihr Urteil über einzelne Stellen verlangt. — S. 305. in Berlin haben sie seinen Geburtstag gefeiert: 1823 im Mittwochsklub.

160. (S. 307.) Handschrift: Kgl. Bibl. Dresden. Vgl. J. P. an seine Frau, 12. Juni 1819: „Ein Professor Müller aus Bremen wurde in dem gedachten Gartenkonzert [1. Juni], als er eine Damengesellschaft nach dem Dichter Uhland fragte, für mich angesehen und bekam ihren Wagen und fuhr damit wieder zurück . . . aber jetzt weiß ich selber nicht mehr, wie der Spaß ausging."



Zu den Bildern.

1. (Vor dem Titel.) Geburtshaus in Wunsiedel. Photographie.

2. (S. 24/25.) Gemälde von Heinrich Pfenninger in Gleims Freundschaftstempel in Halberstadt. Gemalt in Leipzig Ende 1797 oder 1798. —

Pfenninger hatte schon im März 1797 im Auftrage Lavaters Jean Paul in Hof gezeichnet und darnach einen Kupferstich gefertigt. (J. P. an Emanuel, 24. März 1797. In einem ungedruckten Billet an Otto vom gleichen Tage ist merkwürdigerweise, ebenso wie „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" V, 198, der von Lavater geschickte Maler Hottinger genannt.) In Leipzig scheint ihm J. P. noch einmal gesessen zu haben, vgl. an Otto, 5. Dez. 1797: „En face hat mich Pfenninger gezeichnet: es ist dem Kupferstich nicht im mindesten ähnlich und mir auch nicht – der Spitzbube sieht mir aus den Augen. Das Publikum wird sich in diese zwei Werke von einem Meister nicht zu finden wissen." Die erste Zeichnung war also vermutlich im Profil und ist wohl die dem Bollingerschen Stich vor dem 48. Bande der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek (1799) zugrunde liegende („H. Pfenninger ad viv. del. 97. F. W. Bollinger sculp. 99"). Unserm in Gleims Auftrage gemalten Bilde entspricht der Stich vor der 1798 erschienenen zweiten Auflage des Hesperus („Pfenninger ad viv. Sintzenich sculp.") Es scheint sogar noch eine dritte Fassung gegeben zu haben, da J. P. (an Emanuel, 12. Mai 1798) von seinem „dreiköpfigen Zerberus-Porträt" spricht. — Die Stiche wurden von allen Bekannten, auch von Jean Paul, für ganz unähnlich erklärt, und Kunz' gegenteilige Behauptung (oben S. 76) ist wenig glaubhaft.

3. (S. 54/55.) Kupferstich von F. W. Nettling (1804) nach Zeichnung von Schröder. Beilage zur Zeitung für die elegante Welt vom 14. Febr. 1804, Nr. 19. – Der Herausgeber (Spazier) bemerkt dazu: „Die Zeichnung ist größer und hat etwas, das dem verkleinerten, übrigens recht fleißigen Stiche fehlt: ein wenig mehr Rundung (Richter ist jetzt stärker und lebt zurück [?]), Lieblichkeit im Munde und poetische Trunkenheit im Auge." Auch Jean Paul fand die Zeichnung richtiger als den Stich (an Emanuel, 26. Febr. 1804). Es wäre nicht ganz unmöglich, daß diese Zeichnung die von Corona Schröter 1796 in Weimar aufgenommene ist (s. „Denkwürdigkeiten aus Jean Pauls Leben" III, 6 f.), da der Name der Künstlerin damals oft in der Form Schröder erscheint. Aufklärung darüber könnte vielleicht der oben S. 76 erwähnte Nettlingsche Stich in der 1799 erschienenen Schallschen Bildnissammlung geben, die mir nicht zugänglich war.

4. (S. 84/85.) Gemälde von Friedrich Meyer, im Besitz von Herrn Oberstleutnant a. D. Brix Förster in München. Gemalt in Baireuth im Mai 1810. — Nach dem einstimmigen Urteil des Dichters und aller Zeitgenossen das beste, ja das einzig ähnliche Porträt.

5. (S. 96/97.) Miniaturbildnis (auf Elfenbein) von Lehmann, im Besitz von Herrn Konsul Karl Schrag in Firma J. L. Schrag Verlag, Nürnberg.

Originalgröße. Gemalt 1815 (nach dem Leben?). — Joh. Leonhard Schrag, der Verleger des „Fibel", erhielt das Bild von Jean Paul zum Geschenk; vgl. Euphorion, 1895, II, 628.

6. (S. 112/113.) Jean-Paul-Büste (Gips), im Besitz von Herrn Friedrich Kallenberg in Baireuth. (Ein zweites Exemplar im Jean-Paul-Stübchen der Rollwenzelei.) — Vielleicht ist dies die für die Königin Karoline von Bayern angefertigte Büste, die J. P. 1820 bei seinem Besuche am Münchner Hofe in ihrem Empfangssaal stehen sah. Ein ungedrucktes Billet an Otto, 13. Jan. 1816, lautet: „Die Zwei: die Königin schrieb mir am letzten Tage ihres Jahres für heute, und heute fing Hildebrand meinen Kopf auf Weldens Rat für sie zu machen an." Dann war dies wohl auch die Büste, von der J. P. 1817 mehrere Exemplare an seine Heidelberger Verehrer schicken mußte. — Die in der Großherzogl. Bibliothek in Weimar aufgestellte Büste ist jedenfalls nicht nach dem Leben gefertigt (von oder nach Schwanthaler?); eine zweite seit einiger Zeit ebendort vorhandene, aus dem Schlosse Löbichau stammende Miniaturbüste stellt meiner Ansicht nach nicht unseren Dichter dar.

7. (S. 156/157.) Wohnhaus in Baireuth, Friedrichstraße Nr. 384 (jetzt Nr. 5). Gezeichnet und lithographiert von H. Stelzner. — Richters wohnten — seit Sept. 1811 — in dem rechten der beiden Häuser im zweiten Stock zur Miete bei dem Bankier Schwabacher, dessen Enkel noch heute das Haus bewohnt.

8. (S. 168/169.) Rollwenzels Wirtshaus bei Baireuth. Gezeichnet von H. Stelzner, gestochen von F. Hablitschek. — Noch erhalten, aber durch einen Aufbau verändert.

9. (S. 172/173.) Jean Pauls Arbeitsstube im Rollwenzelschen Wirtshaus. Gezeichnet und lithographiert von H. Stelzner. — Die Stube, eine Treppe hoch nach hinten gelegen, ist noch unverändert.

10. (S. 214/215.) Kupferstich von Schwerdtgeburth nach Zeichnung von Vogel von Vogelstein, Dresden, Juni 1822. Urania auf das Jahr 1826. — Jean Paul sah diesen Stich noch kurz vor seinem Tode „nicht ohne Mißvergnügen" („Wahrheit aus Jean Pauls Leben" II, S. XVI). — Es existiert noch ein andrer Stich nach derselben Zeichnung (von Bendixen, Hamburg 1826); hier hat der Dichter eine Rose im Knopfloch.

11. (S. 244/245.) Pastellgemälde von Lorenz Kreul. Berlin, Nationalgalerie. Gemalt in Baireuth, Nov. 1823. — Zwei andere Exemplare befinden sich auf den Rathäusern in Baireuth und Wunsiedel, ein viertes im Besitz von Herrn Dr. Pürckhauer in München; welches das Original sei, konnte ich nicht feststellen. Das Berliner Exemplar stammt aus dem Besitz

von Karl Bartsch, s. Vom Fels zum Meer, 1888, XIV, 247. — Wurde lithographiert von Winterhalter. — Spaziers Urteil: „widerlich, fast narrenhaft, freundlich und stutzerhaft", ist etwas zu hart.

12. (S. 266/267.) Karoline Richter. Zeichnung von Ernst Förster, Baireuth 1826, im Besitz von Herrn Oberstleutnant a. D. Brix Förster in München.

13. (S. 290/291.) „Nach dem Tode gezeichnet von J. Würzburger." Lithographie (Exemplar im Besitz des Hist. Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken.)

14. (S 300/301.) Frau Rollwenzel. Miniaturbild im Jean-Paul-Stübchen der Rollwenzelei (wo auch die Haube noch zu sehen ist).

15. S. 304/305.) Jean Pauls und seines Sohnes Grab auf dem Baireuther Friedhof. Stich nach Zeichnung von H. Stelzner. — Bei der Feier des hundertsten Geburtstages (1863) wurde der zerfallene Obelisk durch einen „Findling" aus dem Fichtelgebirge ersetzt. Den Sockel des alten Grabmals bewahrt das Germanische Museum in Nürnberg.

Register.

(Die fett gedruckten Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Berichte, die von der betreffenden Person herrühren oder den betreffenden Ort zum Schauplatz haben; die übrigen auf die Seitenzahlen.)

I. Jean Paul.

Werke.

Familie.

II. Personen.

III. Orte.

Berichtigung.

Die S. 328 geäußerte Vermutung, daß dem Nettlingschen Kupferstich die Zeichnung von Corona Schröter zugrunde liege, ist unrichtig. In einem ungedruckten Briefe an Emanuel vom 2. Dezember 1803 schreibt Jean Paul: „Schroeder traf mich so, daß meine Karoline vor Freude aufschrie. Sie sollen auch einen Kupferstich davon haben." Unsere Unterschrift („im 41. Lebensjahre") ist also zutreffend.

Druck von Mänicke und Jahn, Rudolstadt.

